

HAFNER (3076 m) VOM KLEINELENDTAL (much sinem Aquarell von E. T. Compton)



Jahrbuch des

Österreichischen Alpenvereins

1968

(Alpenvereinszeitschrift, Band 93)

Geleitet für den Österreichischen Alpenverein von Werner Heißel (10.901/93, 2 Ex/1.

Nachdricke, auch auszugsweise, aus dieser Zeitschrift sind nur mit vorheriger Genehmigung durch den Österreichischen Alpenverein gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben

Bild des Schutzumschlages nach einer Farbaufnahme von W. Gastel, D-8901 Gessertshausen, Hauptstraße 63

Innentitelblatt
Hafner (3076 m) vom Kleinelendtal
nach einem Aquarell von E. T. Compton



Drucktechnische Gesamtausführung einschließlich Bindearbeit: Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Buchroithner & Co., Innsbruck, Erlerstraße 5-7

16. 420.

lo

Inhaltsverzeichnis

Seite	hiezu Tafel	hiezu Zeichnung Seite
Ernst Herrmann: Kurze Übersicht über die Schober- gruppe, ihre Hütten und Wege. Mit einem Beitrag von Rudolf Gritsch		
Liselotte Buchenauer: Die Schobergruppe — Bergland der ungenützten Möglichkeiten	1-8	26, 30
Adolf Noßberger: Ersteigung des Hochschobers im Jahre 1901		
Walter Mair: Bergerlebnisse in der Schobergruppe 27)	
Robert Steinberger: Die hochalpine Tierwelt der Schobergruppe	9, 10	
Werner K n a u s: Das Steinwild in Kärnten 37	10, Umschlagbile	i
Emmerich Rutte: Geschichten aus der Schobergruppe 39		
Ernst Herrmann: Weitwanderwege in den österreichischen Alpen		
Friedrich Heck I: 100 Jahre Stüdlhütte (2801 m) am Groß- glockner	11	
Sepp Stahrl: Rund um den Traunstein. Mit einem Beitrag von Erich Neubauer	12	
Adolf Ruttner: Ein Beitrag zur Flora des Traunsteins 65		98, 114
Josef Rampold: Der Schlern — eine Monographie 71	13	
Josef Prochaska: Die Trafoier Eiswand im ersten Welt-		
krieg 81	14	
Karl Kolar: Das Höllental und der Kaiserbrunnen. Landschaft zwischen Schneeberg und Rax		92
Robert Kohlauf: Nun schlafen sie wieder	9	
Ernst Schmid: Bergerinnerungen 99	15	
Karl Finsterwalder: "Tauern" auch außerhalb der Zentralalpen — Schicksale und mögliche Herkunft des Ge-		
birgsnamens		
Robert Kohlauf: Nomenklatur — eine nicht immer ganz wissenschaftlich-ernste Plauderei über Pflanzennamen 115		
Karl Lukan: Um das Geheimnis der Schalensteine 119	16	
Günter Hauser: Die gastfreundlichen Räuber vom Ararat 125		
Marcus S c h m u c k: Alpenvereinsbergfahrt 1967 zum Elbrus und Kasbek	17, 18 oben	136
Kurt Lapuch: Hindukusch-Expedition 1967 der Mochtouristengruppe Salzburg	19	142
Kurt Diemberger: Ein Apfel auf dem Tirich Mir. Uster- reichische Hindukusch-Kundfahrt 1967	20—23	
Rudolf Vogeltanz: Ein seltenes Fossil aus dem Hindukusch 159 Hubert Fexer: Bergabenteuer in Marokko 161	18 unten	158 unten
Friedrich-Wilhelm Bertelmann: Berg- und Reiseerlebnisse in Südamerika	24	166
Hans Kinzl: Wandern und Wege im Gebirge		

Bilder

	Farbiges Titelblatt: Hafner (3076 m) vom Kleinelendtal			
Tafel 1	Die Schobergruppe von der Adlersruhe (Großglockner)	nach	Seite	16
Tafel 2	Aussicht von der Rotspitze (3053 m)	nach	Seite	16
Tafel 3	Aussicht vom Roten Knopf (3281 m) nach Südwesten	nach	Seite	32
Tafel 4	Aussicht vom Roten Knopf (3281 m) nach Südosten	nach	Seite	32
	Aussicht vom Hochschober (3242 m) nach Süden			
Tafel 6	Wangenitz- und Kreuzsee	vor	Seite	33
Tafel 7	Glödis; Noßbergerhütte und Klammerköpfe; Hoher Perschitzkopf und			
	Weißwandspitzen vom Keeskopf	nach	Seite	48
Tafel 8	Bergbauernhof; Doppelharpfen; oberes Mölltal	nach	Seite	48
	Murmele			
Tafel 10	Gänsegeier; Iltis; Steinbock	vor	Scite	49
	Die Stüdlhütte 1868 und 1968			
	Traunstein			
	Santner- und Euringerspitze (Schlern)			
	Trafoier Eiswand			
Tafel 15	Rofanspitze (Sonnwendgebirge)	nach	Seite	96
Tafel 16	"Mühlespiel", Tschötscher Heide bei Brixen; Schalenstein neben Bichler			
•	Kapelle bei Matrei/Osttirol	vor	Seite	97
Tafel 17	Elbrus-Gipfel (5595 m) vom Iriktal	nach	Seite	128
	Blick vom Elbrus auf Zentralkaukasus; Receptaculites neptuni DEFR.			
	Nobaisum Zom (7070 m)			
	Tirith-Mir-Gruppe aus dem Anogolgletscherbecken			
	Tirich Mir (7700 m) vom Owir An			
	Tirich Mir West IV (7300 m), Nordwand			
	Obergang vom Anogol nach Gazikistan			
Tafel 24	Chimborasso	vor	Seite	161
,				
	Abbildungen			
Ralfkopf.	Kalser Törl und Glödis		Seite	26
	d Niederer Prijakt			
Traunstei	· · · · · · · · · · · · · · · · · · ·			
Schlern m	it Euringer- und Santnerspitze			
	Hochquellenleitung, Aquädukt bei Kalksburg 1888; Der Kaiserbrunnen			• .
der Erbau	nung der Quellfassung		Seite	92
	enrose (Rhodothamnus chamaecistus)			
	e (Helleborus niger)			
	Elbrus auf Uschba			
	aisum Zom			
	he Obersicht der Tirich-Mir-Gruppe			
	dites			
4 34	11			

Kurze Übersicht über die Schobergruppe, ihre Hütten und Wege

ERNST HERRMANN

(Mit einem Beitrag von Rudolf Gritsch)

Wer an einem herrlichen Tag vor der Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruhe unter dem Großglocknergipfel, der höchstgelegenen Schutzhütte Österreichs, die unermeßliche Fernsicht genießt, dem fällt ein eisgepanzerter Hochgipfel im Süden auf, der den Blick unwillkürlich auf sich zieht. Es ist der Hochschober (3240 m), der der Schobergruppe den Namen gab, obwohl er nicht der höchste Gipfel ist. Während das Glocknergebiet wie ein Magnet alljährlich nicht nur die wirklichen Bergsteiger, sondern durch die Großglockner-Hochalpenstraße auch einen ungeheuren Strom von Reisenden in seinen Bann zieht, ist die Schobergruppe, gewissermaßen im Schatten des Großglockners, bis heute einsam geblieben, und nur die sie umrahmenden Täler, wie das Mölltal und das Iseltal, werden vom Fremdenstrom durchflutet. Die Schobergruppe ist zwar nicht stark vergletschert, hat jedoch bei einem Ausmaß von etwa 100 Quadratkilometern sogar 51 Dreitausender aufzuweisen. Eine besondere Eigenart der Schobergruppe aber sind die zahlreichen großen und kleinen Bergseen in den Karen; sie machen die durch das dunkle Granitgestein und das grobe Blockwerk oft schwermütig wirkende Landschaft, besonders bei trüber Witterung, wesentlich freundlicher und hellen sie in ihrem Stimmungsgehalt auf. Diese Seen verleihen der Schobergruppe eine gewisse Ahnlichkeit mit den Schladminger Tauern. Sie ist unverdientermaßen verhältnismäßig wenig besucht; eine "Überfüllung", wie in anderen Modegebieten der Alpen, ist nicht zu befürchten.

Da die Schobergruppe gering vergletschert ist, war der Wegebau in größerem Ausmaß möglich, und auch die Erschließung durch Hütten ist zufriedenstellend durchgeführt, so daß eine Durchwanderung auf leichten und etwas schwierigen Wegen mit großem Genuß "von Hütte zu Hütte" durchgeführt werden kann. Die schönste Weganlage ist der "Wiener Höhenweg", der vom Iselsberg, zwischen Lienz und dem Mölltal, einen herrlichen Zugang zum Großglockner ermöglicht. Viele Jahre allerdings fehlte ein wichtiger Stützpunkt. Die prächtig gelegene Wangenitzseehütte der AVS Moravia an dem gleichnamigen See ist nach dem zweiten Weltkrieg einem verbrecherischen Anschlag (Brandstiftung nach Einbruch) zum Opfer gefallen. Dadurch wurde der Wiener Höhenweg nur selten in seiner ganzen Länge begangen und geriet in Vergessenheit. Nun aber wurde durch die Tatkraft der AVS Holland die Hütte wieder aufgebaut und im Sommer 1966 eröffnet. Dadurch kann der Weg nun wieder leicht begangen werden, und die neue AV-Karte der Schobergruppe wird viele veranlassen, selbst einmal diesen Weg zu gehen. Aber auch in anderen Talschlüssen stehen AV-Hütten, und dadurch sind andere Zugänge und Anschlüsse an den Wiener Höhenweg gegeben. Deshalb soll auf solche Möglichkeiten hingewicsen werden, um die Zusammenstellung einer Urlaubswanderung zu erleichtern. Übrigens sind in der Schobergruppe auch herrliche Dreitausender, von denen einige bei der Durchwanderung leicht mitgenommen werden können; ich nenne nur das Petzeck (3283 m), den höchsten Gipfel der gesamten Schobergruppe (vor der letzten Vermessung galt der Rote Knopf als höchster Gipfel, doch ist er nur 3281 m), ferner den Hochschober (3242 m), der der Gruppe den Namen gab, den eleganten Glödis (3206 m), ein Kletterberg, und viele andere Dreitausender, die weglos geblieben sind und ihre Ursprünglichkeit bewahrt haben.

Erschließung: Wie in den meisten Alpengruppen wurden die leichten Gipfel schon sehr früh von Hirten, Jägern und später von Vermessern bei ihrer Berufsarbeit betreten, doch sind davon keine näheren Berichte vorhanden. Der höchste Gipfel, das Petzeck, wurde bereits 1844 von Fr. Graf, Kaplan in Sagritz bei Heiligenblut, aus dem Wangenitztal erstiegen, der Hochschober am 18. August 1852 von Franz Keil, dem berühmten Geologen und Landvermesser, mit Begleitung durch das Leibnitztal. Doch der Haupterschließer ist unser unvergeßlicher Ludwig Purtscheller, der im Jahre 1890 die Schobergruppe durchstreifte, zahllose Gipfel erstieg und erst den Kammverlauf und die vielen, oft falschen Bezeichnungen von Gipfeln und Scharten richtigstellte. Ein stärkerer Besuch von Bergsteigern und die endgültige Erschließung des Gebiets setzte erst nach dem ersten Weltkrieg mit dem Bau von AV-Hütten und -Wegen ein, vorher stand ja nur die Lienzer Hütte seit 1892 als einziger AV-Stützpunkt den Bergsteigern zur Verfügung.

Zureise: Die beste Bahnzureise für den von Norden Kommenden ist die herrliche Tauernbahn (für die Autofahrer Autoschleuse durch den Tauerntunnel) bis Spittal-Millstätter See und weiter nach Lienz; schöner ist die Fahrt von Mallnitz am Südausgang des Tauerntunnels mit dem Postauto direkt zum Iselsberg (Ausgangspunkt des Wiener Höhenweges) und allenfalls weiter nach Lienz (auch bester Weg für Autofahrer, die die Autoschleuse benützen). Eine weitere Zufahrt ist die herrliche Großglockner-Hochalpenstraße, besonders für die Talorte des Mölltales, und weiter auch über den Iselsberg nach Lienz (Postautolinie Salzburg oder Zell am See—Lienz). Schließlich wäre eine neue Zufahrt die Felbertauernstraße vom Raum Kufstein—Kitzbühel—Mittersill durch den neuen Tunnel nach Matrei in Osttirol und durch das Iseltal nach Lienz (Postautolinie Kufstein—Lienz).

Täler und Talorte: Die Schobergruppe wird durch das Peischlachtörl (2490 m) von der Glocknergruppe und durch den Iselsberg (1207 m) von der anschließenden Kreuzeckgruppe getrennt; auf der Westseite wird die Schobergruppe durch das Iseltal, auf der Ostseite durch das Mölltal begrenzt; am Fuße des Südausläufers der Gruppe, dem Zettersfeld und bestem Schiberg, liegt der Hauptort von Osttirol, die Stadt Lienz, die damit auch Hauptausgangspunkt für Bergfahrten ist. So kann von hier aus das Zettersfeld mit seinen Hütten und Berggasthäusern auch durch eine Seilschwebebahn erreicht werden. Ferner wird von Lienz oder kürzer vom Iselsberg durch das Debanttal die Lienzer Hütte in 5 bis 6 Stunden erreicht. Andere wichtige Talorte für Aufstiege zu den Hütten sind im Iseltal St. Johann im Walde (Postautohaltestelle der Linie Lienz—Matrei i. O.) für die Hochschoberhütte (Aufstiegszeit 5 Std.); im Mölltal Mörtschach für die Wangenitzseehütte durch das Wangenitztal (4½ Std.), Döllach (oder näher Haltestelle Putschall) für die Adolf-Noßberger-Hütte am Gradensee durch das Gradental (4½ Std.) und Heiligenblut für die Elberfelder Hütte durch das Gößnitztal (5 Std.).

Ernst Herrmann

Das Wangenitztal

Von Mörtschach im Mölltal führt ein neuer Fahrweg mit Hartdecke in die Ortschaft Pirkachberg, weiter "auf eigene Gefahr" zur unteren Wangenitzalm im Wangenitztal. Von dort in 3 bis 4 Stunden zur neuen, innen wie außen modern gestalteten und eingerichteten Wangenitzseehütte (2508 m), etwas oberhalb des größten und schönsten Sees der Schobergruppe, des Wangenitzsees. Ein kleinerer, der Kreuzsee, ergießt sein Wasser in den Wangenitzsee. Das Herz der Schobergruppe wird dieser Erdenwinkel auch genannt, und drei nahe Dreitausender sind von dort erreichbar: Perschitzkopf (3125 m), Krucklkopf (3181 m) und das Petzeck (3283 m), der höchste und mächtigste Berg der Schobergruppe. Von ihm reicht die Sicht vom Triglav bis zum Ortler und vom Dachstein bis zur Marmolata, Venediger und Glockner selbstverständlich eingeschlossen. Vom Wange-

nitzsee leitet ein markierter Steig über die untere Seescharte (2533 m) zur Lienzer Hütte im Debanttal (3 bis 4 Std.).

Das Gradental

Von Döllach bzw. Putschall im Mölltal zweigt das Gradental nach Südwesten ab. In 4 bis 6 Stunden erreicht man die auf dem zweiten Hochplateau stehende Adolf-Noßberger-Hütte des OeAV, Sekt. Wiener Lehrer (2488 m), etwas oberhalb des Großen Gradensees. Vorher ist man schon bei den blauen und grünen Augen des Vorder- (2317 m) und Mittersees (2421 m) vorbeigekommen. Über die Niedere Gradenscharte (2796 m), bei Nebel und Schnee kritisch (in der Scharte Drahtseilsicherung), kann man ebenfalls zur Lienzer Hütte gelangen (ca. 4 Std.). Auch die Adolf-Noßberger-Hütte ist Ausgangspunkt für Hochtouren (12 Dreitausender).

Das Gößnitztal

betritt man von Heiligenblut-Winkl. 4 bis 5 Stunden benötigt man zur Elberfelder Hütte (2346 m). Ein Höhenweg (markiert, Vorsicht bei Schlechtwetter, an einer Stelle Drahtseilsicherung), führt an drei Seen (Vd.-, Mt.-, Ht. Langtalsee) vorbei. Eine eindrucksvolle Wanderung in absoluter Stille bei Begegnung mit Gemsen und Murmeltieren. Diese Hütte ist ebenfalls Standquartier für Hochtouristen (15 Dreitausender). Leichtere Dreitausender sind das Kögele (3030 m) und das Böse Weibele (3121 m) — als wenn es "Böse Mandln" nicht auch gäbe! Eine schöne Hochtour ist die Besteigung des Roten Knopfs (3281 m), Bergkreuz, markierte Route, Schwindelfreiheit Bedingung. Prachtvolle Aussicht wie vom Petzeck. Übergänge: Über die Gößnitzscharte (2737 m) zur Lienzer Hütte (ca. 4 Std.), über die Hornscharte (2958 m) zur Noßbergerhütte (ca. 4 Std.). Über den Kesselkeessattel (2996 m)—Peischlachtörl (2490 m) zur Glorerhütte (2651 m), auch Teplitzer Hütte genannt. Von dort durchs Leitertal hinaus nach Heiligenblut.

Das Debanttal

Man betritt es am besten von der Südrampe der Iselsbergstraße (Postautohaltestelle Waßlerreide) oder mit einem eigenen Fahrzeug dort abzweigend (Wegweiser) und das schmale Sträßlein entlang hoch über dem Debantgraben bis zum Wirtshaus In der Sag (1147 m) (ca. 4 km). Auf eigene Gefahr kann man auf einem sehr rauhen Wald- und Almweg rund 8 Kilometer weiter bis zur Rohracher-Alm fahren (Talstation der Materialseilbahn zur Wangenitzscehütte), falls nicht ein Unwetter Weg und Brücken weggerissen hat, wie es in den Jahren 1965/66 einige Male der Fall war. Der Fußweg von Debant bei Lienz durch den Debantgraben dürfte noch unpassierbar sein. Von der Rohracher-Alm sind es bis zur Lienzer Hütte des OeAV (1977 m) immer noch 11/2 Stunden. Kaum eine Hütte in den Alpen hat so viele, z. T. hochalpine Übergänge aufzuweisen. Daher ist auch hochalpine Ausrüstung bei einigen derselben, die bei nahe 3000 Höhenmetern liegen, notwendig. Wir zählen 11 Zu- und Übergänge, von denen wir schon einige genannt haben. Von Lienz mit der Seilbahn oder zu Fuß aufs Zettersfeld (1812 m), dort auch eine gut bewirtschaftete Alpenvereinshütte, die Biedner-Alm-Hütte, und ein Naturfreundehaus, weiter zum Steinermandl (2213 m), Abstecher zu den vier Neualplseen (2453 m) möglich (markiert), sonst Markierung direkt zur Lienzer Hütte (von der Bergstation 5 bis 6 Std.). Vom Zettersfeld kann die Schleinitz (2905 m), Gipfelkreuz, am leichtesten bestiegen werden; sehr blockig (ca. 3 bis 4 Std.). Die Schleinitz ist der höchste Berggipfel, den man vom Lienzer Becken aus sieht, und gewährt eine hervorragende Weitsicht.

Ein weiterer Übergang ist (mühselig) von Ainet im Iseltal über das malerisch gelegene Alkus (1300 bis 1400 m), die Alkuser Alm, den schönen, großen Alkuser See (2432 m), das schuttreiche Trelebitschtörl (2726 m) zur Lienzer Hütte (ca. 8 bis 10 Std.). Von der Alkuser Alm führt eine Abzweigung über die Mirschachscharte (2694 m) zur Hochschoberhütte (2322 m). Die Markierung ist in höheren Lagen mangelhaft, daher bei Nebel leicht zu verlieren (Nasensteig).

Das Leibnitztal

Von St. Johann im Walde (Iseltal) über Unterleibnig zur Hochschoberhütte (4 bis 5 Std.). Standquartier zur Besteigung des Hochschobers (3242 m) über die Staniskascharte (2936 m); alpine Ausrüstung und Trittsicherheit erforderlich. Von der Hochschoberhütte über das Leibnitztörl (2573 m) und den Gartlsee (2571 m) zur Lienzer Hütte (21/2 Std.). Oder von der Hochschoberhütte zur Mirnitzscharte (2743 m), Abstecher auf den Leibnitzkopf (2872 m), eine halbe Stunde, eindrucksvoller Blick auf die nahen Dreitausender der Schobergruppe, Abstieg zur Lienzer Hütte (ca. 5 Std. von Hütte zu Hütte).

Das Lesachtal

Von Lesach bei Kals (1318 m, Osttirol) durchs Kalser Lesachtal zur Lesacher Hütte (1828 m), über das Schoberkees und Schobertörl (2905 m) zur Lienzer Hütte (7 bis 9 Std.). Sehr sichere, ausgerüstete Hochalpinisten können vom Schobertörl über den Kleinschober (3125 m) zum Hochschober (3242 m), keine Markierung.

Ein weiterer Übergang besteht von Lesach-Lesacher Hütte über das Kalser Kees und Kalser Törl (2806 m) zur Lienzer Hütte (7 bis 8 Std.).

Hochschober (3242 m)

Diesen Gipfel erreicht man von der Lienzer Hütte über den Franz-Keil-Weg zum Schobertörl, wie oben beschrieben, oder steiglos über Schutthalden, Firnfelder und Gratrippen, zuletzt vom Vorkopf im Norden über einen zuweilen verwächteten Firngrat. Achtung, keine Markierung! Alpine Ausrüstung und Schönwetter sowie absolute Trittsicherheit und Schwindelfreiheit Voraussetzung. Vom Gipfel außergewöhnlich weite Fernsicht vom Triglav in Jugoslawien, Julische Alpen, Karnischer Kamm, Lienzer Dolomiten, Südtiroler Dolomiten, Adamello, Presanella, Ortler, Venediger, Glockner, Ankogel, Kreuzeck, Reißeckgruppe bis zum Dachstein.

Fast in allen Talorten und Schutzhütten stehen Bergführer zur Verfügung. Das Bergerlebnis mit einem Führer ist gleich groß wie bei Alleingang. Minder Geübte kommen auf diese Weise auch auf manchen Dreitausender, den sie allein sonst nicht wagen sollen!

Glödis (3206 m)

Der schönste Berg in der Schobergruppe ist der Glödis (3206 m). Die Einheimischen nennen ihn stolz "das Matterhorn der Schobergruppe". Die zu seiner Spitze führenden gleichmäßigen fünf Grate bilden eine eindrucksvolle Pyramide, von welcher Seite man den Berg auch betrachtet. Besteigung kritisch, sehr brüchiges Gestein, keine Markierung. Bei einer versuchten Markierung stürzte ein Mann zu Tode.

Rudolf Gritsch, A-9841 Winklern im Mölltal

Schutzhütten: Lange Zeit war die Lienzer Hütte (1977 m) im innersten Debanttal der einzige Stützpunkt für Bergsteiger; sie liegt inmitten der ganzen Schobergruppe. Sie wurde schon 1892 erbaut und 1924 und 1929 erweitert. Im Jahre 1921/22 erbaute die

AVS Wiener Lehrer, deren Arbeitsgebiet ein Großteil der Schobergruppe ist, als Stützpunkt für den westlichen Teil der Gruppe die Hochschoberhütte (2322 m), die vor allem hochgelegener und nächster Ausgangspunkt für eine Ersteigung des gleichnamigen Berges ist. Sie wurde wegen des zahlreichen Besuches 1925, 1929 und 1935 durch Zubauten erweitert. Im Ostteil der Schobergruppe wurde die Wangenitzseehütte (2508 m) 1927 von der AVS Moravia in Brünn erbaut. Durch Brand zerstört, wie eingangs erwähnt, wurde sie von der AVS Holland neu erbaut. Im Jahre 1931 wurde im obersten Gradental die Adolf-Noßberger-Hütte am Gradensee (2488 m) als zweite Hütte der AVS Wiener Lehrer eröffnet und nach ihrem langjährigen und überaus verdienstvollen Vorstand benannt. Schließlich sei kurz der Erschließung des Zettersfeldes nordöstlich von Lienz gedacht, das als Schiberg seit der Erbauung der Seilschwebebahn eine bedeutende Rolle spielt. Fortsetzung der Seilbahn sind mehrere Schilifte, so auch auf das Steinermandl; für längeren Aufenthalt entstand vor allem das Zettersfeld-Jugendheim (1980 m) des AV, 15 Minuten oberhalb der Seilbahnbergstation, das besonders für Jugendschikurse als Stützpunkt dient. Schulen kommen oft von weit her, um dieses schöne Heim zu benützen; so hält beispielsweise das Deutsche Gymnasium in Rom seit mehreren Jahren hier seine Schikurse ab. Der Österreichische Touristenklub erwarb durch Kauf die Zettersfeldhütte (1815 m), 1/4 Stunde westlich der Seilbahnstation, die "Naturfreunde" erbauten ein Haus (1800 m), 40 Minuten östlich von der Seilbahnbergstation entfernt. Außerdem stehen mehrere private Gasthöfe, so der neu aufgebaute Biedner-Alm-Gasthof (1776 m) in nächster Nähe der Seilbahnbergstation den Bergsteigern und Schifahrern zur Ver-

Weganlagen: Ausgezeichnete und gut bezeichnete AV-Wege führen von den Hütten zu den Talorten (siehe oben), ferner Verbindungswege, "Höhenwege von Hütte zu Hütte", die ausführlich in einem eigenen Aufsatz dieses Jahrbuches beschrieben werden. Sie sollen hier nur kurz als Wandervorschläge übersichtlich zusammengestellt werden.

Wandervorschläge: "Rückgrat" der Weganlagen in der Schobergruppe ist der "Wiener Höhenweg", der in folgende Teilstrecken zerfällt:

- Ausgangspunkt ist der Iselsberg (1204 m) (siehe Zufahrt). Der "Wiener Höhenweg" beginnt beim Defreggerhof und führt über die Raner Alm (1903 m) — einfache Unterkunft möglich — und Moser Alm über die Obere Seescharte (2604 m) zur Wangenitzseehütte (2508 m) in herrlicher Lage am gleichnamigen See. Gehzeit 5 Std. (Adolf-Zinke-Weg).
- Wangenitzseehütte—Kreuzseeschartl—Niedere Gradenscharte (2796 m)—Adolf-Noßberger-Hütte (2488 m). Gehzeit 3 Std. (Ferdinand-Koza-Weg).
- a) Adolf-Noßberger-Hütte—Hornscharte (2958)—Elberfelder Hütte (2346 m). Dieser Weg ist trotz Drahtseilsicherung nicht leicht und nur für geübte Bergsteiger. Gehzeit 4 Std. (Rudolf-Eller-Weg).
- 3. b) Adolf-Noßberger-Hütte—Klammerscharte (2930 m)—Elberfelder Hütte. Da der Weg über die Hornscharte durch Schnee und Vereisung Schwierigkeiten bereiten kann, wurde später eine leichtere und kürzere Verbindung dieser beiden Hütten durch eine neue Weganlage hergestellt. Bei beiden Wegen sind kleine Gletscher zu überschreiten, daher Seilmitnahme empfehlenswert! Dieser Weg ist auf der neuen AV-Karte noch nicht eingezeichnet.
- 3. c) Sollten beide Wege a) und b) nicht gut gangbar sein oder will man den Schwierigkeiten ausweichen, so gibt es folgende, allerdings längere, dritte Verbindung: Adolf-Noßberger-Hütte—Niedere Gradenscharte (2796 m)—Lienzer Hütte (1977 m), 21/2 Stunden (Adolf-Noßberger-Weg), von hier über das Gößnitztörl (2737 m)— Elberfelder Hütte, 31/2 Stunden (Elberfelder Weg).
- Elberfelder Hütte—Kesselkeessattel (2996 m)—Peischlachtörl (2490 m)—Glorerhütte (2651 m). Gehzeit 5½ Std. (Fritz-Senders-Weg).

Damit ist die Schobergruppe ganz durchwandert und der Übertritt in die Glocknergruppe durchgeführt. Mögliche Weiterwanderung: Glorerhütte—Salmhütte (2638 m), 1 Std.—Hohenwartscharte (gesichert, doch Übung erforderlich)—Erzherzog-Johann-Hütte (3454 m), 2½ Std.—Großglockner (3798 m), 1½ Std. Falls Zeitmangel oder schlechtes Wetter die Besteigung des Großglockner nicht zulassen, kann von der Glorerhütte nach Kals oder Heiligenblut abgestiegen werden, ebenso von der Salmhütte nach Heiligenblut oder auf dem Viktor-Paschinger-Weg über die Stocker Scharte (2442 m) und nach Querung der Pasterze das Franz-Josephs-Haus (2422 m) (Endpunkt der Glocknerstraße) oder allenfalls über den Staudamm der Margaritzensperre das Glocknerhaus (2132 m) erreicht werden.

Andere Zugänge und Anschlußwege an diesen Hauptweg wären noch als besonders empfehlenswert zu nennen:

1. Zugänge zur Lienzer Hütte:

- a) Lienz-Zettersfeld (Auffahrt auch mit der Seilbahn, in diesem Falle auch schon hoch gelegener Ausgangspunkt bei der Bergstation, 1812 m), dann neuer Höhenweg hoch über dem Debanttal zur Lienzer Hütte (41/2 Std.).
- b) Von Ainet über die Straße zum Oberfercher oder (ohne eigenes Fahrzeug besser) von St. Johann im Walde mit einer Seilbahn nach Oberleibnig und durch das Leibnitztal zur Hochschoberhütte (2322 m), 5 Std.; von Oberleibnig 3 Std.; nun über das Leibnitztörl (2591 m) auf dem Franz-Keil-Weg in 2½ Stunden zur Lienzer Hütte (auch über die Mirnitzscharte, 2743 m, führt ein bezeichneter, doch wegloser Übergang, 2½ Std., doch mühsamer).
- 2. Von der Lienzer Hütte (1977 m) Anschluß an den "Wiener Höhenweg".
 - a) Lienzer Hütte-Untere Seescharte (2533 m)-Wangenitzseehütte (2508 m), 21/2 Std. (Adolf-Zinke-Weg).
 - b) Lienzer Hütte-Niedere Gradenscharte (2796 m)-Adolf-Noßberger-Hütte am Gradensee (2488 m), 21/2 Std. (Adolf-Noßberger-Weg).
 - c) Lienzer Hütte—Gößnitztörl (2737 m)—Elberfelder Hütte (2346 m), 31/2 Std. (Elberfelder Weg).

Aus diesen kurzen Angaben mag sich jeder nun nach Lust und Können eine Höhenwanderung durch die Schobergruppe zusammenstellen, wobei ihm die neue AV-Karte dieses Gebietes, die dem Jahrbuch beiliegt, hervorragende Dienste leisten wird. Schon die "Vorfreude der Planung" einer Bergfahrt ist ein "Vorschuß auf den kommenden Bergurlaub"! Möge dann der Plan Wirklichkeit werden. Wer bei halbwegs günstigem Wetter die Schobergruppe auf AV-Wegen "von Hütte zu Hütte" durchwandert und gar noch einige Gipfel besteigen konnte und zum Schluß von der Spitze des Großglockners Rückschau hält, wird die Schobergruppe nicht so leicht vergessen!

Führer und Karten:

Böhm-Noßberger "Schobergruppe", Artaria-Verlag 1925 (mit Nachträgen von 1935). Louis Oberwalder "Osttirol", Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München 1956.

Ernst Herrmann "Tauernhöhenwegführer", 3. Auflage, 1967, Verlag Gerlach & Wiedling, Wien. (Die 4. Auflage wird durch Aufnahme der Kreuzeck- und Schobergruppe erweitert werden.)

AV-Karte der Schobergruppe 1968, 1:25.000.

Freytag und Berndt's Wanderkarten, Blatt 18, 1:100.000.

Kartographisches Institut, Wien, Wanderkarte, Blatt Lienz, 1:50.000.

Die Schobergruppe — Bergland der ungenutzten Möglichkeiten

LISELOTTE BUCHENAUER

Vor zwölf Jahren konnte ich zum erstenmal in den Jahrbüchern des OeAV und des DAV 1956 über die Schobergruppe berichten. Damals habe ich dieses zu Unrecht vernachlässigte, unglaublich einsame Bergland, das ich für mich neu entdeckt hatte, einem großen Leserkreis ans Herz gelegt. Nun hat man mir zu meiner großen Freude wieder Gelegenheit gegeben, vor demselben Forum nochmals von "meiner" Schobergruppe zu erzählen. Ich tue dies um so lieber, als ich sie im vergangenen Jahrzehnt noch besser kennen- und liebengelernt habe. Aus einer stürmischen Jugendliebe, die mich zu hymnischer Begeisterung hingerissen hat, ist ein noch viel tieferes, klareres Gefühl geworden: eine lebenslange, unlösliche Bindung.

Was hat sich in dieser Zeit in der Schobergruppe selbst ereignet? Mit Genugtuung kann ich vorerst einmal festhalten, daß durch meinen Bericht von 1956 dort wohl eine gewisse bergsteigerische Renaissance stattgefunden hat. Mit fast spitzbübischer Freude aber stelle ich fest, daß diese Wiedergeburt nicht umfassend und umwerfend gewesen ist.

Die Berge um den Hochschober gehören noch immer zum unbekanntesten Teil der Hohen Tauern. Aber das Bergland als solches ist nun wenigstens mehr genannt, die Schobergruppe ist sozusagen "hoffähig" geworden. Nicht zuletzt dadurch, daß die Kartographische Anstalt Freytag-Berndt & Artaria, Wien, einige sachliche Angaben von mir in die Textbeilagen ihrer Wanderkarten 1:100.000 übernommen hat. So hat sich zum Beispiel meine Feststellung, daß die räumlich so kleine Berggruppe 51 Dreitausender umschließt, als sehr "werbewirksam" erwiesen und allgemein Interesse erweckt.

Ein Hüttenwirt der Hochschoberhütte teilte mir seinerzeit seine Freude darüber mit, daß auf meine Aufsätze hin mehr Besucher als früher gekommen wären. Ich selbst führe diese höheren Zahlen nicht so sehr auf meine Lobeshymnen zurück. Heutzutage kommen eben viel mehr Urlauber als früher in die Berge, und auch Bergfremde besuchen Hütten und Höhenwege. Auch die Wege im Gebirge sind jetzt "ermäßigt". Sogar in der Schobergruppe erleichtern Forststraßen und Güterwege die früher endlos scheinenden "Hüttenhatscher". Die Straße von St. Johann im Walde ins Leibnitztal zum Beispiel kann mehr als die Hälfte Anstiegszeit zur Hochschoberhütte ersparen. Dennoch wird gerade dieses Schutzhaus immer noch nicht richtig gewürdigt. Es wäre der gegebene Ort für hochalpine Kurse, Jungmannschafts- oder Jugendgruppenschulungen. Selten gibt es in den Bergen so ergiebiges und reichhaltiges "Hinterland" wie gerade um diese Hütte! Ganz leichte Klettergrate und Dreitausender stehen neben einem so vielseitigen Massiv wie dem Hochschober, der Normalwege, Kletterwege, eine große Überschreitung und eine Eiswand zu bieten hat. Vor der Hüttentür prangt aber auch die düstere, schwarzgrüne Prijakt-Nordwand, vier-, fünfhundert Meter hoch, mit ihrem messerscharfen Gestein. Sie wurde mit dem V. Schwierigkeitsgrad bewertet (nach Alpenskala) und meines Wissens erst zweimal begangen. Daneben der Westgrat des Kleinen Prijakt, den ich den schönsten Klettergrat der Tauern genannt habe (IV nach Alpenskala).

Es erscheint mir fast tragisch, daß die Berge der Schobergruppe, mit wenigen Ausnahmen echte "Bergsteigerberge", noch immer nicht die passenden Bewerber gefunden haben. Und doch wurde in diesem Gebiet noch eine neue Schutzhütte errichtet. Und sie hat sogar ihre Berechtigung.

Ein großes Ereignis in den Alpen

Heutzutage wird auch in den Bergen viel gebaut. Sehr selten aber ist dort ein Schutzhüttenneubau; noch rarer ein solcher in hochalpinem Gelände und an einer Stelle, wo wirklich eine Unterkunft hingehört.

Ein solcher einmaliger Fall war der Bau der Wangenitzsechütte durch die Sektion Holland des OeAV. Das neue Schutzhaus wurde in einer Seehöhe von 2508 Metern in herrlicher Lage am tiefblauen Wangenitzsee erbaut und nimmt die Stelle und die Bedeutung der alten Wangenitzsechütte ein, der leider nur eine kurze Lebensdauer beschieden war. Anfang der dreißiger Jahre erstellte die damalige DuOeAV-Sektion Moravia, Brünn, eine Bergunterkunft am Wangenitzsee. Sie galt zu ihrer Zeit als die schönste und modernste in den Tauern, ja als eine der interessantesten in den Alpen und war für jene Zeit sehr komfortabel ausgestattet.

Im Jahre 1947, zur Zeit der Hüttenplünderungen, wurde auch dieses Haus beraubt und in Brand gesteckt. Fast zwanzig Jahre lang starrten die verkohlten Überreste des Besitzes einer wohlhabenden Sektion zum Himmel, eine stumme Anklage gegen die Barbarei des Hüttenmordes. Nicht nur großer finanzieller Schaden war entstanden; auch der Verlust für den Alpinismus war empfindlich: Die Berge des Gebietes wurden kaum mehr besucht.

Und vielleicht war der Hüttenmangel in der Schobergruppe — auch die Elberfelder und die Lesachhütte waren unbewirtschaftet — einer der Gründe dafür, daß sie so einsam blieb und keinen "Anschluß" an die neue Zeit des Alpinismus gefunden hat.

Schon in den späten fünfziger Jahren plante die Sektion Holland des OeAV, eine starke, bergfreudige und auch finanzkräftige Vereinigung, einen Hüttenbau in den Alpen. Die Wahl fiel nach längeren Überlegungen auf den verwaisten Platz der inzwischen aufgelösten Sektion Moravia. Anregerin war die Sektion "Wiener Lehrer" des OeAV, die Hüttenbesitz in der Schobergruppe und sozusagen Hausherrenrechte dort hat. In mehrjähriger Bauzeit entstand eine moderne Schutzhütte in eigenartiger Baukonstruktion mit flachem Pultdach, die bis zu 80 Personen Platz bieten kann. Sie ist auch im Inneren beispielhaft eingerichtet. Der Bau kostete rund drei Millionen Schilling, und es waren widrige Umstände dabei zu überwinden. So konnte für die Zufahrt nicht der normale Hüttenweg von Mörtschach genommen werden, da für das Befahren der Mautstraße im Wangenitztal zu hohe Gebühren verlangt wurden. Kurz entschlossen errichtete die Sektion im Debanttal einen Lastenaufzug über die Seescharte, der eine halbe Million Schilling "verschlungen" hat.

Zur feierlichen Eröffnung des Schutzhauses am 6. und 7. August 1966, an welcher unter anderem der österreichische Unterrichtsminister Dr. Piffl-Percevic teilnahm, waren Hunderte von Menschen gekommen. Das österreichische Bundesheer mußte einspringen und für 350 Personen Zelte und für 400 Gäste Verpflegung zum Wangenitzsee schaffen. Es war ein großes alpinistisches, aber auch kulturelles und gesellschaftliches Ereignis, welchem der Österreichische Rundfunk in seinen Frühnachrichten am 8. August 1966 sogar den ersten Rang einräumte!

Das neue Haus erfreute sich in der kurzen Zeit seines Bestandes schon eines regen Zuspruchs und erschließt ein besonders schönes Stück der Hohen Tauern. Stimmungsvoll sind die Wangenitzseen, von rassigen Felsbergen umrahmt. Sie haben alle ihren Normalweg, bieten aber auch allerhand an Klettereien. So hat z. B. der Kruckelkopf (3181 m) einen schneidigen, wenig begangenen Südostgrat mit festem Fels (IV nach Alpenskala). Der Mullete Seichenkopf (2916 m), kaum besucht, ist eine besonders attraktive Berggestalt: Er ähnelt der Grand Dru im Montblanc. Das Petzeck (3283 m), den höchsten Gipfel der Schobergruppe, erreicht man vom Wangenitzsee auf guter Steiganlage in zwei Stunden. Es ist ein Berg von gewaltigem Ausmaß und großem Format.

Neues Schiland, neue Wege, neue Touren

Die neue Zeit der "mechanischen Aufstiegshilfen" ist an der Schobergruppe nicht vorübergegangen. Die Aufschließung des Zetterfelds (2200 m) zu einem Schiland von internationalem Ruf ist wohl die größte Errungenschaft gewesen. Dieser sanfte, wiesengrüne Ausläufer der Schleinitz galt schon seit alters als gutes Schitourengebiet. Nun führt eine Seilbahn von Lienz auf diese Sonnenterrasse, welcher der Ausblick auf die Lienzer Dolomiten einen eigenen Zauber verleiht. Das geräumige Alpenvereinsjugendheim der Sektion Lienz, eine Touristenklub-, eine Naturfreundehütte und einige private Gaststätten bieten dort Unterkunft.

Weitere neuzeitliche Schigebiete von Belang sind der Schobergruppe jedoch versagt. Zu eng gedrängt sind die hohen, scharfgratigen Gipfel, zu tief geschnitten die Täler, zu steil die hohen "Leiten". Nur die private Winkleralm-Schihütte in den Vorbergen des Seichenkopfes hat größere Bedeutung. Sie erschließt ein Schitourenland von hohen Graden, das man sich aber noch auf eigenen Beinen erwandern muß.

Im späteren Frühjahr allerdings wird die Schobergruppe mehr als ehedem von Schibergsteigern besucht. Auch die Firngleiterfahrer haben dieses Bergland der ungenutzten Möglichkeiten entdeckt. Schon wurde auch die Hochschober-Nordwand mit Firngleitern befahren!

Fahrstraßen führen bereits in alle Haupttäler der Gruppe. Die wesentlichste von ihnen ist wohl die Debanttalstraße; von ihrem Endpunkt erreicht man die Lienzer Hütte (1977 m) in kaum ³/₄ Stunden. Andere Straßen sind nicht für den allgemeinen Verkehr bestimmt oder von unwesentlicher Länge, zum Beispiel die Gößnitztalstraße. So sind die Zugänge wohl erleichtert, doch noch nicht so vereinfacht wie in anderen Tälern der Alpen. Schuld an dieser etwas karg anmutenden Aufschließung mag sein, daß Teile der Schobergruppe Jagdgebiet sind.

Neue Wege in den Bergen entstehen heutzutage meistens im Gefolge von Bergbahnen. So wurde der Weg vom Zettersfeld zur Schleinitz endlich bezeichnet* — eine Notwendigkeit! — und ein Pfad vom Zettersfeld zur Lienzer Hütte gebahnt. Auch er hat seine Berechtigung. Man darf ihn nur nicht so leichtsinnig begehen wie jene Münchner "Tourenführer", die mit ihren unerfahrenen Schützlingen mit der letzten Tagesgondel aufs Zettersfeld fuhren und natürlich auf dem mehrstündigen Weg zur Lienzer Hütte in die Nacht und in beträchtliche Schwierigkeiten gerieten.

Die seit einigen Jahren bestehende, gewiß gut gemeinte Markierung von der Elberfelder Hütte auf den Großen Roten Knopf (3281 m) scheint mir nicht ganz so angebracht zu sein. Der zweithöchste Gipfel der Schobergruppe erfordert Trittsicherheit in rutschigen und feuchten Schrofen und zumeist Erfahrung in steilem Firn. Es darf eben nie vergessen werden, daß die Schobergruppe wohl von vielbegangenen Höhenwegen durchzogen ist, die Gipfel aber bis auf wenige Ausnahmen schwierig ersteiglich oder gefährlich sind.

Da die Erschließung der Schobergruppe nachhinkt, braucht es einen auch nicht zu wundern, daß es noch keinen neuzeitlichen Führer gibt. Der Schobergruppenführer von Böhm-Noßberger aus dem Jahre 1925 ist letztmalig 1935 mit Nachträgen erschienen. Der Bergverlag Rother, München, plant allerdings bereits die Herausgabe eines Alpenvereinsführers "Schobergruppe".

Dem Zuge der Zeit folgend, wurde auch ein Abzeichen für besondere Wanderleistungen in der Schobergruppe geschaffen. Die DAV-Sektion Elberfeld und die OeAV-Sektionen Lienz, Wiener Lehrer und Holland versprechen sich davon eine Belebung der Wandertätigkeit in der Schobergruppe. Das Abzeichen kann erwerben, wer mindestens fünf Schutzhütten in der Schobergruppe besucht hat.

^{*)} Auf der AV-Karte noch nicht eingetragen.

Genauso "sparsam" wie die allgemeine ist auch die spezielle Nach- oder Neuerschließung dieser Berge. Die Neutouren ab 1956 sind an den Fingern einer Hand abzuzählen! Meines Wissens hat sich überhaupt nur der bekannte und erfolgreiche Neulandsucher Ing. Rudolf Reidinger aus Reichenau an der Rax mit der Schobergruppe beschäftigt. In den Jahren 1963 und 1964 beging er erstmalig: die Nordostverschneidung am Kleinen Petzeck (2798 m, III +), die Südostrippe am Ralfkopf (3106 m, IV —) und den Westsporn des Hohen Prijakt (3064 m, III). Er schildert diese Neufahrten als verhältnismäßig kurze, aber schöne Klettereien in gutem Urgesteinsfels. Davon scheint mir die Ralfkopfrippe, nicht nur wegen der Schwierigkeit, die bedeutendste zu sein.

Großzügige winterliche Gratüberschreitungen vom Friedrichskopf zum Petzeck hat der ausgezeichnete Kärntner Bergsteiger und Bergführer Hias Kumnig ausgeführt. Der Grazer Hanns Schell, bekannt durch seine Hindukuschfahrten, fand im Frühjahr in der Nordflanke des Hochschobers besonders gute Schneelage vor, so daß er sie bis zum Gipfel mit Steigfellen begehen und mit Schiern abfahren konnte.

Die großen Probleme der Schobergruppe aber sind noch immer unangetastet geblieben. Sie ist eben nicht in Mode. Darum habe ich meinem Aufsatz auch den merkwürdigen Titel gegeben. Ich möchte die Schobergruppe aber nicht nur das Bergland der ungenutzten, sondern sogar der ungeahnten Möglichkeiten nennen. Aber dieses dunkle und wilde Gebirge muß einem Herzenssache sein. Es muß einem am Herzen liegen wie dem Grazer Bergsteiger Karl Greenitz, einem der großen, alten Männer des Alpinismus, der die Schobergruppe so sehr geliebt hat, daß er testamentarisch verfügte, nach seinem Tode seine Asche dort auszustreuen, was dann auch geschehen ist.

Slivnica, der Zwetschkenberg

Ihr Name war mir schon sympathisch, als ich sie noch gar nicht kannte: Slivnica, der Zwetschkenberg, heute Schleinitz genannt. Ich stamme ja aus dem Zwetschkenland, der grünen Steiermark, und bin mit Namen aus alter slawischer Besiedlung aufgewachsen. Die Berg- und Flurnamen der Schobergruppe: Rannach und Leibnitz, Graden und Gößnitz gibt es auch im Steirerland. Nur traue ich, sosehr ich Purtscheller verehre, seiner Auslegung nicht ganz, die Schleinitz wäre nach ihrer Zwetschkenform so benannt! Eher glaube ich, sie heißt so, weil an ihren Hängen, wo auch der heikle Nußbaum wächst, die Zwetschken gedeihen.

Ich sehnte mich nach ihr, als ich sie das erstemal sah: auf dem langen, langen, heißen Weg von der Hochschoberhütte über die Mirschachscharte und den Alkuser See, den Pitschedboden (er "pitschte" wirklich bei jedem Schritt vor Nässe!) und die steinig-harten Karrenwege nach Lienz hinab. Hoch über mir sah ich da die grünen Weidehänge der Schleinitzwiesen und die grauen Blockhalden und großzügigen Grate des Berges. Sie verhießen Ruhe und Kühle, und ich wünschte mir das kleine Schneefeld unter dem Gipfel.

Sie regte mehr als nur mein Interesse an, als ich sie später von Norden sah. Vom Trelebitschkopf, den ich erstmalig und im Alleingang über den Ostgrat erstiegen hatte, schaute ich hinüber in ihre Nordwand. Sie ist nicht hoch, aber farbenprächtig. Sie prangt in den Farben des Feuersalamanders: schwarz- und gelbgefleckt.

Daß ich auf diesen Hausberg meines lieben Lienz, den Sagen- und Wetterberg des oberen Drautales, dann noch so viele Jahre warten müßte, hätte ich aber nicht geglaubt. Allerdings beschäftigte ich mich in der Zwischenzeit mit der zentralen Schobergruppe, so daß die Schleinitz, der Randberg, wirklich nur als Wunsch am Rande verblieb.

Aber einmal kam ein Jahr, in dem ich mir — meine eigene gute Fee! — drei langgehegte Wünsche in den Bergen erfüllen konnte. Der erste war eine Ersteigung des Kitzsteinhorns zu Fuß, bevor die Seilbahn fertig gebaut war; der zweite eine Bergfahrt auf den Spitzkofel, den ich immer zugunsten der Schobergruppe zurückgestellt hatte. Und die Schleinitz, den dritten Wunsch, gewann ich durch einen Verlust. Vom Kalser Tauernhaus wollte ich auf den Muntanitz steigen, doch es regnete. Und zum ersten Male in meinem Leben verlor ich die Geduld mit den Bergen! Ich wartete nicht, wie bisher immer, an Ort und Stelle günstiges Wetter ab, sondern fuhr nach Lienz hinaus, wo das Wetter nach meiner Erfahrung milder ist. Von meinem Traumweg, dem Goggsteig, sah ich mit der spitzbübischen Freude des Entwischten in die Tauern hinüber. Dort stürmte es noch immer. Das Zettersfeld aber war schneefrei! Und eiligst eilte ich nach Lienz hinab und begab mich wieder in die Mausefalle des Wetters.

Das Zettersfeld ist im Sommer stiller als im Winter, wenngleich von Seilbahngästen belebt. Doch sie zerstreuen sich bald in den Gaststätten. Und die Schleinitz, jetzt mehr besucht als ehedem, ist immer noch nicht überlaufen.

Am nächsten Morgen liegt Neuschnee bis auf zweieinhalbtausend Meter herab. Die Schleinitz trägt ein weißes Kleid, was ihr Aussehen und Ansehen nur hebt. Wir stapfen ihr entgegen über sumpfige Hänge, die von kleinen, lebhaften Bächen durchsprudelt sind. Über Wiesen wandern wir dem Kamme zu, der das grüne Zettersfeld nur scheinbar begrenzt. Wir wissen wohl, daß nach dieser Linie, die Himmel und Erde teilt, noch Kuppe um Kuppe, Vorbau um Vorbau auftauchen werden, wie es sich für einen echten Tauernberg ziemt! Es sind ja bis zum Gipfel gute tausend Höhenmeter zu überwinden!

Das Bild der zentralen Schobergruppe vor meinen Augen wird immer wieder von Schneeschleiern verwischt. Alle meine Freunde, die sonst so dunklen Felsenhörner, sind heute in blendendes Weiß gehüllt. Ich tröste mich mit der näheren Umgebung. Hinter den kleinen, ernsten Gewässern der Neualplseen runden sich die Kuppen der Sattelköpfe. Sattelköpfe? — das war doch auch einmal ein Traum von mir? Ich hatte sie bisher nur vom Norden gesehen, wohin sie zerklüftete Grate weisen. Einmal wollte ich auch diese überschreiten! Nun wurde ich gewahr, daß sie von Süden kinderleicht ersteiglich sind.

So wird einem wohl manches steil erscheinende Lebensproblem zum flachen Normalweg, wenn man unmittelbar davorsteht. Es bedeutet einem plötzlich nichts mehr. Man wendet sich ab, dem Neuen zu.

Wir wenden uns zur Schleinitz. Zur Rechten erhebt sich der ziemlich wild aussehende Ostgrat, der Klettergrat des Gebietes. Zur Linken die niedrigen, blockigen Grate der Lottknöpfe. Es sind Riesenspielzeugfelsen, auf denen man Kletterübungen veranstalten könnte. Vor uns das bezeichnete Steiglein zum Gipfel. Gut geführt, windet es sich über mancherlei Vorstufen; umgeht Bergnasen, leitet über eine große Felsplatte, die ich freudig begrüße (etwas zum Angreifen muß ja immer dabei sein!) und zieht auf eine Grashalde hinaus, die von schwarz-gelben Türmen bedroht ist. Schwarz-gelb: die Farben der Schleinitz. Mein Kamerad nennt sie daraufhin: den k. u. k. Sliwowitz-Zwetschkenberg!

Das Wort "Sliwowitz" erweckt freundliche Gedankenassoziationen. Es ist empfindlich kalt, und nur die Spannung der Wegsuche hält uns davon ab, ungebührlich zu frieren. Die Lose-Platten-Zone des Berges ist bei trockenem Wetter gewiß leicht zu begehen. Heute aber ist sie tückisch, schneeverkleidet und voller Fußangeln. Wir suchen uns einen eigenen Anstieg zum Südgrat, der freigeweht ist und mit einladenden Blöcken hersieht. Er hält auch, was er verspricht. Die Gipfelfelsen sind dick verschneit, mit Rauhreif und Eis behangen. Ein schneidender Wind fegt uns fast zur Tiefe, wie wir vom Vorturm zum Hauptgipfel turnen und die Wildnis und Wirrnis dieses Aufbaues erkunden. Sie ist doch ein großer Berg, die Schleinitz, wenn sie auch nur am Rande steht! Verwirrende Einzelheiten: Rippen und Rinnen, Schluchten und Nebengrate!

Nur ein paar Minuten rasten wir, zu arg ist der Schneesturm. Mit ein paar Leidensgenossen, die wir unterwegs aufgestöbert haben, suchen wir uns den Pfad im weißen Wehen und tasten uns zu den Neualplseen hinab, die ganz verheult, wie einer feststellt, in einer Winterlandschaft liegen.

So hat uns der Zwetschkenberg — knapp ein Dreitausender — noch mehr alpines Erleben beschert als mancher höhere Gipfel.

Hochschoberüberschreitung - fast eine Westalpentour

Der Hochschober, vierthöchster Berg der Schobergruppe, ist, von Norden betrachtet, eine eindrucksvolle Erscheinung. Über der steilen, vergletscherten Nordwand wird seine ebenmäßige Firnschneide von weißnasigen Kuppen flankiert: Kleinschober, Vorgipfel und Niederer Schober (3185 m). Einst zur Hochsommerzeit eine der begehrten Eiswände der Tauern, wird die Nordwand des Hochschober jetzt im guten Frühjahrsfirn viel mehr als früher durchstiegen. Sie ist daher seit der Erstbegehung vor 40 Jahren "leichter" geworden. Zeichen der Zeit, des leichteren Lebens auch in den Bergen!

Der landschaftlich schönste Weg am Hochschober aber ist die Überschreitung aller vier Schobergipfel vom Schobertörl. Sie wird selten, in manchen Jahren gar nicht unternommen. Wenn man von der tiefgelegenen Lesachalm ausgeht und viel Schnee vorfindet, ist sie fast eine kleine Westalpentour zu nennen.

Um der Wand willen sind wir gekommen. Auf der Lesachalm nimmt uns eine freundliche Sennerin auf. Wir wohnen in einem eigenen, gemütlichen "Heuzimmer" neben dem Stall. Sogar Fließwasser fehlt nicht: es regnet wieder einmal. Drei Tage vergehen mit Milchtrinken, Schlafen und verregneten Kurztouren: auf die Orchideenwiesen der Schönleiten (2810 m), auf das Kögerl (2386 m) im Nordwestgrat des Ganot oder im bauchtiefen Neuschnee aufs Böse Weibele, von uns undankbarerweise das "Blöde Weibele" genannt. Dabei entdecken wir manchmal Erstaunliches: zwei ganz unglaubliche, tiefblaue Gipfel: Ganot und Glödis. Das dunkle Horn des Ganot ist von einer schneeweißen Firnrinne gespalten, die sich wie ein schlanker Baum verästelt. Und der Glödis thront mit scharfen Graten unmeßbar hoch über weiten Feldern aus Schnee. Dazwischen wälzt sich jene ungefüge, fürchterliche, tausend Meter hohe Wandflucht vom Kalser Törl zur Lesachalm, die zu Ralfkopf und Ganot gehört.

Und manchmal taucht aus den Nebeln des Ralftales wie eine Erscheinung der Hochschober heraus. Ein Tuch aus Neuschnee verhüllt unsere Wand. Ein feines Tuch mit vielen Falten: Lawinenbahnen! Wie in einem Trichter fließen die Spuren zusammen. Jeder mögliche Anstieg ist bedroht.

Aber dort oben, der Grat! Was muß das für ein Weg sein, hoch über dem Lahnentrichter der Wand, auf den firnigen Firsten des Berges! Der Grat. Uns bleibt immer noch der Grat.

Wie sagen die Einheimischen? "Dreimal muaß es abischneibn, nachant werd's schian!" Am vierten Tag sind wir um vier Uhr früh schon unterwegs zum Hochschober! Zum drittenmal ist Neuschnee gefallen, aber das Wetter scheint zu halten. Über den Wulst in der Nordwand lappt der Schnee hinunter. Ohne ein Wort zu wechseln, entschließen wir uns für den Grat. Hie und da blickt einer zurück, bis die tiefverschneite Nordwand hinter der Kleinschoberflanke versinkt.

Schobertörl. Eisige Morgenfrühe, beinharter Schnee auf der Nordseite. Warme, weiche Luft im Süden und weicher, loser Firn. Zwischen zwei Welten bewegen wir uns auf dem Nordgrat. Zersplitterte Türme, zerborstene Flanken. Und nasse Platten. Wir erwarten nach den Angaben des Führers nur leichte Kletterei. Doch je weiter wir am Kleinschober vordringen, um so schwieriger wird es. Klar: das unschwierige Gelände liegt unter dem Schnee, der uns so gar nicht geheuer ist! So drängt es uns in brüchigen Fels. Über einen steilen Schneekamm steigen wir aus und watscheln über den Sattel vor dem Vorgipfel.

Die Schobergruppe von der Adlersruhe (Großglockner) Von links nach rechts: im Hintergrund Petzeck, r. davon Krucklkopf, Perschitzkopf, davor Hornkopf u. Klammerköpfe. Bildmitte Roter Knopf, r. davon Böses Weibele, r. (dunkle Pyramide) Glödis, l. davon Schleinitz, r. davon Rotspitze, am r. Bildrand Hochschober, l. davon Prijakt

Aussicht von der Rotspitze (3053 m). Links Großglockner, davor Glödis, rechts Roter Knopf (Foto: R. Gritsch)

Tafel 2

Dieser erscheint uns noch schwieriger als der Kleinschober. Das sind richtige Kletterstellen, pikant mit Schnee verbrämt!

Einmal bricht mir ein Griff aus, gerade an der heikelsten Platte. "Es ist immer gut, mit beiden Füßen Stand zu haben", teile ich dem Schieferbrocken in meiner Hand mit, bevor ich ihn in hohem Bogen aus der Wand werfe. Aber meine Knie zittern doch ein bißchen, wie ich zu den Gefährten emporsteige, die schon ungeduldig Miniaturlawinen zu mir hinabschicken.

Die Vorgipfelfirnschneide ist ein schmaler, silberner Steg ins Himmelsblau. Die Wächten scheinen ungefährlich, der Schnee läßt sich gut treten. Der Hochschobergipfel (3240 Meter) ist nichts als ein großer, wüster Schneehaufen, aus dem ein Zipfel des Kreuzes ragt. Es ist Mittag. Acht Stunden haben wir für die vierzehnhundert Höhenmeter Unterschied von der Lesachalm gebraucht!

Nun wird es unübersichtlich. Diesiges Licht, Trugbilder von Wächten, vermeintliche und echte Abbrüche. Das Drahtseil in der Gipfelrinne liegt noch tief unterm Schnee. Nun müssen wir doch in die Nordwand: etwa 50 Meter steigen wir im harten Firn ab wie auf einer Leiter. Der Westgrat ist heute keine "leichte Blocktour"! Wir brechen tief ein, stolpern im verschneiten Blockwerk, rutschen in eisigen Rinnen und gelangen auf verwikkelten Umgehungswegen endlich in die Staniskascharte. Wie lauernd hängen ganze Balkone von Schnee auf der Südseite. Endlich: das letzte, kilometerlange Firnfeld! Nach zwölf Stunden haben wir auf dem Steig zur Hochschoberhütte endlich wieder Erde unter den Füßen, festen Boden nach all dem trügerischen Schnee! Wie wohl tut nach dem stechenden Weiß das viele Grün: von der blassen Farbe der Gräser bis zum fast schwarzen Grün der Prijaktwände!

Nichts als Wucht und gebalte Felsenkraft, bauen sich über dem Naßfeld die beiden Prijakte vor uns auf. Das Bild, das ich in den Alpen am meisten liebe. Ein Bild, das in den Alpen einmalig ist.

Am nächsten Morgen ziehen wir gemächlich zum Schobertörl und ins Ralftal. Ein Blick zur Hochschoberwand: die Lawinen sind gestern noch abgegangen! Da wissen wir erst: wir haben den richtigen — nein, den einzig möglichen Weg gewählt!

Hochwasser in den Tauern

Wir sehen in den Bergen zu gerne nur ein Freizeitland, dem Alltag entrückt, so wie wir uns selbst dort dem Alltäglichen enthoben fühlen. Doch der Bergsteiger soll nicht nur mit dem toten Gestein, dem er verfallen ist, sondern auch mit Land und Leuten und ihrem oft gefahrenvollen Alltagsleben verbunden sein!

Das vergangene Jahrzehnt hat nicht nur Aufbau in den Bergen und Aufschwung im Alpinismus gebracht. Die Hochwasserjahre 1965 und 1966 brachten großes Leid und unermeßlichen Schaden über die Bewohner der Tauerntäler. Zwei Ortschaften an der Schobergruppe standen im Mittelpunkt der heute noch unfaßbaren Katastrophe. Döllach im Mölltal und St. Johann im Walde an der Isel wurden vom Hochwasser am meisten heimgesucht.

Am 2. September 1965 überfluteten Isel und Möll, verstärkt durch ihre gefürchtet wilden Zuflüsse, wie Bretterwandbach, Kalser Bach, Schwarzach, Gradenbach und Zirknitz, die Täler hinaus bis zur Drau. Ganze Dörfer und Ansiedlungen wurden verwüstet, einzelne Häuser weggeschwemmt; mühsam dem kargen Boden abgewonnenes Ackerland wurde für immer weggerissen oder auf Jahre hinaus verheert und unbrauchbar gemacht. Wo sich die schmalen Spalten der Tauerntäler verbreitern, glichen sie riesigen Seen. Döllach stand tagelang meterhoch unter Wasser. St. Johann im Walde wurde fast zur Gänze verwüstet. In den Wochenschauen der Kinos war damals jene eindrucksvolle Aufnahme zu sehen, die die Kirche von St. Johann zeigte, welche halbzerstört inmitten reißenden Wassers stand.

Die Hochwasserschrecken des vergangenen Jahres waren weder vergessen noch überwunden, da brach um die Augustmitte 1966 eine neuerliche, ähnliche Unwetterkatastrophe herein. Und heute noch sind ihre fürchterlichen Spuren nicht vernarbt; weder in den Bergen noch in der Erinnerung der Menschen aus den Tälern und Dörfern der Schobergruppe. Sie berichten von Gefahr und Todesnot durch die Gewalten der Berge, die niemals zum Stillstand kommen.

Zwischenspiel auf der Noßbergerhütte

Die Nacht auf der Bahn schien ohne Ende. Im Drautal faßt mich das Entsetzen angesichts der haushohen Hügel aus grauem Sand, mit denen das Hochwasser Acker und Weiden vernichtet hat, so breit und so lang das Tal ist. An allen Bachmündungen türmen sich Steine und Blöcke noch höher; das Wasser hat dem Berg furchtbare Wunden geschlagen. Und noch mehr den Menschen!

Die Busfahrt nach Putschall verbringe ich in jenem eigenartigen "Schwebezustand", den man nach halb durchwachten, durchfahrenen Nächten hat. Im Gradental, beim Aufstieg zur Noßbergerhütte aber packt mich erst richtig das Grausen. Noch ist hoch über Bachbett und Straße jene fürchterliche Schleifspur zu sehen, die der Gradenbach damals beim Hochwasser gerissen hat. Er muß so breit gewesen sein wie ein Strom, das ganze Tal ausfüllend!

Wie immer vermögen einzig die Berge mich zu trösten. Ich halte das Gradental für das Gewaltigste, was es in der Schobergruppe gibt. Wer das Gradental nicht kennt, kennt die Schobergruppe nicht! Doch seine Tausendmeterwände, unbekannt und unbegangen, wirken auch nicht gerade beruhigend auf mich! Erst oben, wo das Tal sich weitet, am breiten, milchigblauen See, unter den Wänden des Petzecks, die aussehen wie brauner Samt, werde ich ruhiger.

In der Noßbergerhütte habe ich immer wieder nette und interessante Menschen getroffen. Unter anderem vor Jahren jenen Berliner, den ich den "treuesten Freund der Schobergruppe" nennen möchte. Es war jene Zeit, da die Grenzen noch gesperrt waren und die Göllgruppe und das Steinerne Meer von vielen illegalen Grenzgängern besucht wurden. Auch der Berliner war über den Funtenseetauern gekommen. Ich fragte ihn, ob er Verwandte in Österreich besucht habe. Nein, meinte er, er hätte nur die liebe Schobergruppe seiner frisch angetrauten Frau zeigen wollen... Der Mann war nicht mehr der Jüngste, schon etwas behäbig — und war bei Nacht und Nebel die endlosen, verbotenen Wege durchs Steinerne Meer gegangen, nur um die Schobergruppe wiederzusehen!

Fast schäme ich mich da, daß es uns so leicht gemacht wird, in den Bergen zu sein! Was für ein günstiger, herrlich gelegener Ausgangsort für Dreitausender ist zum Beispiel diese so gut gepflegte Noßbergerhütte, eine der "höchsten" Hütten der Tauern! An einem Morgen steige ich von dem 2500 Meter hoch liegenden Haus über das harmlose Gradenkees gegen das Petzeck auf. Die Firnrinne zur Petzeckscharte wehrt sich mit einem mächtigen Schrund, den ich allein nicht angehen will. So weiche ich in die leichten, brüchigen Felsen zur Linken aus. In diesen braunen Wandeln hat einmal eine Grazer Bergsteigergruppe biwakieren müssen, die auch die Petzeckrinne lieber umgehen als betreten wollte! Doch ich bin am hellen Tag in kaum zwei Stunden auf dem runden Gipfel, laufe wieder hinab zur Scharte und drüben hinauf auf den Kruckelkopf, der eine einzige größere Felsplatte zu seiner Verteidigung einzusetzen hat. Über Schutt und Blöcke geht's hinab zur Perschitzscharte und wieder hinauf zum Östlichen und Hohen Perschitzkopf. Eine nette, kleine Kletterei! Beim Abstieg durch blumige Halden überrascht mich ein infernalisches Gewitter. Ich habe sonst keine Angst vor Unwettern, heute aber krieche ich schnell in die nächste Felsspalte, in der leider meine Füße keinen Platz mehr finden.

So kommt es, daß ich durch die fix angebrachten Randeisen meiner Bergschuhe ständig leichte elektrische Schläge bekomme! Erst einmal habe ich derartiges erlebt, bei einem Gewitter an der Wielinger Scharte; damals mußte ich meine metallgefaßte Gletscherbrille wegwerfen, die mir Schläge versetzte. — Das Gewitter zieht schnell wieder ab, und ich wandere über den Höhenweg zur Hohen und Niederen Gradenscharte und zur Hütte. Ein Vormittag — vier Scharten und vier Dreitausender! Am Nachmittag ersteige ich noch den Kleinen und den Großen Hornkopf (3251 m) auf den leichtesten Wegen: über die Klammerscharte. Der Übergang vom Kleinen zum Großen ist im Schobergruppenführer mit "bei günstigen Verhältnissen mittelschwer" beschrieben, der Aufstieg auf den Kleinen als "mäßig schwierig". Ich kann beides nicht bestätigen, denn ich fand überhaupt keine Schwierigkeiten vor, höchstens steiles Blockwerk. Freilich, man muß dort "des Kristallingesteins gewohnt sein", wie Tucholsky im "gebildeten Genetiv" sagen würde! Und wahrscheinlich haben vor 40, 50 Jahren größere Firnauflagen noch manche Grattour erschwert.

Der Große Hornkopf beschenkt mich zum Abschied mit einer Art Neutour. Durch die Südwand und über einen Teil des Südgrates steige ich am nächsten Tag zügig und doch genießerisch empor. Ich weiß nicht, ob beide schon begangen sind, aber ich finde leicht durch. Zuerst das übliche steile Tauerngras, dann Schrofen. Feste Wandeln mit merkwürdig blauem Fels. Beide Hornköpfe sind ja "blaue Berge", vom Gradental betrachtet. Ganz oben, vor dem Gipfel, bekomme ich mein Geschenk. Ein paar Grattürme. Dunkelgrünes Hornblendegestein, glänzend, als sei es glasiert. Und weiße, faserige Blöcke. Alles so fest wie Eisen. Kühl fügt sich der Stein in meine heißen Hände...

Aus dem Hüttenbuch der Elberfelder Hütte

1966 erlebte ich in den Bergen das "grausamste" Wetter, das einem Bergsteiger beschieden sein kann: es regnete sogar noch, als wir auf dem Gipfel des Bösen Weibele standen, dreitausendeinhundertzwanzig Meter über dem Meeresspiegel! Die Schneelage zu Anfang August konnte man nur mit dem Wort "österlich" charakterisieren. Notgedrungen wurden wir zu "Nachmittagsbergsteigern". Das kann man sich allerdings nur dann erlauben, wenn man weiß, welches Risiko man eingeht und wenn man seiner selbst und der Gefährten sicher ist. Und man braucht dazu ein Schutzhaus wie die Elberfelder Hütte!

"Eine Hütte und dreiunddreißig Dreitausender", so hatte ich sie in meinem Aufsatz in den OeAV-Mitteilungen Mai-Juni 1967 vorgestellt. Sie liegt auf 2346 Meter, die Gipfel sind knapp über 3000.

Meistens brachen wir nach dem Mittagessen auf, wenn der Regen nachließ. So erklommen wir einmal ein gutes Ausweichziel, den 2638 Meter hohen Mittleren Seekamp, über steiles Gras. Greterl, ein frommes, leicht zu erschreckendes Ziegenmädchen, begleitete uns bis zum See. Ihr "ständiger Begleiter" Willibald aber, ein mutwilliges Böcklein, stieg mit uns bis auf den Gipfel und verjagte uns fluchtartig von dort, als er ausgerechnet auf der doch ziemlich schmalen Schneide mit uns zu raufen begann.

Die Rinne zur Hornscharte erlebte ich als "kleine Pallavicini". Ich kannte sie von einer früheren Begehung nur als Sand- und Schuttrutschbahn! Und der Hang zur Kristallscharte war eine einzige Lawinenfalle. Wie doch die Schneelage selbst harmlose Berge verändern kann!

Manchmal langten die Regenpausen nur zu einem Spaziergang aufs Gößnitzkees, diesen sterbenden, fast schon toten Gletscher. Immer wieder faszinieren mich seine Moränen. Ihre Steine prangen in allen Regenbogenfarben, von seltsamen Mäandern durchzogen. Sie erinnern mich an Bilder von Klimt mit ihrer eigenartigen Musterung. Rucksackweise

schleppe ich die "Jugendstil"-Brocken in meinen Steingarten nach Hause, und wenn es ein altes Kees zu kaufen gäbe, ich würde mir das Gößnitzkees kaufen . . .

An manchen Tagen aber gab's nicht einmal einen leichten Dreitausender zum Nachtisch; da half nur mehr das papierene Erlebnis. An einem verregneten Nachmittag, als alle kleinen Hilfeleistungen getan sind, die wir freiwillig für den jungen, einschichtigen und kameradschaftlichen Hüttenwirt Dieter übernommen haben, blättere ich in den Büchern der Elberfelder Hütte.

Da steht unter dem 9. August 1955 zu lesen: "Beim Aufstieg zum Gipfel des Roten Knopfes beobachtete ich ein Gemsrudel mit Jungtieren, von welchen eines zurückblieb. Plötzlich erschien aus dem Nebel ein Adler und stürzte sich auf das einsame Tierchen, das ängstliche Schreie ausstieß. Hierauf löste sich aus dem flüchtigen Gemsenrudel das Muttertier und kehrte zurück. Gerade als der Adler seine Fänge in die Flanken der jungen Gemse schlug, kam die Mutter und prallte derart heftig auf den Raubvogel, daß sich dieser, sich mehrfach überschlagend, zunächst zurückziehen mußte. Aber schon bald startete er einen neuen Angriff. Wiederum ließ sich das Junge schreiend in den Schnee fallen, und die Mutter konnte den Räuber erneut abwehren. Zunächst hatte es nun den Anschein, als ob der Adler sich entfernen wollte, doch dann stieß er plötzlich wieder über die Felskante vor und schlug zum drittenmal seine Fänge in die Seite des Kitzleins, das jetzt rettungslos verloren gewesen wäre, wenn sich nicht die Mutter mit solcher Vehemenz über den Raubvogel geworfen hätte, daß dieser selbst in Not geriet und, anfangs beim Fluge schwankend, dann endgültig das Kampffeld räumte."

Es wird immer wieder bezweifelt, daß Raubvögel lebende Jungtiere angreifen. Diese Erzählung beweist das Gegenteil; gezeichnet ist sie von Dr. Johannes Mockenhaupt aus Koblenz, und er führt als Zeugen den damaligen Hüttenwirt Brandstätter an.

Trotz des ungünstigen Wetters hatten wir auch eigene Erlebnisse mit Bergtieren. Die Murmeltiere, aufgeplustert wie nasse Katzen, kamen fast bis vors Haus. Und ich hatte sogar mein eigenes, privates Murmeltier! Ich hatte mich freiwillig erbötig gemacht, mehrmals am Tag die Abfalleimer zu leeren. Jedesmal, wenn ich am Rand der "praktischen" Felsspalte erschien und meine Kübel schwang, kam aus einem versteckt liegenden Bau ein Murmeltier hervorgerollt und blieb erwartungsvoll sitzen — es glich einem nassen Badeschwamm! Beim Geklapper der leeren Konservendosen raste es davon. Wenn es aber still wurde, kam es eiligst zurück und inspizierte die Abfälle, von denen es auch etwas wegschleppte.

Einmal an einem trüben Tag lese ich auch — kritisch und mit gehörigem Abstand! —, was ich im AV-Jahrbuch 1956 über die Schobergruppe geschrieben habe. Und schon bei den Einleitungsworten steigt es mir siedendheiß auf: da habe ich in jugendlichem Übereifer, in heiliger Empörung darüber, daß von meiner Schobergruppe so wenig Literatur existiert, weit über das Ziel hinausgeschossen und behauptet, daß seit 1929 nichts mehr über diese Berge in den AV-Jahrbüchern erschienen wäre. Dabei habe ich den "Schobergruppenprofessor" vergessen! Prof. Fritz Turnowsky, Klagenfurt, hat doch im AV-Jahrbuch 1950 über "Frühsommerliche Schifahrten in der Schobergruppe" berichtet!

Hier habe ich nun die einmalige Gelegenheit, meinen Irrtum richtigzustellen und auf Prof. Turnowskys interessanten Aufsatz hinzuweisen. Er mußte naturkundliche Forschungen auf den großen Bergseen der Schobergruppe betreiben und hat diese überaus anstrengende Tätigkeit noch mit großartigen Touren verbunden. So hat er schon im Jahre 1939 kombinierte Schitouren auf den Sechsten Klammerkopf, das Petzeck, die Weißwandspitze, den Östlichen Perschitzkopf und 1947 Pfingsttouren auf die Große Mirnitzspitze und, als Krönung der Fahrten, auf die Große Rotspitze (3053 m) unternommen.

Das Hüttenbuch macht mich auch mit einem anderen Liebhaber des Gebietes bekannt, bei dem ich eine solche stille Liebe niemals vermutet hätte. Toni Egger, einer der größten österreichischen Kletterer vom Range eines Hermann Buhl, hat auch in der Schobergruppe großzügige Touren gemacht. Mit Anteilnahme, ja fast ehrfürchtig habe ich die anerkennenden Worte gelesen, die Toni Egger, der später in Patagonien tödlich abgestürzt ist, für die Schwierigkeiten und den Charakter dieser Fahrten gefunden hat. Er schrieb am 30. Juli 1949 ins Hüttenbuch:

"Glödis - Roter Knopf. Nach einem Gewitter in den Morgenstunden mache ich mich von der Lienzer Hütte auf. Zum kurzen, aber steilen Südostgrat kam ich auf dem Weg zum Kalser Törl. Die Kletterei ist nicht schwierig und das Gestein fest. Der Abstieg über den Nordostgrat ist einigermaßen länger und kam mir weit schwerer vor. Die Überquerung des Glödiskeeses zum Südwestgrat des Roten Knopfes gelang nicht, denn es war unmöglich, über die Randspalte hinauszukommen. Sämtliche großen Spalten waren offen. Also beschloß ich, den gesamten Grat bis zum Roten Knopf anzugehen. Es gab einige klettertechnische Schwierigkeiten, vor allem braucht man enorme Ausdauer. Es geht immer auf und ab. Man glaubt den Gipfel vor sich zu haben und ist noch Stunden davon entfernt. Eine der letzten schwierigen Stellen lag knapp nach der Einsattelung zwischen Gößnitzkopf und Talleitenspitze. Nachdem ein breites Schneefeld im Osten des Roten Knopfes überschritten war, ging es leicht über den Nordostgrat zum Gipfel. Der Abstieg über die Ostwand aufs Kees war das schwierigste Stück der Tour, vor allem steinschlaggefährlich. Durch den großen Zeitverlust war es mir nicht möglich, heute noch die Stüdlhütte oder wenigstens das Bergertörl zu erreichen, so daß die gewaltige Tour leider abgebrochen werden mußte. Über die Noßbergerhütte und das Gradental werde ich meinen Heimatort nach diesen erlebnisreichen Tagen körperlicher Anstrengung und geistiger Wiederbelebung anstreben.

gez. Toni Egger, Student, Iselsberg."

Ob jemand, der diese Grate nicht kennt, wohl ahnt, was für eine wahrhaft gewaltige Tour da gemacht worden ist? Nach einer Überschreitung des Glödis, der fast 1300 Meter höher ist als die Lienzer Hütte, noch die gesamten Wandschnitzköpfe zu überklettern, sägezahnartige Türme und Türmchen, dann noch den Gößnitzkopf, die Nördliche und Südliche Talleitenspitze mit ihrer schwierigen Unterbrechungsstelle, dann noch den Roten Knopf mit einem Abstieg über die glatte Ostwand — das ist eine Monstertour, würdig des großen Toni Egger.

Menschen, ob lebend oder verstorben, sie sind es, die uns in den Bergen am meisten interessieren sollten. Auf der Elberfelder Hütte, dieser Durchzugsunterkunft, die an einem "neuralgischen Punkt" des Südwiener Höhenweges liegt, bleibt kaum einer länger als einen Tag. In der Schobergruppe werden ja die Höhenwege begangen und nicht die Berge! Wir haben Gelegenheit, uns eine ganze "Sammlung" von Menschen anzueignen, denn wir haben zehn Tage dort verbracht.

Viele fand ich bemerkenswert. Da war Jytte, die junge Dänin, jährlicher Stammgast auf der Stüdlhütte, rothaarig und bummelwitzig, die "mal-schnell-nach-euch-Schauen" auf einen Tagesausflug herübergekommen war. Da waren die vielen tapferen Holländer, bergbegeistert wie ihre ganze Nation, rührend und beispielhaft bescheiden. Da waren aber auch die "Gegenstücke": eine Münchner Tourenführung, deren zwei anmaßende Führer weder alpinistische noch menschliche Eignung für solche Führungen zeigten. Da kam ein stolzer Vater mit seinem kaum zehnjährigen Sohn von Kals übers Böse Weibele herüber. Das Kind war erschöpft, klagte über unerträgliches Kopfweh und zeigte alle Merkmale der Höhenkrankheit. Was manche Eltern ihren Kindern in den Bergen zumuten, kann man nur krassen Egoismus nennen. Oder ist es nicht Egoismus, wenn sie selbst Hochtouren machen wollen, ihre Kinder aber nirgends unterbringen können und sie dann mitschleppen? Kinder, denen mit verspielten Stunden an einem Bergbach viel mehr gedient wäre?

Es gibt aber auch fast zarte Erlebnisse wie jenes mit dem einsamen Bergfreund, der eines Nachmittags, als ich allein auf der Hütte war und nähte, von Heiligenblut herauf-

gestiegen kam. Er lagerte sich kurzerhand an dem Elektroöfchen zu meinen Füßen und wir plauderten mehrere Stunden lang. Längst habe ich seinen Namen vergessen, auch sein Gesicht. Nicht vergessen aber habe ich die Erkenntnis, die er gehabt hat und mir weitervermittelte. Als ich ihn fragte, warum er, der sportlich und bergfreudig schien, nicht Bergsteiger geworden wäre, sah er mich fast spöttisch an. Und dann sagte er: "Schauen S', ich liebe meinen Beruf. Ich treibe Sport mit Maßen. Ich fühle mich wohl auf der Welt. Was soll ich mich mit Bergsteigen selbst bestätigen? Brauch' ich ein Echo?"

Doch sie alle, die Jüngsten, Jungen und Älteren, verblassen in meiner Erinnerung vor dem über sechzigjährigen Ehepaar aus Wien, das mühselig zur Hütte aufgestiegen war und dann langsam weiterwanderte zur Lienzer Hütte. Andächtig saßen beide vor dem Haus, auch wenn nicht gerade die Sonne schien, und sahen zu den Bergen auf. Und einmal sagten sie zu mir: "Machen können wir nicht mehr viel, wir sitzen nur und schauen die Berge an. Aber selbst das ist Gnade — wenn wir nur in den Bergen sein können!"



Ersteigung des Hochschobers im Jahre 1901

ADOLF NOSSBERGER

Adolf Noßberger, der Mitbegründer und Vorstand der Sektion Wiener Lehrer, deren Arbeitsgebiet in den Bergen um das Leibnitztal einerseits und das Gradental andererseits liegt, gab der touristischen Erschließung der Schobergruppe den Hauptanstoß. Seinem unermüdlichen, jahrzehntelangen Wirken ist die Errichtung der Hochschober- und der Adolf-Noßberger-Hütte sowie eines weitverzweigten Wegenetzes, vor allem des "Wiener Höhenweges", zu verdanken.

Sein früher Tod verhinderte die Fertigstellung einer umfassenden Monographie der Schobergruppe. Im Gedenken an Adolf Noßbergers verdienstvolles Wirken veröffentlichen wir seinen Bericht über eine Bergfahrt auf seinen "Hausberg" um die Jahrhundertwende.

Es war im August 1901, als ich nun schon den dritten Sommer eine frohe Urlaubswoche in der Lienzer Hütte verbrachte. Welch ein Schatz köstlicher Erinnerungen an glückliche, heitere und ernste Bergstunden ist mit dieser winzigen, einfachen und uns doch so teuren alten Hütte verbunden! Wie viele Jugendeseleien aus der Frühzeit meines Bergsteigerlebens worden da wieder lebendig, treten über die Schwelle des Bewußtseins und ziehen in holdem Reigen an mir vorüber!

Der kleine, aus harzreichem Bergholz grob gefügte Bau, umhüllt mit verwitterten, braunen und klobigen Lärchenholzschindeln und auch mit solchen bedeckt, lag unweit der Mündung des Mirnitzbaches in den Debantbach. Ersterer spendete auch das klare, eiskalte Trinkwasser, das nächst der Hüttentür in ein Tröglein sprudelte. Einzelne wetterharte, knorrige Zirben und Lärchen beschirmten das trauliche Heim. Uppig wuchernde, die gewaltigen Gneisblöcke bedeckende Alpenrosen umgaben es gleich einem riesigen, im Frühsommer in brennendem Rot leuchtenden Teppich.

Der Bau konnte als das Muster einer unbewirtschafteten Hütte bezeichnet werden. Er besaß drei Räume: Der langgestreckte Vorraum war stets offen, in ihm lagen Holzstoß und Hacke sowie Brennholz bereit. Als Abschluß die unvermeidliche Zelle. Der Hauptraum, die Stube, enthielt in kluger Raumausnützung und Anordnung alle Einrichtungsgegenstände und Fahrnisse zum längeren Hausen anspruchsloser Bergsteiger. Zwölf Matratzenlager genügten weitaus, so daß der dritte Raum unter Dach fast nie zur Verwendung kam.

Auch einen frei zugänglichen, reichlichen Vorrat an Lebensmitteln, nach Professor Pott zusammengestellt und allsommerlich ergänzt, kredenzte die brave Sektion Lienz ihren Gästen. Was gab es da für leckere Dinge! Mehl, Zucker, Kaffee, Tee, Erbswurst, Hartzwieback, Teigwaren, Dörrobst, Fleischkonserven, ja selbst Wein, Bier, Rum und Weinbrand konnten nach einem Verzeichnis, das den Preis der einzelnen Mengen angab, entnommen werden. Der Gegenwert war in der eisernen Hüttenkasse zu hinterlegen oder dem Schatzmeister der Sektion in Lienz auszufolgen. Ja, so etwas gab es einmal! Das Vertrauen in die Ehrlichkeit und Redlichkeit der Hüttengäste, das einst zwischen diesen und der Sektion herrschte, mutet uns heute ganz märchenhaft an. Kommt es doch vor, daß Sektionen als Besitzer unbewirtschafteter Hütten sogar um die paar Schillinge der Hütten- und Holzgebühren geprellt werden oder Winterbesucher Bänke und Sessel zu Brennholz zerschlagen.

Ich will das Loblied auf die Lienzer Hütte nicht beschließen, ohne der munter zwitschernden Rotkehlchen gedacht zu haben, die oberhalb der Hüttentür nisteten, oder der

٠

Käuzchen, die in mondhellen Nächten vor den Hüttenfenstern klagten, oder gar der putzigen Mäuslein, die unter dem Fußboden hausten und zur dunkelnden Vesperstunde von uns noch fleißig gefüttert wurden.

Es war am Morgen des 9. August, als wir von der Hütte für diesen Sommer Abschied nahmen, um über den Hochschober in das Iseltal abzusteigen. Hiefür war nicht zuletzt der Umstand maßgebend, daß unser Mundvorrat bis auf ein Stück Brot und einige Stückchen Würfelzucker zusammengeschmolzen war, desgleichen unser Kleingeld. Um so größerer Tatendrang erfüllte uns. Wir beabsichtigten nämlich, den Hochschober sowohl im Auf- als auch im Abstieg auf neuem Weg zu begehen.

So wanderten Freund Hans Krenn und ich wegen verspäteten Aufbruches (8 Uhr 15) eiligen Schrittes taleinwärts bis zum großartigen Talschluß des Debanttales, wo Hochund Kleinschober, Debantgrat, Ralfkopf, Glödis und Talleitenspitze aufgeschlossen in ihrer ganzen Schönheit vor uns lagen. Wir stiegen über die sehr steilen Rasenstufen rechts vom Pfarrbach, der dem Gartelsee entströmt, später über einige Schneeflecke und grobes Moränenblockwerk auf das Östliche Leibnitztörl, 2591 Meter (9 Uhr 50).

Geplant war, den Südostgrat erstmalig zu erklettern und hernach vom Gipfel geradewegs nach Süden abzusteigen. Dies dünkte uns der kürzeste Weg, ins Leibnitztal zu gelangen, um so noch am selben Tag das Iseltal bei St. Johann im Walde zu erreichen.

Nach einer kurzen Rast zur flüchtigen Erkundung des weiteren Anstieges erhoben wir uns um 10 Uhr 10 und strebten nach Nordnordwest über grobe Blöcke und kleines Geschiebe gegen die Felsen des östlichen Astes des Südostgrates und später diesen nach links entlang zu einer Wasserrinne, die recht steil in ein kleines Hochkar führt. Wir hielten uns rechts, und nach Erklimmung einer zweiten, etwas kürzeren, aber noch steileren Rinne (in manchen Sommern sind diese beiden Rinnen und das Kar mit Schnee bedeckt), standen wir aufatmend in einem kleinen Schartel des Grates. Abwechselnd über große Gesteinstrümmer und Schnee geht es zum Steilaufschwung und zur Gabelung des Hauptkammes. Der Weg wird ausgesetzt, einige große Platten und lockerer Fels erheischen Aufmerksamkeit. Noch ein kurzer, leichter Kamin und der Punkt 3069 Meter, die Kammgabelung, war erreicht (12 Uhr).

Nach der Erbauung eines Steinmannes (12 Uhr 20) erfolgte der weitere Anstieg über den leichten, breiten Südostkamm, um einige Grattürme rechts herum zur Spitze des Hochschobers (3240 m), auf der eine riesige Wächte hockte (12 Uhr 50). Diese wächst im "Sograum der Stürme Gottes", welche zumeist aus Norden über den Gipfel zuweilen mit unerhörter Wucht hinwegbrausen und z. B. die dicken Spannseile der Hochschoberhütte hellauf zum Klirren bringen und die Hütte selbst in ihren Grundfesten erschüttern.

Wir standen zum erstenmal auf diesem Gipfel, um so mehr packte uns der schier unendliche Fernblick. Seinen Hauptreiz bilder die Wechselwirkung der Eisberge im Norden und der Kalkzinnen im Süden und Südwesten. Die schönsten Prunkstücke in dieser Auslage des Herrn der Welt aber sind die beiden Eisfürsten Glockner und Venediger mit ihrer Gefolgschaft, die in aller Pracht und Herrlichkeit in den Himmel ragen.

Wir hatten den ersten Teil unserer Aufgabe, an Stelle des üblichen Weges über die sogenannte Schoberleiten, der häufig, im Abstieg fast immer, recht mühsame Schneestapferei erforderte, einen aperen, über Gefels führenden zu finden, nicht übel gelöst. Die zahlreichen Wiederholungen beweisen die Brauchbarkeit. Dazu kommt noch, daß seit Erbauung des Franz-Keil-Weges das Leibnitztörl sowohl von der Hochschober- als auch von der Lienzer Hütte ohne Beschwerden und kraftsparend angegangen werden kann.

Bedeutend weniger Nachfolger dürften wir jedoch auf unserm neuen Abstieg finden, den wir um 14 Uhr antraten. Nach etwa 100 Schritten zurück auf dem Südostkamm verließen wir ihn, um durch eine überaus steile Erdrinne abzusteigen. Das Schmelzwasser des oberhalb lagernden Schnees lockerte das Erdreich derart, daß der Abrutschgefahr nur mit peinlichster Aufmerksamkeit begegnet werden konnte. Bei der gewaltigen Neigung

der Flanke setzten wir unsere Füße nur ganz langsam abwärts. Ein stark abfallendes, mit einer harten Eisschicht bedecktes Schneefeld, das wir nach rechts schräg hinunter überschritten (hier nahmen wir zum erstenmal das Seil), ließ uns zu einem nach Süden streichenden Rücken gelangen, der mit großen Blöcken bedeckt war. Über ihn vollzog sich der weitere Abstieg, wobei einzelne niedtigere Abstürze überklettert werden mußten. Bald aber sperrte, etwa im zweiten Drittel der Steilflanke, ein hoher Abbruch das weitere Vordringen. Daher wandten wir uns wieder nach rechts und trachteten, in vorsichtiger Kletterei über steiles Gefels die breite Geröllrinne zu gewinnen, die hoch oben zwischen Hauptgipfel und Vorschober absinkt. Purtscheller hatte seinerzeit durch sie den Abstieg vollzogen. Nach längerem mühsamem Quergange brachte uns endlich ein kurzer Kamin in den unteren Teil der Rinne und damit an das Ende der Schwierigkeiten. Das Wegsuchen und Klettern in der uns unbekannten Südflanke, deren Steilheit wir auch unterschätzt hatten, verschlang viel Zeit, und es war schon 16 Uhr 30, als eine kleine Atempause von 10 Minuten eingeschaltet werden konnte.

Leider nahmen wir den weiteren Weg nicht über den Naßfeldkopf, auf dem sich jetzt die Hochschoberhütte erhebt, sondern viel weiter rechts von ihm über lange, ermüdende Geröllfelder, so daß wir erst um 19 Uhr vor der Leibnitzalm (1908 m) standen. Nochmals blickten wir zurück auf die Bergumrahmung des Leibnitztales, über die allmählich die Dämmerung des erlöschenden Tages zog. Zur Rechten die drohenden dunklen Abstürze der beiden Prijakte, links hoch oben das letzte Aufleuchten der Eiskuppe des Hochschobers im scheidenden Lichte der Sonne. Vor uns hämmerten die Wasserschnellen des zu Tal gischtenden Leibnitzbaches ihr eiliges Lied in den Stillfrieden dieser Bergwelt.

Nur ungern wandten wir uns, verfolgten talaus den spärlichen Pfad und tauchten im Schatten des Waldes unter. Wie froh waren wir, als uns nach heilloser Stolperei in völliger Dunkelheit das erlösende Licht eines Bauernhofes entgegenleuchtete. Es war der Unterfercherhof (1365 m), in dem wir um 20 Uhr gastliche Aufnahme fanden.

Hütten- und Wegbauarbeiten im Bannkreise des Hochschobers führten mich in der Folge noch viele Male über die verschiedensten Wege auf seinen Gipfel. Seit Erbauung der Hochschoberhütte führt der beliebteste Anstieg über die steilen, aber unschwierigen Felsen des Westgrates. Der oberste, recht abschüssige Firnaufschwung des Scheitels, bei hartem Eise Stufenschlagen oder Steigeisen erfordernd, kann seit einigen Jahren rechts durch einen mit einem Drahtseil gesicherten Kamin umgangen werden.

Sooft ich auf dieser Hochwarte stand und den einzigartigen Rundblick genoß, immer schenkte sie mir reiche Bergfreude, immer erweckte sie den Wunsch auf Wiederkehr!



RALFKOPF, KALSER TÖRL UND GLÖDIS Zeichaung von Oswald Rampl

Bergerlebnisse in der Schobergruppe

WALTER MAIR

Ein Bergland, verloren in großer Einsamkeit, im Schatten der Glocknergruppe, Ziel vieler Bergsteiger, gebaut aus harten Gneisen, das ist die Schobergruppe mit ihren zahllosen Gipfeln und langen Tälern. Steil fallen die Berghänge ins Mölltal ab, etwas sanfter in den Lienzer Talkessel und ins Iseltal. Man muß diese herrliche Bergwelt mehrmals durchwandern; an sonnenklaren Tagen im gleißenden Firn oder auch, wenn graue Nebel und dunkles Gewölk sich an hochgelegenen Übergängen festklammern, wenn tobender Wind sich an Graten und Kanten heulend schneidet. So sind dem Bergsteiger Tür und Tor geöffnet, er gewinnt Einblick, erkennt Höhen und Tiefen, lernt dieses Bergland schätzen und lieben auf den langen Wegen durch die weiten Kare und über die schmutzigen Schneefelder.

Von Ferne hört er den Steinschlag aus dunklen Wänden, Lawinen rauschen die steilen Firnrinne hinab, und immer wieder ziehen weiße Wolken in großer Hast über dieses Stückchen herrlicher Welt.

Wer möchte nicht wiederkommen nach Stunden und Tagen großer Beglückung, zurück zu den versteckten, schmucken Hütten, umgeben von einer Vielzahl Dreitausender?

"Wißt ihr noch, Conny und Wilfried, wie wir in den ersten Maitagen mit einigen Freunden die steile Klammerkopfrinne mit Firngleitern abfuhren?" Es war ein Morgen, dem kein schöner Tag zu folgen schien. Wir traten aus dem gastlichen Raum der Lienzer Hütte, schauten zu den Sternen, die fast in den Wolken ertranken. Schweigend strebten wir dem Gößnitztörl entgegen. Es wurde allmählich heller. Der Glödis, das Matterhorn der Schobergruppe, versuchte, den feuchten Wolkenkranz abzuschütteln, fern und weitentrückt schien der Gipfel.

Ein erstes Mal fand die schwache, wäßrige Morgensonne den Weg durch schwarzgeränderte Wolkenhaufen. Am Gößnitztörl, dem Übergang zur Elberfelder Hütte, rasteten wir. Wie waren eine große Gruppe.

Wohltuend wirkte die Ruhe, und das Auge schweifte tastend in die Runde.

Hier teilten wir uns. Einige der Freunde sollten auf die Südliche Talleitenspitze.

Zu neunt querten wir nun über schollige Lawinenkegel den obersten Rand des Gößnitzkecses, wenig später standen wir bei der Randkluft der Klammerkopfrinne. Alle schauten wir gebannt die steile Rinne hinauf, dann hinab auf den weiten Keesboden. Scharfe, brüchige Grate säumen diese unsere Firnrinne ein und lassen sie dadurch noch steiler wirken. Die Verhältnisse für unser wohl etwas wagemutiges Unternehmen waren gut.

Nur das Wetter! Der Himmel war schwarz, und von nahe dröhnte der Donner wie dumpfes Räderrollen. Wir bezogen vorübergehend die Randkluft. Dachartig wölbte sich die um drei bis vier Meter höhere Oberlippe der Kluft schützend über uns, während bereits mit hörbarem Rauschen dichter Graupelregen herniederstürzte.

Die Wolkendecke ruhte nun auf den breiten Schultern des Roten Knopfes.

Der Kern des Gewitters verlagerte sich langsam zum Großen Hornkopf hin, und nun folgte zögernd, wie aus weichen, weißen Matten, die Sonne.

Genau eine Stunde benötigten wir für den Anstieg, den wir seilfrei bewältigten.

Die Rinne ist wirklich steil, aber im schuhtiefen Firnschnee kein Wagnis. In der Scharte zogen wir die Firngleiter an. Wir wollten wieder hinab in freundlicheres Gelände.

Conny wedelte. Für ihn als ausgezeichneten Kurzschifahrer versprach diese Abfahrt ein erlesener Genuß ohne Herzklopfen und Unsicherheit zu werden. Mir selbst war ein wenig ungut zu Mute. Ein ungeheurer Tiefblick tat sich vor unseren Augen auf. Die Berge strahlten wieder im Sonnenlicht, die Kare waren vom Hagel weiß, und der Wind jagte in übermütigem Spiel verspätete Wolkenreste gegen die naßglänzenden Bergflanken. Aber all diese Schönheit um mich herum konnte in meine beklommene Brust nicht recht Eingang finden, denn noch war ich nicht am Fuß der Rinne, sondern stand hoch oben, unter mir die gähnende Tiefe.

Meine Schistöcke sollten mir helfen, das Gleichgewicht besser halten zu können, meine Freunde bewältigten die Abfahrt ohne diese "Krücken".

Vorsichtig, eher verhalten, fuhren wir die ersten Meter, dann wagten wir die ersten Bögen. Hermann fand sich als erster. Ein heller Ruf der Begeisterung, dann folgte Schwung auf Schwung. Mit zunehmender Tiefe wurden wir sicherer, und mit einem weiten Satz sprang Conny noch über die Randkluft.

Unbemerkt wurde eine Gruppe holländischer Bergsteiger Zeuge unserer Abfahrt. Sie kamen von der Elberfelder Hütte. Am Fuße des Gößnitzkopfes, dem Ort des Zusammentreffens, scheint die Rinne fast senkrecht. Sie konnten es kaum fassen, daß wir da mit heilen Gliedern heruntergekommen sind. Wie ein wallender Schleier schmiegt sich diese Firnrinne ins dunkle Gestein, ein herrliches Bild.

Zur Zeit des Baues der neuen Wangenitzseehütte der Sektion Holland kam durch das Debanttal Leben bis hinein in die einsamen Hochkare. Tief unten im Tale wurden Bäume gefällt, Seilbahnstützen ragten stumm gegen den Himmel, Motorenlärm und fremdsprachige Laute begleiteten den Gang der Dinge. Nahe beim großen, tiefblauen Wangenitzsee, jenseits der Seescharte, sollte das neue Heim für Bergsteiger und Wanderer entstehen. Ein einmalig schöner Platz auf grünen Matten und mit weitem Blick ins Mölltal. Mit dem Hohen und Niedrigen Perschitzkopf, dem Kruckelkopf und dem Petzeck bieten sich dem Touristen lohnende Ziele über der Dreitausendmeterzone.

Heute ist der Bau vollendet. Fast ein Hotel, dennoch aber bergsteigerfreundlich und gemütlich.

Die gewohnte Stille ist zurückgekehrt. Der Strom der Arbeit ist versiegt, und gut hat sich die Hütte ins Landschaftsbild eingefügt.

Leicht ist es jetzt und kaum kräfteraubend, über die Perschitzscharte zur Noßbergerhütte zu gelangen. Wilde Wasser haben den steinigen Pfad durchs Gradental verwüstet, das Tal selbst verändert. Riesige, grobkantige Steine lagern auf grünem Wiesengrund, und nur über Jägersteige in dunklem Tann führt der direkte Weg vom Mölltal herauf, vorbei an der Gradenalm, zur hochgelegenen Noßbergerhütte.

Ausgesprochen schön steht das hölzerne Haus inmitten der gewaltigen Bergumrahmung, die wie ein steinerner Wall die Hütte umschließt.

Wild stürzen die Grate der Hornköpfe auf die breiten Moränenrücken herab und bergen in sich die Hornscharte, den Übergang über das Hornkees zur Elberfelder Hütte. Der Weg in die Scharte ist mit Gestein bedeckt und mit abgesprengten Gesteinsplatten übersät. Wasser und nagender Frost entreißen dem Fels, was nicht mit ihm fest verwachsen ist.

Der Hornkopf zählt zu den schönsten Bergen in der Schobergruppe, wird aber weit weniger besucht als seine berühmteren Geschwisterberge Hochschober, Roter Knopf, Glödis usw. In diesem Alleinsein hat er sich dafür sorgfältig entfaltet mit einer plattigen, abschüssigen Wand ins Hornkees hinab, mit einem langen, schwungvollen Grat, der im Gößnitzkees wurzelt.

Dieser herrliche Berg ist der Beginn einer langen Bergfahrt. Unendlich weit zieht der Grat hinaus, hinweg über den Kreuzkopf, das Kögele und die Brentenköpfe bis hin zum Seekamp.

Über geschichteten Platten gelangt man zum Kreuzkopf, einem spitzen Dreikant, der, ähnlich dem Hornkopf, in glatten, aber bedeutend niedrigeren Wänden zum Hornkees abstürzt.

Der Kreuzkopf, der in der Längsachse des Gradentales steht, schließt, vom Mölltal gesehen, den Talhintergrund wirkungsvoll ab. Der Grat zum Kögele ist zersplittert und teilweise brüchig. An dieses, eine wenig hervortretende Erhebung, lehnt sich im Norden ein namenloser Gletscher. Nordostseitig senkt sich eine Flanke hinab zur Brentenscharte, die von L. Patera um die Jahrhundertwende erstmals überschritten wurde. Über braungraue, teilweise bemooste Felsen erreicht man unschwierig den allseits schönen Doppelgipfel des Brentenkopfes, dessen höherer Südwestgipfel durch einen tiefen, steilwandigen Einriß von dem um einige Meter niedrigeren Nordostgipfel getrennt ist. Ein steiler Abstieg über brüchigen Fels, dann ein leichter, teilweise begrünter Rücken zum Hohen Beil folgen. Das Hohe Beil besteht aus zwei nicht besonders ausgeprägten, fast gleich hohen Gipfeln, die durch einen etwa 300 Meter langen, aus gutem Stein bestehenden Grat verbunden sind, der herrliche, oft ausgesetzte Kletterei vermittelt.

Unschwierig, nur kurz führt der Weg in eine unbenannte Scharte, die mit einer Altschneewächte gekrönt ist. Der Tag neigt sich dem Ende zu.

Zehn Stunden waren wir unterwegs, ein großes Stück Weg liegt hinter uns, nun sind wir müde.

Wir suchen einen angenehmen Platz und Schutz vor der nahenden Nacht. Kuno bedient den Kocher, Schorsch entfaltet die Biwaksäcke.

Der Georgs- und der Friedrichskopf jenseits des Gradentales werfen lange, düstere Schatten, und das Dunkel nistet in den tiefen Schluchten.

Es ist kühl, knisternd verfängt sich der Wind in den Zeltsäcken.

Früh am Morgen machen wir uns auf den Weiterweg. Das Tal schläft noch, die Felsen sind leicht vereist. Ein völlig unbekannter, mit gelben Türmen bewehrter Grat führt hin zum Karlkamp. Mit großer Wahrscheinlichkeit sind wir die ersten, die diesen Pfad begehen. Mehrmals dachten wir während der Nachtstunden an den abenteuerlichen Weg zu den auffallend prächtigen Felshörnern, dem Karl- und dem Seekamp. Ausgesetzt beginnt das Unternehmen, vorsichtig bewegen wir uns auf einem vorerst messerscharfen Grat, der nicht ganz unschwierig ist und uns ein wenig beklommen macht. Einen herrlichen Anblick bietet von hier die Glocknergruppe mit ihrem ewigen Eis und ihren glänzenden Firnfeldern. Dann aber sperren drei bis fünf Meter hohe, grobklotzige Grattürme den Weiterweg, die alle leichter überstiegen als umgangen werden. Dieses Verbindungsstück zwischen Hohem Beil und Karlkamp sowie der Grat weiter zum Seekamp zählen wohl zu den schönsten Bergfahrten der Schobergruppe, teilweise schwierig und anregend, aber immer eine reine Freude.

Am späten Nachmittag steigen wir über steile, brüchige Wandstufen mit vereisten Rinnen zum Seekamptörl ab. Scharf eingeschnitten, leitet es zu den Bretterköpfen über. Vom Nordwesten zieht sich das Seekampkees flach bis zum Törl hin und hängt gegen das Gradental wächtenartig über. Hier streicht eine breite Firngasse weit hinab gegen die tiefliegende Gradenalm.

Nach einem Besuch der Bretterköpfe, die einen besonders schönen Fernblick auf die Berge der benachbarten Gruppen gewähren, rüsten wir nach zwei Tagen auf felsigem Pfad zum Abstieg ins Tal. Zurück auf die Almböden mit den Blumen und munteren Bächlein, mit Freude im Herzen und dem Wunsch, wiederzukommen.

Wer eine wirklich ungetrübte Freude erleben will, gehe für einige Stunden oder Tage in die entlegenen Kate dieser weltentrückten Gebirgsgruppe. Er wird dort den Frieden und die erholsame Ruhe finden, die ihn weit über den Alltag hinausheben, wenn er versteht, ein weites und empfängliches Herz mitzubringen.



HOHER UND NIEDERER PRIJAKT VOM WESTLICHEN LEIBNITZTÖRL
Zeichnung von A. Heilmann 1891

Die hochalpine Tierwelt der Schobergruppe

ROBERT STEINBERGER

Jeder Wanderer, und zu denen gehört auch der in Fels und Eis "bewanderte" Hochalpinist, ist ein Freund der Natur. Er liebt es, die Schönheiten der Natur kennenzulernen, sie zu belauschen, sie zu entdecken und sich auch mit den Kräften der Natur zu messen.

Wenn nun das vorliegende Jahrbuch des OeAV sich speziell dem schönen, etwas abseits der bekannten Bergtouren liegenden und daher nicht sehr viel begangenen Gebiet der Schobergruppe widmet, dann soll auch ein Beitrag in diesem Buch enthalten sein, der sich speziell mit der hochalpinen Tierwelt dieser Gebirgslandschaft befaßt. Ist es doch gerade diese Tierwelt, die manchen Touristen dazu einlädt, in seiner Wanderung kurz zu verhoffen, um sich am Anblick dieser Tiere zu erfreuen. Die Freude am Geschauten wird aber um so größer sein, je besser man die Lebensgewohnheiten und Eigenarten der Tiere kennt, mit denen man, erhofft oder auch oft unverhofft, irgendwo auf Alpenmatten, in Steinkaren, auf Graten oder in Firnhängen zusammentrifft. Aus dieser Mensch-Tier-Begegnung ergibt sich aber für diesen literarischen Beitrag eine Einschränkung: Von der Vielzahl der Tiere, die in hochalpinen Regionen leben, wird nur ein Teil dem Bergwanderer augenfällig werden. Insekten und niedere Tiere, Tiere, die vorwiegend in Höhlen leben und auch alle im Wasser lebenden werden den Hochalpinisten nicht in dem Maße beeindrucken, wie es beispielsweise der majestätisch kreisende Steinadler, das Murmeltier, das Gamswild oder gar das besonders felsgewandte Steinwild zu tun vermag. Dem auf die Fauna der Bergwelt spezialisierten Naturfreund stehen für seine Beobachtungs- und Entdeckungsreisen genug einschlägige Bestimmungsbücher zur Verfügung. In diesem Aufsatz will ich mich jedoch bewußt auf die bekanntesten Tierarten der Schobergruppe beschränken.

Die Tierwelt der hochalpinen Region hat sich dem unwirtlichen Klima dieser Höhenstufe angepaßt. Die Lebensbedingungen sind hart. Eine große Zahl von Eigenschaften erleichtern jedoch den Tieren den Aufenthalt im Gebirge. Manche dieser Eigenschaften zielen darauf, den Wärmeverlust des Körpers zu verringern (dickes Haar- und Federkleid) oder besser die kostbare Sonnenbestrahlung auszunutzen (Dunkelfärbung); auch der Wechsel des Sommer- und Winterkleides wird nicht nur für die bessere Tarnung vor Feinden, sondern auch aus anderen noch nicht erforschten Gründen von Vorteil sein; die Vergrößerung der Trittfläche (starke Borsten an den Füßen des Schneehuhns, steife Haare zur Verlängerung der Zehen des Schneehasen) vermindert des Einsinken im winterlichen Lockerschnee und ermöglicht dadurch bessere Fortbewegung; für die Trittfestigkeit und Trittsicherheit haben Gemse und Steinbock besonders ausgebildete Hufe (Schalen).

Der Hochgebirgswinter, der zweifellos die härteste Prüfung dieser Tiere ist, zwingt zur vorübergehenden Abwanderung (Alpendohle, Wiesel u. a.), zu weitgehender Einstellung der Lebenstätigkeit (Winterschlaf des Murmeltieres) oder zum Leben unter der schützenden Schneedecke (Schneemaus).

Für die Erhaltung des Lebens in diesem Raume werden aber auch Sicherungsgemeinschaften gebildet. Hier ist es vor allem das Murmeltier, das durch sein Pfeifen die Artgenossen und die übrigen Tiere der Gegend warnt. Es muß nicht immer der Mensch sein, der diesen Alarm auslöst; auch ein Hermelin, ein Fuchs, ein Habicht oder ein Steinadler kann die Ursache dieser Ruhestörung sein. Auch das aufgeregte Rufen eines Singvogels

kann ein vertraut äsendes Gamsrudel zu angespannter Aufmerksamkeit bringen. Eines ist jedoch immer zu erkennen: In der Gemeinschaft fühlen sich die Tiere sicherer.

Die hier aufgezählten Eigenschaften und Lebensgewohnheiten treffen auch für die Tierwelt der Schobergruppe zu, deren bekannteste Arten die folgenden sind:

Der Schneefink (Montifringilla nivalis) lebt gesellig auf Geröllhalden bis zur Schneegrenze und ist ein ausgesprochener Felsenvogel. Er flüchtet in die Weite, anstatt Deckung zu suchen. Im allgemeinen ist er Standvogel und daher auch im Winter anzutreffen. Etwas größer als der Sperling, weiß in Flügel und Schwanz (beim Flug auffallender als im Sitzen), schwarze Kehle, grauer Kopf. Ernährt sich von Insekten und Pflanzen.

Der Mauerläufer (Tichodroma muraria) hat sich als Klettervogel auf Felsen spezialisiert. Charakteristisch ist sein ruckartiges Aufwärtsrutschen an Felswänden (Suche nach Insekten), das mit je einem kurzen Flügelschlag verbunden ist. Die schöne Flügelzeichnung (leuchtendes Rot und große weiße Flecken auf schwärzlichen Flügeln) leuchtet dabei prächtig auf und verleiht ihm etwas Schmetterlinghaftes. Ungefähr gleich groß wie der Sperling; langer, dünner Schnabel; grauer Rücken, im Sommer schwarze Kehle. Im Winter wandert er ins Tal und klettert auf Kirchtürmen und Ruinen.

Das Alpenschneehuhn (Lagopus mutus helveticus) verrät seine Anwesenheit durch ein tiefes, rauhes Krächzen und seltsam knatternde Knarrlaute vom Boden her (artr). Im Winter reinweiß mit schwarzem Augenstreif und dunklen Außenfedern am Stoß; im Sommer braun mit weißen Flügeln. Über den Augen hat das Schneehuhn eine rote, warzig ausgezackte Haut, die vom Jäger als "Rose" bezeichnet wird. Es ist etwas größer als ein Rebhuhn. Schneehühner leben paarweise, sind aber im Winter gesellig. Die Nahrung besteht aus Alpenkräutern und Insekten. Im Winter scharren die Schneehühner durch den Schnee bis zum Boden, um Nahrung zu finden.

Die Alpendohle (Pyrrhocorax graculus) ist jener rabenartige Vogel, der gesellig um Berggipfel und an hohen Felswänden segelt. Als Allesfresser ist die Alpendohle häufig dort anzutreffen, wo es Abfälle gibt (Schutzhütten). Sie ist leicht erkenntlich am tiefschwarzen Federkleid, am gelben Schnabel und an den roten Füßen. Während des Winters sind diese geselligen Vögel in großen Scharen im Tal anzutreffen.

Der Kolkrabe (Corvus corax), auch Wotansvogel genannt, ist fast bussardgroß, glänzend schwarz, hat einen starken Schnabel und einen auffallend keilförmigen Stoß. Er ist ein Allesfresser und liebt vor allem Aas (Gesundheitspolizei des Hochgebirges). Der Kolkrabe lebt paarweise, ist sehr intelligent und scheu. Sein tiefer Ruf (korr, korr) ist weithin hörbar. Er ist auch im Winter im Hochgebirge anzutreffen.

Der Steinadler (Aquila chrysaëtos fulva), als Wappenvogel wohlbekannt, ist eine königliche Erscheinung der Alpen. Auch im Gebiet der Schobergruppe ist er immer wieder zu sehen. In majästetischer Ruhe kreist er einzeln oder paarweise über seinem Jagdgebiet. Das Weibchen erreicht eine Flügelspannweite von rund zwei Metern, das Männchen (wie bei allen Raubvögeln) ist etwas kleiner. Im Flug zu erkennen an seiner Größe, dem gerade vorgestreckten Kopf, den ziemlich gleich breiten Flügeln mit den gespreizten, nach vorn gebogenen Schwungfedern und dem fächerförmig gerundeten Stoß. Als großer und kräftiger Raubvogel schlägt der Steinadler auch größere Beutetiere, wie Schneehasen, Murmeltiere, Schnee- und Birkhühner. Ab und zu vergreift er sich auch an Gams- und Rehkitzen und Lämmern, wobei aber anzunehmen ist, daß es sich bei den letztgenannten Beutetieren um schwache oder kranke Stücke handelt. Zahlreiche Untersuchungen haben ergeben, daß der Steinadler auch vieles andere Getier schlägt, z. B. Frösche, Schlangen, Mäuse u. a., gelegentlich sogar Füchse; selten, besonders aber im



Aussicht vom Roten Knopf (3281 m) nach Südwesten. Links: Doppelgipfel des Prijakt; Mitte Glödis; rechts Hochschober (Foto: R. Gritsch)

Tafel 3

Aussicht vom Roten Knopf (3281 m) nach Südosten. Von links nach rechts: hinten Gr. Friedrich, Petzeck, Krucklkopf, Perschitzköpfe, vorne Hornkopf, Klammerscharte (Bildmitte), Klammerköpfe (Foto: R. Gritsch)

Aussicht vom Hochschober (3242 m) nach Süden, Im Vordergrund rechts Rotspitze und (rechts davon) Schleinitz, im Mittelgrund links (2. Kulisse) Kreuzeckgruppe, rechts dahinter Gailtaler Alpen mit Reißkofel (Bildmitte). Am Horizont Julische Alpen mit Triglav (links) und Mangart, Wischberg und Montasch rechts (Foto: R. Gritsch)

Wangenitz- und Kreuzsee, darüber, links der Mitte, obere Seescharte (Wiener Höhenweg), rechts untere Seescharte, im Vordergrund links Wangenitzsechütte (Foto: R. Gritsch)

Winter, geht er auch an Aas. Erst mit dem Aufleben des Naturschutzgedankens konnte die Gefahr einer Ausrottung dieses edlen Vogels gebannt werden. Heute wird bereits eine geringe Stückzahl von Jahr zu Jahr von den Jagdbehörden zum Abschuß freigegeben, um andere Wildarten, die vom Steinadler bevorzugt als Nahrung gebraucht werden, zu schützen.

Der Gänsegeier (Gyps fulvus), wegen seines weißbehaarten Kopfes und Halses auch Weißkopfgeier genannt, ist fahlbraun und hat im Nacken eine deutlich sichtbare weiße Federkrause. Er kann ab und zu in der Schobergruppe zu sehen sein, weil während der Sommermonate Gänsegeier in den nicht weit entfernten Salzburger Tauern ständig anzutreffen sind. Sie sind ausgesprochene Aasfresser, leben gesellig, kreisen in sehr großer Höhe und suchen mit ihren unvorstellbar scharfen Augen nach Nahrung. Die Gänsegeier nächtigen gesellschaftlich in steilen Felswänden. Dort ist dann das Gestein weithin erkennbar mit weißem Kot bedeckt.

Die Schneemaus (Microtus nivalis) ist ein reiner Vegetarier. Sie wird ca. 13 Zentimeter lang (ohne Schwanz), ist grau, lang und dicht behaart und hat weißliche Füße und einen meist einfärbig weißen Schwanz. Es genügen ihr die letzten grünen Vegetationsinseln in der Geröll- und Eisregion, um leben zu können. Im Winter gräbt sie Gänge zwischen Boden und Schneedecke, um Nahrung zu bekommen. Daher wird sie auch Alpenwühlmaus genannt. Gleichzeitig bietet ihr die Schneedecke Kälteschutz. Zum Zeitpunkt der Schneeschmelze kann man die vielfach verzweigten rinnenartigen Kanäle wie ein Labyrinth am Boden sehen. Die Schneemaus ist in sehr großen Höhen anzutreffen (über 3000 Meter), sie lebt aber gerne in der Nähe der Alpenrosen.

Das Hermelin oder Großes Wiesel (Mustela erminea) wird — einschließlich der Rute — ca. 30 Zentimeter lang. Das Sommerkleid ist braunrot; das Winterkleid ist weiß, an den Seiten gelblich angehaucht; die Rutenspitze ist immer schwarz. Als Raubtier jagt es die Beute vorwiegend in der Nacht, doch sieht man es recht häufig auch bei Tage. Der Lebensraum dieses Tieres reicht bis zur Schneegrenze. Im Winter kann man es auch in leerstehenden Almhütten antreffen. Als Nahrung dient ihm alles Lebende, was es bewältigen kann. Die Geschmeidigkeit und Flinkheit des Wiesels sind sprichwörtlich.

Das Maus wiesel oder Kleines Wiesel (Mustela nivalis) ist noch schlanker als das Hermelin und wird ca. 20 Zentimeter lang. In tieferen Lagen bleibt es das ganze Jahr braunrot, nur in der hochalpinen Region ist das Winterkleid reinweiß. Es hat weder im Sommer noch im Winter eine schwarze Rutenspitze und kann daher leicht vom Hermelin unterschieden werden. Die Lebensweise gleicht dem größeren Vetter.

Der Alpenschneehase (Lepus timidus varronis) ist ein Eiszeitrelikt: Beim Rückgang der Eiszeitgletscher ist ein Großteil der Schneehasen diesen gefolgt (nordischer Schneehase), während ein kleinerer Teil auch im Hochgebirge der Alpen zusagende Lebensbedingungen fand und sich dort erhalten konnte (Alpenschneehase). Der Schneehase ist daher in seiner Lebensweise ganz auf Schnee und Kälte eingestellt: dichtes Haarkleid, im Winter weiß, im Sommer graubraun bis grau; dicht behaarte, weit spreizbare Zehen; sehr genügsam. Er ist nur nachts unterwegs, tagsüber wird er wegen seiner guten Schutzfarbe (nur die schwarzen Ohrenspitzen verraten ihn im Winter) nicht leicht gesehen. In schneearmen Wintern kann er wegen seiner Weißfärbung leichter im Krummholz oder zwischen Steinen und Felsen entdeckt werden.

Das Alpenmurmeltier (Marmota marmota) ist eines der wenigen Säugetiere, das Tagtier ist, sich daher gut sehen läßt und sich auch durch seine Warnpfiffe (ein helles, kurz absinkendes Schreien) gehörig bemerkbar macht. Durch diesen originellen Stimmlaut

aufmerksam gemacht, wird so mancher Bergwanderer schon Gelegenheit gehabt haben, das Leben und Treiben einer Murmeltierfamilie zu beobachten. Die Murmeltiere leben gesellig in Kolonien und fühlen sich — so paradox es klingen mag — als Bewohner des rauhen Klimas erst bei verhältnismäßig hohen Temperaturen wohl. Sie liegen dann gern, oft stundenlang, in der Nähe ihrer Baue, auch auf größeren Steinen, platt in der Sonne. Bei rauher Witterung wird man sie wenig zu Gesicht bekommen. Dem eisigen Gebirgswinter weicht das Murmeltier durch einen bis zu acht Monate dauernden Winterschlaf aus, bei dem seine Körperwärme bis auf wenige Grad über Null absinkt. Den Winterschlaf verbringen die Murmeltiere familienweise in einem mit Heu ausgepolsterten etwas tiefer gelegenen Erdbau. Während der Sommerzeit kann man sie auch in Felsen und auf Graten sehen, wobei ihnen Felsspalten als "Sommerwohnung" dienen.

Die Gemse (Rupicapra rupicapra) ist in allen Teilen der Schobergruppe sehr häufig zu sehen. Die äußeren Kennzeichen werden wohl allen aufmerksamen Bergsteigern hinlänglich bekannt sein. Die Gemse ist eine Antilopenart; beide Geschlechter tragen ein Gehörn, wobei die Krickel des Bockes dicker und stärker gekrümmt sind als die der Geiß. Die Gemsen leben gesellig in Rudeln, nur die älteren Böcke sondern sich ab. Das Gamsrudel ist meist auf Alpenmatten, in Karen und auf Graten (daher auch der Name "Gratwild") anzutreffen. Es wird von einer alten erfahrenen Gamsgeiß, der Leitgeiß, geführt. Altere Böcke sind Einzelgänger und wählen ihren Einstand in schwer zugänglichen, zerklüfteten, mit Buschwerk und Latschen dicht bewachsenen Felshängen. Sie sind daher seltener zu sehen.

Die Gemse ist ein Tagtier. Das Leben und die Bewegungen eines Gamsrudels sind daher gut zu beobachten: Morgens äsen die Gemsen, bis der Asungsplatz von der Sonne erreicht wird, dann ziehen sie an schattige, geschützte Plätze, dort lagern und wiederkäuen sie. Dabei sind die Kitze, so wie die jungen Ziegen, am lebhaftesten: sie spielen, tollen umher und kämpfen scherzhaft miteinander. Schon im Laufe des Nachmittags zieht das Rudel wieder auf Asung und bleibt dort bis zum Einbruch der Dunkelheit.

Die Sommerfärbung der Gemse ist gelblichbraun bis rostbraun mit schwarzbrauner Rückenlinie, dem sogenannten Aalstrich. Die hellgelbe Kopfzeichnung mit dunklem Längsstreifen ist charakteristisch. Im Winter ist die Gemse dunkelbraun bis schwarz, die Kopfzeichnung hebt sich noch stärker ab. Im Laufe der Jahreszeit wechselt die Gemse ihren Einstand: im Sommer bevorzugt sie schattseitige Hänge, im Winter ist sie meist sonnseitig anzutreffen, starker Schneefall treibt sie in den Wald hinab.

Der Alpensteinbock (Capra ibex) war als freilebendes Hochgebirgstier seit dem 16. Jahrhundert in den österreichischen Alpen ausgerottet. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß praktisch alle Körperteile, von den Exkrementen angefangen bis zum Gehörn, einschließlich Blut und Organteilen, für heilkräftig angesehen wurden und daher der Alpensteinbock ein begehrtes Wild war, das zwar strengen Schutzbestimmungen unterlag, doch einen großen Anreiz auf Wilderer ausübte, die aus Ehrgeiz und Gewinnsucht Freiheit und Leben riskierten, um seiner habhaft zu werden. In Sage, Aberglaube und Brauchtum war zu diesen Zeiten kein Alpentier so stark vertreten wie der Alpensteinbock. Dieses urigste Tier der Alpen (es kommt sonst nirgends vor) wäre schon seit einigen hundert Jahren von der Erde verschwunden, hätte sich nicht in der Wildnis des Gran Paradiso im Aostatal (Italien) ein kleiner Teil dieser Tierart erhalten. Von dort aus wurde die Wiederbesiedlung der übrigen Alpen versucht. Die besten Erfolge der Wiedereinbürgerung des Alpensteinbocks wurden in der Schweiz erzielt (Unter- und Oberengadin, St. Gallener Oberland und andere Gebiete). Seit rund 40 Jahren gibt es auch in den österreichischen Bergen wieder freilebendes Steinwild, und zwar im Blühnbachtal (bei Werfen im Land Salzburg), im Hochschwabgebiet und in einigen Gegenden Tirols.

Die Wiedereinbürgerung des Alpensteinbocks in der Schobergruppe begann im Jahre 1960. In fruchtbringender Zusammenarbeit haben die "Kärntner Jägerschaft" (Landes-

jägermeister Dr. Werner Knaus), die Kärntner Landesregierung und vor allem Hans Pichler sen, aus Heiligenblut die ideellen und materiellen Voraussetzungen dafür geschaffen. Die Ruhe dieser Berggruppe, der geologische Aufbau, der Pflanzenwuchs u. a. waren die notwendigen örtlichen Bedingungen für die erfolgreiche Einbürgerung. In den Jahren 1960 bis 1965 wurden am Fuße des Gebirgsstockes zwischen Graden- und Gößnitztal insgesamt neun Böcke und sieben Geissen ausgesetzt. (Das ausgesetzte Steinwild stammt aus Pontresina, Schweiz.) Nach anfänglichen Verlusten durch Abwanderung (Malta-, Zirknitz- und Matreier Tauerntal), Steinschlag und Absturz ist die Steinbockkolonie im Jahre 1967 auf insgesamt 25 Stück angewachsen. Der bevorzugte Einstand dieses Steinwildes sind die steilen Berghänge um den Aussetzungsort, doch sind auch einzelne Stücke schon im Wangenitzental beobachtet worden.

Nun zieht der Alpensteinbock auch in der Schobergruppe wieder seine Fährte und wird nicht nur dem hegenden Jäger, sondern auch allen Bergsteigern ein freudiger Anblick sein.

Auch beim Steinwild, das größer, massiger als das Gamswild und allgemein rötlichbis gelblichgrau (fahl) gefärbt ist, tragen beide Geschlechter Gehörne, die beim alten Bock bis einen Meter lang und 15 Kilogramm schwer werden, hingegen ist das Geißgehörn weitaus kleiner (höchstens 30 Zentimeter). Das Steinwild lebt noch über den Gemsen, liebt Felswände und Blockwerk mit freiem Ausblick, klettert noch besser und sicherer als die Gemsen und liebt - ähnlich dem Murmeltier - die Wärme. Auch das Steinwild lebt gesellig in Rudeln. Es braucht im Sommer Firn und Eis und schattige Einstände, im Winter apere, sonnseitige Hänge und als Wetterschutz überhängende Felsen. Vor allem aber braucht es Ruhe und Ungestörtheit.

Am Beispiel der Ausrottung und Wiedereinbürgerung des Alpensteinbockes wird deutlich, welch grundlegendem Wandel die Jagd in den letzten hundert Jahren unterworfen wurde: ursprünglich nur auf Beute eingestellt, heute auch Mitverfechter des Naturschutzgedankens. Wenn auch das Wild und die Wildhege immer mit jagdlichen Eingriffen verbunden bleiben werden, so ist doch gerade heute die Erhaltung der Tierwelt fast auf der ganzen Welt nur in Zusammenarbeit mit dem Weidmann möglich. Diese Zusammenarbeit wurde besonders sinnfällig in der Tatsache, daß es dem gemeinsamen Bemühen der Naturfreunde und Jäger Kärntens gelungen ist, die Schobergruppe und damit das Kärntner Oberland um eine Tierart, den Alpensteinbock, zu bereichern. Möge es dem Wanderer in der Schobergruppe oft beschert sein, sich am Anblick dieses Wildes zu erfreuen.

Erklärung der verwendeten Fachausdrücke aus der Weidmannssprache:

Abschuß ist die bestimmte Anzahl von Wild, das in einem Revier abgeschossen werden soll

äsen die Nahrungsaufnahme des Gams- und Steinwildes u. a. Wildarten

Asung die Nahrung der genannten Wildarten Bau die unterirdische Wohnung des Murmeltieres

Bock männliches Gams- und Steinwild Einstand Aufenthaltsort des Wildes

Fährte

die hinterlassenen Spuren des Gams- und Steinwildes

Gams

Gamswild Sammelbegriff für Gamsbock, Gamsgeiß und Gamskitz

Geiß weibliches Gams- und Steinwild

Krickel das Gehörn des Gamsbockes und der Gamsgeiß Rudel größere Anzahl Wild gleicher Art (Gams-, Steinwild) Rute Schwanz des Hermelins, Mauswiesels u. a. Tiere

Schalen Hufe des Gams- und Steinwildes u. a. Wildarten

schlagen das Erbeuten von lebenden Tieren durch Raubvögel, z. B. der Steinadler schlägt das

Murmeltier

Steinwild Sammelbegriff für Steinbock, Steingeiß und Steinkitz

Stoß der Schwanz des Steinadlers, Schneehuhns, Kolkraben und anderer Vogelarten

vertraut ohne Mißtrauen, arglos

ziehen langsame Vorwärtsbewegung des Gams- und Steinwildes u. a. Wildarten

Quellennachweis:

Dr. Wolfgang Engelhardt: Die letzten Oasen der Tierwelt.

Otto Färber: Tiere am Berg.

Wild und Weidwerk der Welt, Fachredaktion: Reinhard Voß. Otto Fehringer: Die Welt der Vögel, Die Welt der Säugetiere.

Dr. Alois Kosch: Was find' ich in den Alpen?

Weidmännisches Lehrbuch, Hubertusverlag Richter & Springer, Wien.



Das Steinwild in Kärnten

WERNER KNAUS

Urkundlich ist das Steinwildvorkommen in Kärnten nicht belegt. Die Ausgrabungen am Magdalensberg, die wiederholt dem Steinwild zugehörige Knochenfunde an den Tag brachten, und ein vor wenigen Jahren in den Hohen Tauern durch Gletscherrrückgang ausgeapertes Schädelstück lassen jedoch den Schluß zu, daß das Fahlwild einmal auch in Kärnten beheimatet gewesen ist. Ist es nun als eine einer anderen Zeit zuzuordnende Wildart ausgestorben, oder ist es durch Menschenhand ausgerottet worden? Die Beantwortung dieser Frage ergibt die Berechtigung, seine Wiedereinbürgerung zu betreiben, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß so wie in den übrigen österreichischen Alpenländern auch in Kärnten der Alpensteinbock ein Opfer der Volksmedizin wurde.

Die Wissenschaft unterscheidet zwischen einer ost- und einer westalpinen Art. Die ostalpine ereilte früher als die westalpine ihr Schicksal. Welcher Art die in Kärnten vorhanden gewesene zuzuschreiben ist, ist ungeklärt. Vom ostalpinen Steinbock wissen wir sehr wenig, während über den westlichen ein umfangreiches Quellenmaterial vorliegt, da er ja bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts im Zillertal, vorher aber auch in anderen Bergmassiven Tirols und der Schweiz lebte. Erst im Jahre 1712 erteilte das Erzbischöfliche Oberstjägermeisteramt von Salzburg, dem damals das Zillertal unterstand, den Auftrag, die letzten Stücke abzuschießen, es entließ die Aufsichtsjäger und ließ das Jagdhaus in der "Floite und Gunkel" schleifen. Diese Maßnahme, die den Untergang des Steinwildes im Zentralalpengebiet besiegelte, war notwendig geworden, weil die Raubbanden auch durch drakonische Strafen nicht im Zaum zu halten waren und weil Mord und Totschlag in unvorstellbarem Ausmaß mit der Steinwildhege Hand in Hand gingen. Der uralte Aberglaube, daß jeder Körperteil des Steinbocks eine Wundermedizin sei, mit der die Hofapotheke in Salzburg auch einträgliche Geschäfte betrieb, ließ die illegalen Jäger vor keiner Exekution zurückschrecken. Nach der Vollendung des grausamen Werkes blieben die Grajischen Alpen bei Aosta die letzte Heimstatt des Alpensteinbocks.

Im Jahre 1861 wurde dieses rund 56.000 Hektar große Gebiet vom italienischen König Vittorio Emanuele unter besonderen Schutz gestellt, und der gesamte heute in Europa lebende Steinwildbestand geht auf diese königliche Tat zurück.

In die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts fallen verschiedene Einbürgerungsversuche in Osterreich und in der Schweiz, denen kein allzu großer Erfolg beschieden war. In die an der Kärntner Grenze auf der Südseite des Loiblpasses begründete Kolonie wurde Bezoarziegenblut eingekreuzt, und es darf dieses noch heute dort lebende Wild nicht als reinblütig angesprochen werden. Dem Schweizer Tierpark "Peter und Paul" in St. Gallen gelang es trotz offizieller Ablehnung eines Kaufantrages an die Verwaltung des Schutzgebietes im Aostatal dennoch, sich Ausgangsmaterial für eine Aufzucht im Gehege zu beschaffen, und dieses wurde praktisch die Keimzelle für die verschiedenen, voneinander getrennten heutigen Vorkommen. Derzeit geht der Bestand an Steinwild sowohl in der Schweiz wie in Italien in die Tausende.

Nachdem in Salzburg, in Tirol und in der Steiermark seit 1924 verschiedene Einbürgerungsversuche geglückt waren, war es naheliegend, einen solchen auch in Kärnten zu wagen. Der heimischen Bergwelt dieses edle, durch menschlichen Unverstand ausgerottete Wild wiederzugeben, war für Jagd und Naturschutz zu einer echten Aufgabe herangereift. Sie zu lösen war durchaus nicht einfach, und sie mußte wohl überlegt werden. Da die Sarcoptes-Räude (Gamsräude) auch das Steinwild befällt, waren der Auswahl des Aussetzungsortes Grenzen gezogen, denn diese Gamskrankheit hatte weite Teile Kärntens heimgesucht. Die Entscheidung, die Schobergruppe bei Heiligenblut auszuwählen,

fiel durch den Schweizer Sachverständigen Dr. Zimmerli, der dem Urgestein für die Steinwildhege gegenüber dem Kalk den Vorrang gibt. Er war es auch, der von der Errichtung eines Eingewöhnungsgatters abriet und der Direkteinbringung in die freie Wildbahn den Vorzug gab. Der Gefahr parasitärer Erkrankungen im Gatter stand das Risiko der Abwanderung gegenüber.

Am 2. Juni 1960 trafen drei Böcke, am 5. Juni 1960 zwei Geißen und am 27. Juni 1960 zwei weitere Geißen aus Pontresina mit Lastwagen in Heiligenblut ein, und alle Stücke wurden am rechten Möllufer südlich des Ortes freigelassen. Eine Geiß verendete durch Herzschlag nach dem Verlassen des Transportkorbes. Im Jahre 1962 wurden ein Bock und drei Geißen und in den darauffolgenden Jahren drei Böcke und eine Geiß in Pontresina gekauft. Im Jahre 1963 wurde das erste Kitz gesetzt, das nach einem Jahr leider eingegangen ist, im Jahre 1964 erhielt die Kolonie einen Zuwachs von drei Kitzen, die, soweit man es jetzt überblicken kann, alle am Leben geblieben sind.

Von den erstausgesetzten Böcken wanderten die zwei älteren ab. Anscheinend ist es falsch, vier- bis sechsjährige Stücke zu einer Neubegründung zu verwenden. Die beiden Böcke erschienen eines Tages im Maltatal, wanderten von dort weiter ostwärts nach Mallnitz, überquerten den Ankogel, zogen im Rauristal nach Salzburg und kehrten wieder in den Raum Mallnitz zurück, wo sie auch überwinterten. Ein Jahr später verließen sie wieder diese Gegend. Der eine kam ins Maltatal zurück, wo er sich auch heute noch als Einzelgänger aufhält, der zweite ist verschollen. Nach einer jüngsten Nachricht wurde er im Jahre 1966 im oberen Murtal wegen Räudenbefalls abgeschossen. Auch zwei ältere Geißen der erstausgesetzten Gruppe wurden von der Wanderlust befallen, waren unauffindbar und bereits abgeschrieben, tauchten jedoch nach mehr als einem Jahr in der Nähe des Aussetzungsortes wieder auf, wo sie heute noch stehen. Leider ereilte auch einen weiteren Bock ein grausames Geschick durch eine Steinlawine, die ihn erschlug.

Trotzdem ging die Vermehrung, wenn auch zaghaft, weiter. Insgesamt wurden seit der Aussetzung immerhin 16 Kitze gesetzt, davon 7 im Jahre 1967. Der Stand war damit im Sommer 1967 auf 25 Stück angewachsen, und da im letzten Winter keine nennenswerten Verluste festgestellt worden sind, ist für das Jahr 1968 mit einem Zuwachs von weiteren 7 bis 10 Stück zu rechnen. Damit kann der Einbürgerungsversuch als geglückt angesehen werden.

Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß das Wild im Sommer in die höchsten Regionen der Schobergruppe zieht, wo es völlig ungestört und scheu lebt. Während die Tiere, die in Eingewöhnungsgattern aufgezogen werden und mit den Menschen in ständigem Kontakt leben, als halb domestiziert angesehen werden müssen, ist das Steinwild in der Schobergruppe ausgesprochen scheu und damit erfreulicherweise echtes Wild geblieben. Die Betreuer der Kolonie, der Hotelier Hans Pichler und sein getreuer Jagdgehilfe Alex Granegger, sagen aus, daß das Steinwild jedenfalls viel scheuer sei als das Gamswild jener Region. Es hat somit der genannte Fachmann Dr. Zimmerli recht behalten, wenn er von der Eingatterung abgeraten hat.

Die Verluste sind vom Ablauf des Winters abhängig. Lawinen und ein extrem früher Wintereinbruch mit ergiebigen Schneefällen, die das Erreichen des sicheren Wintereinstandes behindern, werden wohl immer Einbußen bringen. Da die Kolonie aber nunmehr auf über 30 Stück angewachsen ist, ist anzunehmen, daß auch künftig die Zuwachsrate verläßlich die Verluste übersteigen wird.

Sowohl das Land Kärnten als auch die Kärntner Jägerschaft haben neben privaten Spendern die erheblichen Mittel bereitgestellt, die das Vorhaben im Sinne einer Pflege der Natur weitertreiben soll. Wollen wir hoffen, daß das Steinwild, wahrhaftig eine Zierde und ein würdiger Repräsentant der gigantischen Bergwelt, recht bald zum festen Bestand unserer heimatlichen Wildarten gehören wird.

Geschichten aus der Schobergruppe

EMMERICH RUTTE

Als Hubert, der Jagdherr im Gradental, und der alte Doktor, der in Jahrzehnten des Bergsteigens in der Schobergruppe heimisch geworden war, im freundlichen Gastraum der Adolf-Noßberger-Hütte beisammensaßen, konnte man von vielen Berg- und Jagderlebnissen hören.

Im Winter wird die Schobergruppe von Bergsteigern oder Schifahrern selten aufgesucht. Nur am Südrand tummeln sich Schiläufer, besonders seitdem es die Winkler-Schihütte gibt und die Seilbahn auf das Zettersfeld führt. Es ist daher für schifahrende Bergsteiger interessant, was der Doktor erzählt.

Zu Ostern machte er mit seinem Bergkameraden Dr. Adolf Hauser Schibergfahrten von der Lesachhütte aus. Die Hütte war unbewirtschaftet, der Proviant war daher hinaufzutragen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, sei vorweggenommen: die Ergebnisse im Schifahren waren mit Abstand besser als die im Kochen.

Der erste Tag führte die beiden auf das Böse Weibele (3121 m). Von der Hütte zog sich die Spur zur Lesachalm im allgemeinen wie der in der Karte eingezeichnete Sommerweg bis knapp nördlich von Punkt 2184. Dann spurten die beiden rechts aufwärts durch ein kleines Bachbett und bogen nachher, links ansteigend, gegen Punkt 2378. Auf gut abgesetzter Stufe, die von unten schlecht zu erkennen ist, erreichten sie, nordnordwestlich querend, den kleinen, felsig abfallenden Boden, Punkt 2393. Die Mulden, die von hier in nördlicher Richtung gegen den Tschadinsattel hinaufziehen, geben schon eine Vorahnung der Abfahrtsfreuden. Östlich des Tschadinsattels überschritten sie den Kamm und mußten erst knapp unter dem Gipfel aus den Bindungen.

Die Gipfelsicht steht im Zeichen des Großglockners, einer Majestät von edler Gestalt im Prachtmantel des Winters.

In der Abfahrt gestatten die weiten Mulden und Hänge Schuß und Schwung so, wie sie es beim Aufstieg versprochen hatten.

Am nächsten Tag zogen die beiden Einsamen wieder taleinwärts, bogen aber nicht nach links gegen Punkt 2378, sondern querten südöstlich und östlich weiter auf das Glödiskees. Der Glödis, der bereits am Vortag ein eindrucksvoller Begleiter war, wirkte hier in besonderer Wucht, als wollte er ein wenig dem Matterhorn gleichen. Die obersten Felsstufen ging's zu Fuß auf den Gipfel der Südlichen Talleitenspitze (3119 m). Es könnte sein, daß die beiden die ersten Schifahrer auf dieser Spitze waren. Gute Kenner der Schobergruppe meinten dies, und auch in den Mitteilungen des Alpenvereines Donauland, in denen Dr. Braunstein von Schifahrten im Gebiet der Lesachhütte berichtete, wird eine Schiersteigung der Südlichen Talleitenspitze nicht gemeldet. Der Bergkranz östlich und südlich der Elberfelder Hütte, von den Brentenköpfen bis zu den Klammerköpfen, erlaubte es dem Petzeck, als dem höchsten Punkt der Schobergruppe, drüberzublicken.

Die Abfahrt war steiler als am Vortag und von alpiner Schönheit.

Der dritte Tag sollte die Kulmination sein, er galt dem Hochschober. Nach Überwindung der Waldstufe, in der um diese Jahreszeit der Schnee häufig von schlechter Beschaffenheit ist, öffnet sich das Ralftal. Es gibt bald den Blick auf den Klein- und Hochschober frei, der eine genußreiche Gletscherfahrt ankündigt. Am orographisch rechten Ufer des Ralfbaches zieht die Schispur wie der Sommerweg in der Richtung zum Schobertörl bergan. Bei Punkt 2769 schnitten die Bretter nach rechts, um den Buckel des Kleinschobers herum, direkt zur Einsattelung zwischen Klein- und Hochschober hinauf. Am Fuße des Vorgipfels blieben die Schier zurück, und über den Felskopf und einen kleinen Firngrat wurde der Hochschober (3240 m) erreicht.

Der nach Norden hängende Gletscher hielt, was von ihm für die Abfahrt erwartet wurde. Immer wieder beglückwünschten sich unsere beiden Freunde, dieses herrliche Gebiet für ihre Osterfahrt gewählt zu haben. Es war kaum faßbar, zu großen Feiertagen einmalig schöne Schifahrten im hochalpinen Gebiet einsam erleben zu können.

Da am nächsten — am letzten — Tag wieder Schönwetter war, zogen die zwei Einsiedler nochmals ins Ralftal. In der Gegend von Punkt 2769 wandten sie sich nach links in Kehren über das Ralfkees und erreichten den Ralfkopf (3106 m). Wer vom Glödis die schönste und mächtigste Ansicht haben will, der muß diese Felsenburg vom Ralfkopf aus betrachten. Mit scharfer Präzision sendet die ungeheure Pyramide ihre Grate in die Kare und zählt von hier gesehen wohl zu den kraftvollsten Bildern unserer Alpen. Die prächtige Abfahrt bildete den Abschluß einer wohlgelungenen Bergfahrt.

Nichts gegen Pisten, sie haben ihre Vorteile und bieten viel Vergnügen. Wer aber einmal die packende Wirkung winterlicher, hochalpiner Bergwelt sucht, dem sei dieser stille Winkel unserer Schobergruppe empfohlen.

Das Gespräch der zwei in der Adolf-Noßberger-Hütte wechselte das Thema, als Hubert, der Jäger, über den Steinadler und das Aussetzen des Steinwildes im Gradental zu erzählen begann.

Nach dem letzten Krieg gab es fast keine Steinadler mehr. In den fünfziger und in den allerletzten Jahren jedoch werden sie immer häufiger gesichtet. Man macht seit einigen Jahren fast keinen Pirschgang mehr, ohne den König der Lüfte zu beobachten.

Vielleicht hängt die Wiederkehr des Steinadlers mit dem Anwachsen des Murmeltierbestandes zusammen, das schon durch etliche Jahre festgestellt wurde. Auch Gamskitze sind dem kräftigen Vogel eine willkommene Nahrung. Am Hornkopf wurde einige Jahre ein Rudel Gemsen beobachtet, das nie Kitze führte. Es ist anzunehmen, daß der Steinadler sie erbeutet hat.

Das seltene Steinwild wurde in diesen Gebieten schon vor Hunderten von Jahren ausgerottet. Im Jahre 1960 versuchte man, diese Wildart in der Schobergruppe wieder heimisch zu machen.

Sechs Tiere wurden aus der Schweiz eingeführt. Sie kamen im Autotransport in sechs großen Körben. Am Eggerberg bei Putschall und am Jungfernsprung wurden sie freigelassen. Dabei ereignete sich die erste Tragödie: Nach den ersten Fluchten in die Freiheit erlitt eine Geiß einen Herzschlag. In der folgenden Zeit gab es noch einmal Verluste. Zwei Böcke stürzten in der Klausnerwand und in der Vorderen Retschitz ab.

Aber nicht lange, nachdem der Bestand wieder aufgefüllt worden war, ergaben sich neue Rückschläge. Zwei Böcke wanderten ab. Einer davon soll noch in den Bergen um Mallnitz als Einsiedler hausen. Der zweite führte ein Leben unter seiner Würde: er hielt sich in der Zirknitz bei Döllach unter einem Rudel Hausziegen auf.

"Ich werde dir dann auch noch eine alte Ziegengeschichte erzählen", schob der Doktor ein.

Wie sollte also der Steinbock, der sich bei den Ziegen in der Zirknitz anscheinend recht wohl fühlte, wieder ins Gradental, in die Graden, gebracht werden? Wie sollte man vor allem den Bock einfangen?

Dieses Meisterstück gelang zwei Bauernburschen mit Schläue und Kraft, einem Sackl Salz und einem Seil.

Einer der Burschen "salzte" die Ziegen und legte sich dazu auf den Boden. Sogleich wurde er vom ganzen Ziegenrudel umringt.

Auch der Steinbock drängte zum Salz. In dem herrschenden Drücken und Schieben übersah er den auf dem Boden liegenden Burschen, der ihn mit raschem Griff an den Läufen packte.

Der zweite Bursche, der sich hinter einem Felsen versteckt hatte, sprang herbei, und die beiden konnten den ungefähr 40 Kilogramm schweren Jungbock fesseln. Über Nacht hielten sie ihn in einem nahegelegenen Stall fest.

Das Abenteuer, das so vielversprechend begonnen hatte, endete aber traurig. Am nächsten Morgen, als die Burschen den Transport ins Gradental fortsetzen wollten, war der Steinbock verendet.

Noch einmal wurden aus dem Berner Oberland zwei Geißen eingeführt, so daß der Bestand an die zehn Stück zählte.

Nun hat sich die Zahl schon auf ungefähr 25 Steinböcke und Geißen erhöht, so daß man sich um den Fortbestand keine Sorgen mehr machen muß. Im Sommer leben sie am liebsten auf den Gipfelgraten des See- und Karlkamps sowie auf den Brentenköpfen. Im Winter stehen sie lieber auf dem Eckerwiesenkopf und in der Klausnerwand.

Vor Eröffnung der Hochschoberhütte im Jahre 1922 verrichtete unser Doktor mit einigen Freunden — alle in überschäumender Jugendkraft — eine Woche lang die letzten Abschlußarbeiten und Trägerdienste von Ainet zur Hütte.

Zwei Tage vor der Eröffnung trieben sie als lebenden Proviant einen kapitalen Ziegenbock zur Hütte, der einen integrierenden Bestandteil des Festessens bilden sollte. Sie hatten ihre liebe Not auf dem stundenlangen Aufstieg. Im unteren Teil des Weges zog sie der Kerl über Stock und Stein, daß ihnen der Atem wegblieb. Alle ihre Anstrengungen, das Tempo zu mäßigen, blieben vergebens. Später aber, höher oben, schien der Bock müde zu werden, und jetzt mußte er mit viel Kraftaufwand hinaufgezogen werden. Es hatte sich wohl die Reihenfolge geändert, doch die Leidtragenden blieben dieselben.

Eine kleine Genugtuung war ihnen am Eröffnungstag beschieden — an dem sie natürlich fleischlos aßen. Neben dem Doktor saß ein Festgast aus Berlin und meinte begutachtend: "Ein vorzüglicher Rinderbraten!" Nun, die Wisser schwiegen und gebärdeten sich als Vegetarier.

Die Sennerin auf der Gradenalm hatte auch ihre Erlebnisse mit den Fremden aus dem Norden. Davon erzählte Hubert, der ja in der Nähe, im Mölltal, zu Hause ist. Die Sefi war nicht mehr die Jüngste und sehr gutmütig.

Als mehr und mehr Gäste in die Graden kamen, hat sie auch oft ein Häferl Milch hergegeben. Einmal wurde sie gefragt, ob ihr die Gäste für die Milch auch etwas geben. Die Sefi hat darauf geantwortet: "Ja, die meisten schon, aber die, die sagen 'det schmeckt lecker', geben nix."

Hat sie damit einen Zusammenhang zwischen Nationalität und Großzügigkeit festgestellt, oder werden so die Auswirkungen des Reisebüroslogan "Alles inbegriffen" merkbar?

Hubert erzählte auch von der alten Lienzerin. 22 Kinder hatte sie geboren, und mit 80 Jahren ist sie noch in die Große Stell am Graskopf Almheuen gegangen.

Vom traurigen Schicksal des alten Plattner aus Putschall, der viele Jahre lang die Adolf-Noßberger-Hütte bewirtschaftete, sei auch noch berichtet.

Sein Liebling war sein kleines Saumpferd. Wenn der Plattner einmal ein bischen zu tief ins Schnapsglaserl geschaut hatte, dann pflegte er zu sagen: "I und mei Füchsl, mir gehen zugleich aus der Welt."

Eines Tages - beim Heimfahren aus der Graden - stürzte er tödlich ab. Am nächsten Tag folgte ihm sein Pferd fast an der gleichen Stelle in den Tod.

Ja, Menschen und Tiere sind geprägt von der Landschaft, und die beiden Freunde hatten bei ihrem Zusammensein in der Hütte kunterbunt davon erzählt.

Als sie von der Hütte abstiegen, hatten sie ein Stück Weg gemeinsam. Dort, wo der Steig zur Hornscharte abzweigt, ging Hubert nach links, um gegen die Scharte und den Kreuzkopf anzusteigen. Er wollte sich in seinem Revier noch ein bischen umsehen. Der Doktor verfolgte den Hüttenweg abwärts zur Steilstufe über dem Gradenmoos.

Da wandte sich Hubert noch einmal zurück: "Eine pfundige Wilderergeschichte ist mir noch eingefallen."

In den zwanziger Jahren ging der junge Melchior aufs Birkegg wildern — auf einen kleinen Hahn. Er setzte sich zwischen die Mauerreste einer verfallenen Mahderhütte. Es war noch Nacht. Kaum saß er da, hörte er Schritte herankommen. Es war der Jäger Lenz, an den Umrissen konnte er ihn erkennen. Melchior verkroch sich noch mehr in das Mauerloch und hätte am liebsten lästerlich geflucht, wenn er nicht hätte so still sein müssen. Aber es kam noch ärger! Gerade zu dem Loch, in das sich der Wilderer hineingehockt hatte, wandte sich der Jäger, den nach dem langen Aufstieg die Not gepackt hatte.

Das war nun dem Melchior zuviel! Er sprang heraus und flüchtete in der Dunkelheit unerkannt heim. Der Lenz hatte einen furchtbaren Schrecken, aber keinen Wilderer erwischt.

"Jetzt geh' ich aber rasch, damit ich von der Nachred' nichts mehr hör", lachte Hubert und sprang über die Steine zu seinem Weg gegen die Hornscharte.

Die Erzähler: Hubert: Hubert Sauper, Besitzer des Hotels "Schloßwirt", Döllach, Mölltal; Doktor: Der Verfasser.

Weitwanderwege in den österreichischen Alpen

ERNST HERRMANN

Nach dem unheilvollen zweiten Weltkrieg war es das Bestreben der AV-Sektionen, die zahlreichen Hütten, die ja durch den Krieg mehr oder minder gelitten hatten, wieder instand zu setzen, großenteils auch zu vergrößern und in den Inneneinrichtungen zu verbessern; eine Aufgabe, die nun nach zwanzigjähriger Tätigkeit als einigermaßen abgeschlossen anzusehen ist. Nunmehr aber hat der Verwaltungsausschuß beschlossen, sein Augenmerk der völligen Wiederinstandsetzung der AV-Wege zuzuwenden. Wenn auch auf diesem Gebiete seit Kriegsende durch die meisten AV-Sektionen, ihre ehrenamtlichen Wegwarte, durch Hüttenwirte und bezahlte Arbeiter schon sehr viel geschehen ist und die meisten AV-Wege wieder gut gangbar sind, so sind doch noch immer einzelne Wege schadhaft; so fehlen oft Brücken oder Stege über Gebirgsbäche, die ja häufig durch Hochwasser oder Lawinen weggerissen werden, und eine Überschreitung der Bäche ist dann oft gefährlich oder gar unmöglich. Dies bedeutet vielleicht Umkehr im Anblick der nahen Hütte. Oft fehlen auch in den Hütten Anschläge mit der Mitteilung, dieser oder jener Weg im Hüttenbereich sei nicht oder nur mit Schwierigkeiten gangbar. Besonders gefährlich aber sind die mit Drahtseilen und Eisenstiften gesicherten Steige, sogenannte "Klettersteige", wenn diese technischen Hilfsmittel, einer Beschädigung durch Steinschlag, Lawinen u. a. besonders ausgesetzt, nicht gut in Ordnung gehalten sind. Ein in schlechtem Zustand befindlicher gesicherter Steig ist dann gefährlicher als ohne Sicherung, da die Wegbenützer sich oft vertrauensvoll auf die Drahtseile verlassen.

Nun aber ist im Verwaltungsausschuß ein neues Schwerpunktprogramm aufgetaucht, die "Weitwanderwege". Im Zeitalter des "Autotourismus" lautet das Motto: Mehr gehen! Es ginge alles besser, wenn man mehr ginge! Heute ist es auch unter Bergsteigern üblich geworden, sich einen Stützpunkt — sei es ein hochgelegener Talort oder eine Schutzhütte — auszuwählen und von hier Bergfahrten zu unternehmen. Dies hat zwar den Vorteil des gesicherten Quartiers, und vor allem braucht auf die Tour nur ein leichter Rucksack mitgenommen zu werden. Viel schöner aber ist eine wochenlange Durchquerung irgendeiner Alpengruppe auf Höhenwegen von "Hütte zu Hütte", wie dies ja auch von vielen AV-Mitgliedern seit Jahren gemacht wird, dank der vorhandenen AV-Wege. Ihre Aneinanderreihung ergibt die "Weitwanderwege". Der Ausdruck "Wanderweg" für diese alpinen, oft auch hochalpinen Weganlagen, die manchmal sogar die Überschreitung von Gletschern einschließen und dann auch entsprechende Ausrüstung, wie Eispickel, Steigeisen und Seil, voraussetzen, ist vielleicht nicht ganz glücklich, da "Wanderweg" einen "harmlosen Beigeschmack" hat und mehr den Ausflugswegen im Bereich der Talorte entspricht.

Die Idee der "Weitwanderwege" wurde nun schon in einigen Ländern, wie etwa in Jugoslawien durch einen Weg von Marburg durch das Bachergebirge, die Steiner Alpen, Karawanken und Julischen Alpen bis an die Adria, verwirklicht. Auch in den Dolomiten wurden solche Weitwanderwege vom Norden nach Süden und vom Osten nach Westen zusammengestellt und durch kurze "Führer" (z. B. Dolomitenführer: Vom Pustertal nach Belluno, Heering-Verlag, München 1967) erläutert. Ebenso haben auch Wandervereine solche Weitwanderwege außerhalb der Alpen angelegt, z. B. einen Wanderweg von der Nordsee durch die Deutschen Mittelgebirge, schließlich am Montblanc vorbei bis zum Mittelländischen Meer. In Österreich wurde außerhalb der Alpen unter Führung der AV-

Sektion Freistadt ein Weitwanderweg als "Nordwaldkammweg", meist in der Nähe der Grenze zur Tschechoslowakei, vom Dreisesselberg zum Nebelstein angelegt und bezeichnet; er hat seine Fortsetzung im Kamptal-Seenweg vom Nebelstein bis Rosenburg gefunden, der von der AVS Horn bezeichnet wurde. Für beide Wege wurden auch kurze "Führer" in Heftform herausgegeben.

In den österreichischen Alpen fehlen scheinbar solche Weitwanderwege. Das großartige Netz der AV-Wege in den österreichischen Alpen ist jedoch bereits durch die einzelnen "Höhenwege von Hütte zu Hütte" - man schätzt sie auf 40.000 Kilometer, d. i. gleich dem Erdumfang - fix und fertig vorhanden. Es braucht also nur Verbindung und Namensgebung des in einzelnen Teilstücken Vorhandenen, eine einheitliche Bezeichnung, Herausgabe kurzer Wegbeschreibungen, die auch auf den am Wege liegenden Schutzhütten erhältlich sein sollten. Ich habe in meinem Leben die allermeisten Wanderwege der österreichischen Alpen selbst begangen, doch mußte ich mir die Durchquerungen jeder Alpengruppe aus der vorhandenen Literatur oft erst mühsam zusammenstellen. In unserer schnellebigen Zeit haben viele Menschen dazu keine Lust und Zeit; sie wollen die vorgeschlagene Tour, etwa nach Walter Pauses Bildbänden, ohne Mühe in der Natur finden und begehen. Deswegen wäre eine einheitliche Bezeichnung gut. In Jugoslawien z. B. trägt die Farbbezeichnung des vorhin erwähnten Weitwanderweges die Nr. 1. Ziffernmarkierungen sind auch in den italienischen Alpen, auch in den Dolomiten, allgemein üblich und haben sich sehr bewährt. Der Kamptal-Seenweg hat zu der meist blauen Begleitfarbe zusätzlich noch einen blauen Farbpunkt angefügt bekommen, um ihn von anderen blau bezeichneten Abzweigungswegen zu unterscheiden und sicher zu kennzeichnen; er nennt sich deshalb auch "Blaupunkt-Weg".

Es liegt also daran, in den Alpen die schönsten Wegstrecken als "Wandervorschlag" unter einer einheitlichen Bezeichnung zusammenzustellen. Auch zahlreiche Gipfel können von den Weitwanderwegen, soweit diese nicht selbst über Gipfel führen, als "Abstecher" erstiegen werden. Zum Schluß möchte ich daher solche Weitwanderwege in den österreichischen Alpen zum Vorschlag bringen, wobei ich nur Wegverbindungen von etwa vier Tagen Mindestbegehungszeit anführe. Selbstverständlich kann es sich bei diesen Vorschlägen noch nicht um ein lückenloses Netz der Weitwanderwege handeln. Viele Alpengruppen, besonders im östlichen Teil der Alpen, blieben wegen der stärkeren Zergliederung und des geringeren Besuches noch unberücksichtigt. Am geeignetsten von Natur aus für die Anlage der Weitwanderwege sind die Zentralalpen, in deren langer Kette nur wenige Pässe eingeschnitten sind. Die Nördlichen und Südlichen Kalkalpen dagegen sind in einzelne Stöcke zerlegt und durch tiefe Täler getrennt; doch sind auch hier zum Teil längere Weitwanderwege möglich.

I. Zentralalpen:

"Alpenhauptkammweg" vom Ennstal zur Schweizer Grenze (Niedere und Hohe Tauern, Zillertaler, Stubaier, Otztaler Alpen, Silvretta, Rätikon).

1. Abschnitt: a) Schladminger Tauern (Niedere Tauern):

Ausgangspunkt: Haus bei Schladming—Krummholzhütte (auch Seilbahn zur Hütte)—Höchstein—Wödlhütte—Neualmscharte—Preintaler Hütte—Klafferkessel—Gollinghütte—Hochgolling—Keinbrechthütte—Ignaz-Mattis-Hütte—Seekarhaus—Radstädter Tauernpaß.

b) Radstädter Tauern (Niedere Tauern):

Ausgangspunkt: Radstädter Tauernpaß—Südwiener Hütte—Tauriskiahütte (oder ohne Tauriskiahütte über Taferlscharte direkt)—Franz-Fischer-Hütte—Tappenkarseehütte—Stickleralm.

c) Ankogelgruppe (Hohe Tauern):

Ausgangspunkt: Stickleralm-Weinschnabel-Osnabrücker Hütte-Ankogelgipfel oder Große Elendscharte-Hannoverhaus-Mindener Hütte-Hagener Hütte.

d) Sonnblickgruppe (Hohe Tauern):

Hagener Hütte—Duisburger Hütte—Zittelhaus auf dem Sonnblick—Großglocknerstraße.

e) Glocknergruppe (Hohe Tauern):

Großglocknerstraße—Glocknerhaus—Hofmannshütte—Oberwalderhütte—Neue Rudolfshütte—St. Pöltner Ostweg—St. Pöltner Hütte.

f) Venedigergruppe (Hohe Tauern):

St. Pöltner Hütte—St. Pöltner Westweg—Prager Hütte—Großvenediger—Kürsinger Hütte—Warnsdorfer Hütte—Krimmler-Tauern-Haus (Anschluß an Zillertaler Alpenweg)—Krimml.

2. Abschnitt: Zillertaler Alpenweg.

Ausgangspunkt: Krimml—Krimmler-Tauern-Haus (Anschluß vom Tauernhöhenweg)
—Richterhütte—Plauener Hütte—Edelhütte (Verbindungsweg im Bau)—Kasseler
Hütte—Lapenscharte—Greizer Hütte—Mörchenscharte—Berliner Hütte—Schönbichler Horn—Furtschaglhaus—Dominikushütte (derzeit wegen Staumauerbaus als Bergsteigerunterkunft nicht in Betrieb)—Alpeiner Scharte—Geraer Hütte—St. Jodok am
Brenner (Anschluß an "Stubaier Alpenweg" in Steinach am Brenner).

3. Abschnitt: Stubaier Alpenweg.

Ausgangspunkt: Steinach am Brenner; mit Postauto nach Gschnitz—Bremer Hütte—Simminger Jöchl—Nürnberger Hütte—Niederl—Sulzenauhütte—Peiljoch oder Trögler—Dresdner Hütte—Schaufelnieder (Gletscherübergang)—Hildesheimer Hütte—Sölden (allenfalls noch über Brunnenkoglhütte—Timmelsjoch [Weg geplant]—Obergurgl).

4. Abschnitt: Ötztaler Alpenweg.

Ausgangspunkt: Obergurgl—Ramolhaus (allenfalls vorher Obergurgl—Langtalereck-Hütte—Hochwildehaus—Gletscherqerung—Ramolhaus)—Ramoljoch—Martin-Busch-Haus—Saykogel—Hochjochhospiz—Deloretteweg (Gletscherübergang)—Brandenburger Haus—Rauhekopfhütte (nicht bewirtschaftet)—(Gletscherwanderung)—Gepatschhaus—Riffeljoch—Hohenzollernhaus—Pfunds (mit Postauto nach Landeck; in Ried Anschluß an 5. Abschnitt: mit Postauto nach Serfaus).

5. Abschnite: Samnaungruppe.

Ausgangspunkt Serfaus (Postauto von Landeck)—Kölner Haus (auch mit Seilbahn erreichbar)—Furkajoch—Ascher Hütte—See im Paznauntal (Postauto nach Landeck oder nach Ischgl) (Anschluß an 6. Abschnitt).

6. Abschnitt: Silvrettadurchquerung.

Ausgangspunkt: Ischgl—Heidelberger Hütte—Zahnjoch—Jamtalhütte—Ochsenscharte oder Tiroler Scharte—Wiesbadener Hütte—Madlenerhaus—Saarbrücker Hütte—Tübinger Hütte—Vergaldner Joch—Gargellen (Anschluß an 7. Abschnitt).

7. Abschnitt: Rätikondurchquerung:

Ausgangspunkt: Gargellen (Postauto von Bludenz oder Schruns im Montafon)—Sarottlapaß—Tilisunahütte—Bilkengrat—Lindauer Hütte—Ofenpaß—Verajoch—Douglashütte—Totenalphütte—Schesaplana—Straßburger Hütte—Pfälzer Hütte—Kurhaus Gaflei (letztere liegen in Liechtenstein, jedoch keinerlei Grenzschwierigkeiten mit Paß oder Lichtbildausweis)—Dreischwestern—Feldkircher Haus—Feldkirch.

Damit sind wir längs des Alpenhauptkammes vom Ennstal bis Feldkirch an die Schweizer Grenze "von Hütte zu Hütte" auf dem längsten Weitwanderweg der Alpen gekommen und haben wohl einmalige Eindrücke gewonnen, die im einzelnen zu schildern leider der Platzmangel nicht gestattet. Es soll ja zunächst nur eine Schilderung des Wegverlaufes durch Angabe der berührten Schutzhütten sein.

Anhang: 8. Abschnitt: Ferwallhöhenweg.

Eine selbständige Gruppe der Zentralalpen mit einem besonders ausgedehnten Höhenwegenetz wäre die Ferwallgruppe, die vom Arlberg im Norden und vom Montason und Paznaun im Süden begrenzt wird.

Ausgangspunkt: Schruns im Montason-Wormser Hütte (auch Seilbahn)-Wormser Weg-Neue Heilbronner Hütte-Konstanzer Hütte-Darmstädter Hütte (oder Neue Heilbronner Hütte-Friedrichshafener Hütte-Darmstädter Hütte)-Niederelbehütte-Edmund-Graf-Hütte-Pettneu am Arlberg.

II. Nördliche Kalkalpen:

Nun wollen wir durch die Kalkalpen wieder nach Osten zurückwandern, wenn auch, wie eingangs erwähnt, die einzelnen Teilstücke kürzer werden und häufige Talabstiege bei der Verbindung der Teilabschnitte nötig sind; aber das erste Teilstück durch den Bregenzerwald und der Lechtalhöhenweg weisen noch eine beträchtliche Länge auf, dessen Wegverlauf jetzt kurz zu schildern ist.

1. Abschnitt: Bregenzerwald-Durchquerung.

Ausgangspunkt: Ebnit (Postauto von Dornbirn)—Fluhereckhaus—Hohe Kugel—Hoher Freschen—Freschenhaus—Damüls—Faschinajoch (Hotel).

2. Absdmitt: Lechtaler-Alpen-Höhenweg.

Ausgangspunkt: Faschinajoch (Postauto von Feldkirch oder Bludenz)—Biberacher Hütte—Braunarlspitze—Göppinger Hütte—Freiburger Hütte—Gchrengrat—Ravensburger Hütte—Madlochjoch—Zürs—Stuttgarter Hütte—Trittkopfscharte—Ulmer Hütte—Leutkircher Hütte—Kaiserjochhütte—Ansbacher Hütte—Memminger Hütte—Württemberger Haus—Steinseehütte—Hanauer Hütte—Muttekopfhütte—Anhalter Hütte—Namlos—Rinnen (AV-Herberge)—Berwang (Autobus nach Bichlbach, weiter mit Bahn nach Ehrwald).

3. Abschnitt: Wettersteindurchquerung.

Ausgangspunkt: Ehrwald; mit Zugspitzbahn zum Münchner Haus (allenfalls zu Fuß über Wiener Neustädter Hütte)—Knorrhütte—Angerhütte—Schachenhaus—Meilerhütte—Leutasch (mit Postauto nach Seefeld, Weg führt über deutsches Staatsgebiet, Paß mitnehmen); auf österreichischem Gebiet kürzerer Weg, aber landschaftlich nicht so großartig: Ehrwald—Ehrwalder Alm (bis hierher Sessellift)—Tillfußalm—Leutasch.

4. Abschnitt: Karwendeldurchquerung.

Ausgangspunkt: Scharnitz—Karwendelhaus—Kleiner Ahornboden—Falkenhütte—Eng (Großer Ahornboden mit Gasthaus)—Lamsenjochhütte—Pertisau am Achensee.

Abschnitt: Rofangebirge.

Ausgangspunkt: Maurach — Erfurter Hütte (auch Seilbahn) — Bayreuther Hütte — Kramsach; mit der Eisenbahn nach Kufstein (Anschluß an Abschnitt 6).

6. Abschnitt: Durch das Kaisergebirge.

Hier soll nur der kurze, aber landschaftlich schöne Übergang über das Stripsenjoch angeführt werden; Verlängerungen wären möglich durch Einbeziehung des Zahmen Kaisers (Vorderkaiserfeldenhütte) oder der Südseite des Wilden Kaisers (Gruttenhütte, Gaudeamushütte).

Ausgangspunkt: Kufstein—Anton-Karg-Haus in Hinterbärenbad—Stripsenjochhaus—Griesener Alm—Griesenau (Postauto nach St. Johann in Tirol).

Die Nördlichen Kalkalpen lösen sich jetzt in zahlreiche Einzelstöcke auf, so daß eine längere Wanderung in den Hochregionen nur mehr ausnahmsweise gegeben erscheint; natürlich ließe sich ein Weitwanderweg von Hütte zu Hütte sogar bis zum Wienerwald und damit bis vor die Tore Wien festlegen, doch wäre dieser Weg eine "Übereinkommenssache" und nicht mehr eindeutig von der Natur vorgezeichnet, daher sei mit dem Kaisergebirge unser Weitwanderweg durch die Nördlichen Kalkalpen hier vorläufig beendet und nur als Anhang noch eine Durchquerung des Toten Gebirges wegen der eigenartigen Karsthochflächenwanderung angeführt:

7. Abschnitt: Eine Kalkplateauwanderung über das Tote Gebirge.

Ausgangspunkt: Altaussee (Postauto vom Bahnhof Bad Aussee)—Loserhütte—Albert-Appel-Haus—Pühringerhütte—Großer Priel—Prielhaus—Hinterstoder (Autobus zum gleichnamigen Bahnhof).

III. Südliche Kalkalpen:

Da von den Südlichen Kalkalpen seit 1918 nur ein geringer Anteil auf österreichischem Staatsgebiet liegt, handelt es sich eigentlich nur um drei Gruppen mit längeren Wegen.

1. Abschnitt: Lienzer Dolomiten.

Ausgangspunkt: Lienz-Kerschbaumeralm-Schutzhaus-Karlsbader Hütte-Dreitörlweg-Hochstadelhaus-Oberdrauburg.

2. Abschnitt: Karnischer Kamm.

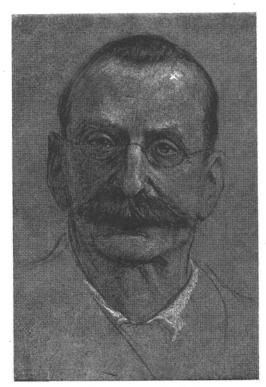
Ausgangspunkt: Sillian—Hinterberger Hütte—Obstanzerseehütte—Hochweißsteinhaus (Wege zwischen diesen beiden Hütten derzeit verfallen)—Eduard-Pichl-Hütte (der bezeichnete Weg führt über italienischen Boden!)—Plöckenpaßstraße (Autobus nach Kötschach-Mauthen); in den Karnischen Alpen müßten also die Wege erst ausgebaut werden und an der italienischen Grenze wieder normale Verhältnisse eintreten.

3. Abschnitt: Karawankenweg.

Da der alte Kammweg vom Mittagskogel zum Hochstuhl seit Kriegsende nicht mehr begangen werden darf, weil die österreichisch-jugoslawische Grenze am Karawankenhauptkamm verläuft, hat die AVS Klagenfurt einen tiefer verlaufenden Höhenweg von Feistritz im Rosental bis Bleiburg nur auf österreichischem Boden bezeichnet, der allerdings oftmals in die querlaufenden Täler absteigt, dafür aber auch Gipfel mitnimmt; er ist bereits als erster Weitwanderweg in den österreichischen Alpen einheitlich bezeichnet, die AVS Klagenfurt hat über diesen Weg auch bereits ein Führerheftchen als Anleitung zur Begehung herausgegeben. Der Verlauf dieses Karawankenweges ist folgender:

Ausgangspunkt: Feistritz im Rosental—Stouhütte—Klagenfurter Hütte—Bodental—Deutscher Peter—Ferlacher Horn—Oberwaidisch—Zell-Pfarre—Koschuttahaus—Terklbauerwirtshaus—Hochobir—Eisenkappler Hütte—Eisenkappel—Rieplwirtshaus—Petzen (Knieps)—Bleiburg; von der Bergstation (1680 m) an der Nordseite der Petzen führt auch ein Sessellift ins Tal (Talstation Feistritz ob Bleiburg).

Nach diesen Vorschlägen möge es nicht mehr lange dauern, bis auch in den österreichischen Alpen ein großes Netz von Weitwanderwegen zu Nutz und Frommen der AV-Mitglieder verwirklicht wird, um dadurch einem großen Kreis die Begehung der herrlichen Alpenvereinswege zu erleichtern. Einmalige Eindrücke aus der hehren Hochgebirgswelt werden der Lohn dieser Durchquerungen der einzelnen Alpengruppen sein.



BERGVATER STÜDL

Salyburg don & Harz, igzi

Viefelle Die isonsissien, die Dafelles

Jesterform sieren suyareform i birg.

Jester if fin dit mis sibermillilag.

Jester ti den Gante den det inniggtore

n'ant lage in destalban auf dab

Jenglifte en mis dere, geifen if

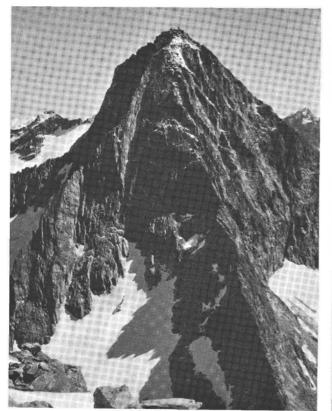
mit vergrigtister farfanfing

mit gergrigtister farfanfing

mit gergrigtister farfanfing

mit gergrigtister farfanfing

Erstwiedergabe des Dankschreibens Stüdls an den Verwaltungsausschuß des DuOeAV

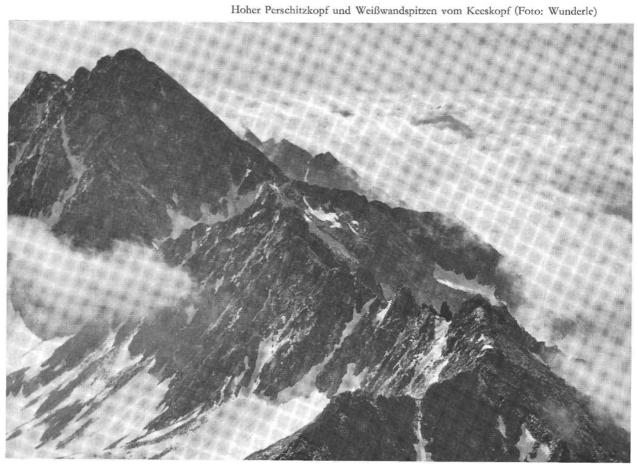






A.-Noßberger-Hütte gegen Klammerköpfe (Foto: Dr. Rutte)

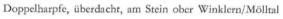
Tafel 7

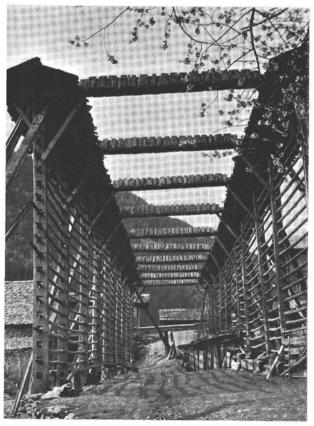




Bergbauernhof, oberes Mölltal/Schobergruppe (Foto: R. Gritsch) Tafel 8

Doppelharpfe, oberes Mölltal (Foto: R. Gritsch)

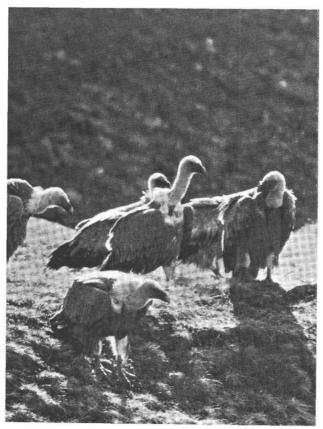








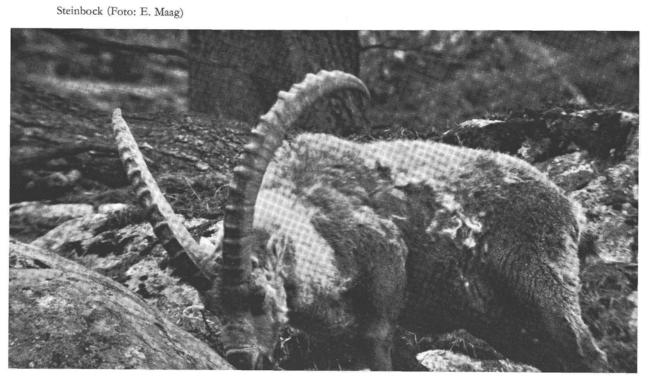
Murmele (Foto: F. Breig)



Gänse-(Weißkopf-)geier (Foto: K. Scholz-Göritz) Tafel 10



Iltis (Verlag Bruckmann KG)



100 Jahre Stüdlhütte (2801 m) am Großglockner

FRIEDRICH HECKL

Im Jahrbuch 1868 des OeAV findet sich auf Seite 395 der folgende Bericht des damaligen Präsidenten des OeAV, Dr. Anton Edler von Ruthner:

"Einer eben eingelangten Mittheilung zu Folge ist der Bau jener Hütte bereits vollendet, welche Herr Kaufmann Stüdl aus Prag zur Erleichterung der Besteigung des Großglockners von Kals aus auf seine eigenen Kosten etwas oberhalb der im Kamme zwischen dem Ködnitz- und Teischnitzkeese eingeschnittenen Vanitscharte auf der Ader in der Höhe von beiläufig 9000 Fuß hat erbauen lassen, und welche daher füglich die Stüdlhütte heißen sollte.

Die Kalser aber könnten den anderen Bewohnern unserer Alpen zum Vorbild dienen, denn sie ermöglichten durch ihre thatkräftige Mitwirkung beim Baue seine Ausführung um eine billige Summe und wollen jetzt auch noch den Weg allgemein gangbar machen, auf dem man von der Hütte unmittelbar auf die große Glocknerspitze mit Beiseitelassung des Kleinen Glockner und der gefährlichen Schneide zwischen den beiden Spitzen gelangt."

Lassen wir nun Stüdl selbst zu Worte kommen, der in seiner Glocknermonographie über seinen ersten Besuch in Kals folgendes schreibt:

"Nie werde ich jenen Sonntagnachmittag vergessen, an welchem ich im Jahre 1867 in Begleitung meines Bruders Franz Kals zum allerersten Male berührte. Mich zog damals die Glocknerbesteigung gewaltig dahin; meine Sehnsucht wurde durch die Schilderung, die mir Dr. Ignaz Wagi aus Gratz 2 Tage vorher in Ferleiten von den Kalsern machte, nur noch vermehrt. Als ich ankam, stand eine Menge schöner, hoher Männergestalten in ihrem Sonntagsschmucke vor dem unteren Wirthshause, jeder grüßte uns freundlich; nicht minder herzlich war der Empfang von Seite des Wirthes und seiner Brüder, gleich als wäre ich ein langjähriger Stammgast in diesem Hause gewesen. Nirgends habe ich mich so schnell heimisch gefühlt, nirgends ist man mir allerseits mit einer solchen Liebe entgegengekommen, wie eben in Kals, und nicht nur mir erging es so, sondern einem jeden Fremden, der in das Thal kam."

Angeregt von Egid Pegger, k. k. Bezirksingenieur aus Lienz, griff Stüdl mit gewohnter Tatkraft die beiden Ideen des Genannten auf, den Kalser Glocknerweg durch Absprengungen, Einziehen von Eisenstiften und Drahtseilen für die Touristen leichter gangbar zu machen und zur Erleichterung des Aufstieges eine einfache Unterstandshütte auf der Vanitscharte zu erbauen.

In seinem Werke "Die Erschließung der Ostalpen", III. Band, S. 180, berichtet der langjährige Präsident des DuOeAV Prof. Dr. Eduard Richter, der durch viele Jahre mit Stüdl in inniger Freundschaft verbunden war, wie folgt:

"Im Frühling 1868 begann der Bau der Hütte auf der Vanitscharte, die, bereits im August benützbar, am 15. September durch Pfarrer Lercher von Kals feierlich eröffnet und Stüdlhütte getauft wurde. Die Stüdlhütte ist gewissermaßen die Stammutter aller der schönen und prächtig ausgestatteten Hütten des DuOeAV; hier wurden die ersten Erfahrungen gesammelt und das erste Lehrgeld gezahlt."

Mit vollem Recht kann daher die Stüdlhütte als erste touristische Unterstandshütte in den Ostalpen bezeichnet und ihr hundertjähriger Bestand geseiert werden.

Zwar hatte es schon vorher einige hochgelegene Unterkünfte gegeben, die aber alle anderen Zwecken ihre Entstehung verdanken, wie z. B. die Johannishütte im oberen Dorfertal am Fuße des Großvenedigers, die vor allem zur Durchführung geologischer Studien schon 1857 erbaut worden war.

Vor Errichtung der Stüdlhütte mußten die Glocknerbesteiger von Kals aus entweder in der Jörgenhütte (1965 m) oder in der Lucknerhütte (2212 m), zwei primitiven Almhütten, nächtigen und von dort schon kurz nach Mitternacht aufbrechen. In allen Berichten über Glocknerbesteigungen aus dieser Zeit finden sich Klagen über die schlechte Beschaffenheit dieser Hütten und deren große Entfernung selbst vom unteren Gletscherrand.

Der Bau der ersten Stüdlhütte erfolgte nach den Angaben von Ing. Egid Pegger, der auch unentgeltlich die Aufsicht führte und das nötige Werkzeug leihweise zur Verfügung stellte. Als Mithelfer beim Hüttenbau nennt er in seiner Abrechnung vom Jahre 1868 die Brüder Thomas, Rupert, Michael und Peter Groder sowie Joseph Kerer.

Stüdl selbst sagt hierzu im Band II der Zeitschrift des DAV, Jahrgang 1870/71, S. 345: "Mit welcher Bereitwilligkeit schritten die Führer zum Bau der Glocknerhütte auf der Vanitscharte, und in staunend kurzer Zeit stand dieselbe fertig da.

Mit welcher Opferwilligkeit und Ausdauer wurde von Seite der Kalser Führer an dem Glocknerwege gearbeitet, und wie unendlich gering war der hierfür in Anspruch genommene Lohn. Unter anderen Umständen hätte eine so schwierige und gefährliche Arbeit wenigstens das Zehnfache gekostet, wenn sich überhaupt jemand gefunden hätte, eine solche Riesenarbeit auszuführen."

Carl Hofmann beschreibt diese erste Hütte etwas ausführlicher in seinem Bericht "Von Kals über den Großglockner zur Pasterze" (5. August 1869), erstmals abgedruckt in Amthors "Alpenfreund", Band I, S. 257:

"Vor Lawinengefahr ist sie vollständig gesichert. Das Gebäude hat eine Länge von 20, eine Breite von 12 und an der Westseite eine Höhe von 61/2 Fuß, die jedoch, da das Dach von West gegen Ost ansteigt, an der Ostseite zu einer Höhe von 8 Fuß sich steigert. Die Wände sind fest gemauert und mit einem starken Gebälke überdeckt; das Dach wurde aus einer doppelten Lage von Felsplatten hergestellt. Auch im Innern wurde die Hütte durch Stüdls Sorgfalt trefflich eingerichtet. Im Jahre 1869 ist die Stüdlhütte über dreißig Mal von Fremden zum Übernachten benutzt worden. Da traten bald einige Mängel derselben hervor. Zu wiederholten Malen creignete es sich, daß eine Gesellschaft von zwölf und noch mehr Personen in dem Gebäude zusammenkam, und daß hiebei der Platz viel zu enge und zu beschränkt sich zeigte. Auch das Dach war defekt, es bot gegen Regen und Schneestürme nicht genügenden Schutz; dazu verbreitete das Feuer auf dem offenen Herd wenig Wärme, wohl aber einen unausstehlichen Rauch. All diesen Nachtheilen soll im Frühjahr 1870 abgeholfen werden. Die Hütte soll durch einen gleich großen Anbau erweitert werden, wodurch der Raum derselben verdoppelt wird; an Stelle des steinernen Daches wird ein hölzernes treten, endlich sind einige Mitglieder der Münchner Sektion des Deutschen Alpenvereins zur Zeit gerade mit dem Ankauf eines kleinen eisernen Ofens beschäftigt, der den offenen Herd ersetzen soll. So werden im kommenden Sommer wohl all jene Schäden geheilt sein, die im vergangenen Jahre noch an der Stüdihütte hafteten!"

Stüdl selbst stattete die Hütte mit den notwendigsten Bedürfnissen für die Touristen aus. Die Zeitschrift "Der Tourist", Nr. 9—10, I. Jahrgang, März 1869, beschreibt diese Gegenstände wie folgt:

"Teller, Messer, Gabeln, Schalen, Gläser und Töpfe auf 6 Personen, Petroleumlampe, Biendlaterne, Schreib- und Nähzeug, Pfannen, Pölster, Thermometer, eine kleine Apotheke, ein Fremdenbuch usw., daher die künftigen Besucher genügend Komfort, ja sogar die Hütte mit Mörtel verworfen finden werden."

Bänke und Stühle wurden in Kals frisch gezimmert und hochgetragen. Was für ein guter Hausvater war doch "Bergvater Stüdl"!

Am 26. September 1869 übergab Stüdl seine Hütte schenkungsweise dem Thomas Groder mit der Auflage, für den Ausbau der Hütte, deren wohnliche Erhaltung und im Bedarfsfall der Vergrößerung zu sorgen. Als Zeugen erscheinen auf der Schenkungsurkunde Pfarrer Andreas Lercher und Carl Hofmann.

Seit der Erbauung der Hütte und der Herstellung des neuen Glocknerweges war Stüdl für die Kalser der "Glocknerherr". Im Jahre 1870 wurde ihm das Ehrenbürgerrecht von Kals verliehen, und als die Kalser im Jahre 1872 neue Kirchenglocken anschafften, wurde die größte Glocke auf den Namen "Stüdl" getauft und der Name mit dem Zusatz "benefactor maximus" in die Glocke eingegossen.

Die Hütte wurde im Sommer 1870 von den Kalser Führern verbessert, erweitert und mit einem neuen Dach versehen.

Mitglieder der Sektion München des DAV kauften im Frühjahr 1870 tatsächlich einen eisernen Ofen und sandten ihn nach Kals.

1872 ließ Stüdl die Hütte durch einen Anbau erweitern und im nächsten Jahr den alten Teil der Hütte erhöhen und neu eindecken, so daß diese nunmehr bis zu 30 Personen Unterkunft bieten konnte.

Da in den folgenden Jahren die Erhaltung der Hütte weder durch den Kalser Führerverein noch durch den grundbücherlichen Eigentümer Thomas Groder gesichert war, sah sich Städl genötigt, die Hütte zurückzukaufen. Dies geschah nach langwierigen und zum Teil recht unerquicklichen Verhandlungen am 19. Juli 1877, wobei er für den Kauf eine unverhältnismäßig hohe Summe aufwenden mußte. Zur selben Zeit gelang es Stüdl auch, das Grundstück, auf dem die Hütte errichtet war, mit Kaufvertrag vom 22. Juli 1877 vom k. k. Aerar zu erwerben. Interessehalber sei hier eingeschaltet, daß die Hütte 1877 von etwa 100 Touristen besucht wurde, von denen 74, darunter 5 Damen, den Großglockner bestiegen.

Im folgenden Jahr ließ Stüdl das Hütteninventar vervollständigen. 1882 wurde dann auf Stüdls Kosten ein größerer Anbau durchgeführt, bestehend aus einem ebenerdigen Schlafraum und einer Vorratskammer sowie aus zwei Schlafräumen im Dachboden. Anlaß für diese Erweiterung war die Absicht, die Voraussetzungen für die Bewirtschaftung der Hütte während der Sommermonate zu schaffen und die Übernachtungsmöglichkeiten zu verbessern. Bereits vom Sommer 1883 an wurde die Hütte dann in den Monaten Juli bis Mitte September ständig bewirtschaftet. Nachdem schon 1885 gewisse Adaptierungsarbeiten vorgenommen worden waren, ließ Stüdl 1887 die Inneneinrichtung durch größere Anschaffungen verbessern, insbesondere den großen Schlafraum vertäfeln und einen Regulierofen aufstellen. Von welchem Zeitpunkt an Hüttengebühren zu bezahlen waren, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Von 1887 an galt jedenfalls ein neuer Tarif, laut welchem die Nächtigungsgebühr 50 Kreuzer, die Gebühr für Tagesbesucher mit Holzverbrauch 20 Kreuzer, für Nichtmitglieder alpiner Vereine jeweils den doppelten Betrag ausmachte. In diesem Jahre wurden 187 Besucher gezählt.

1892 ließ Stüdl neuerlich einen Erweiterungsbau durchführen. Das Bruchsteinmauerwerk wurde innen mit Holz vertäfelt. Die Hütte verfügte in ihrer damaligen Gestalt über die folgenden Räume: im Erdgeschoß 1 Vorraum, 1 Küche, die zugleich als Aufenthaltsraum diente, 2 Schlafräume mit Pritschenlagern; unter dem Dache je 1 Raum für die Wirtschafterin und die Führer sowie 1 getäfeltes Touristenzimmer mit Betten. Die von Stüdl aus eigenen Mitteln aufgebrachten Bau- und Erhaltungskosten betrugen bis dahin rund 5800 Gulden. Bis zu diesem Jahre waren auf der Hütte 3663 Besucher registriert worden.

Der zur Hütte führende Reitweg wurde 1893 bis zum Beginn des Schneefeldes an der "Langen Wand" fertiggestellt und erforderte die Errichtung von drei Brücken über den Ködnitzbach. 1894 wurde der Weg von diesem Schneefeld bis zur Hütte weitergeführt.

Im Dezember 1897 wurde die Hütte durch einen furchtbaren Sturm schwer beschädigt, wobei ein Teil des Daches abgerissen wurde. 1903 erfolgte die letzte Erweiterung der Hütte durch Stüdl. Der Anbau enthielt einen Vorraum und ein Aufenthaltszimmer, das vertäfelt und entsprechend eingerichtet war.

An den Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen am 1. und 2. August 1910 anläßlich seiner Glocknerbesteigung erinnert noch heute sein Bild im Aufenthaltsraum der Hütte.

Während des ersten Weltkrieges war die Stüdlhütte von 1915 bis 1919 geschlossen. Nach Kriegsende übersiedelte der nun achtzigjährige Johann Stüdl nach Veräußerung seines Prager Besitzes nach Salzburg zu seinem dort lebenden Sohn Max. Er mußte kurz nacheinander den Verlust der Gattin und des Sohnes beklagen, der im Alter von 40 Jahren von einer tückischen Krankheit dahingerafft wurde. Die Inflation kostete dem einst wohlhabenden Kaufmann fast das ganze Vermögen. Seiner Hütte aber galt bis zum Tode die volle Liebe des greisen Mannes. Er reiste regelmäßig nach Kals und ritt auf einem Muli empor zur Hütte, um selbst nach dem Rechten zu sehen.

In den Kriegsjahren hatte die Hütte schwer gelitten. Im älteren Teil war der Fußboden verfault, die Fenster waren größtenteils erneuerungsbedürftig, das Hüttendach war an mehreren Stellen undicht, die Dachbalken morsch, Küchenherd und Kamin schadhaft, eine Ergänzung des Inventars war dringend notwendig. Stüdl fehlten die zur Instandsetzung erforderlichen Mittel. In seiner Not wandte er sich mit Schreiben vom 25. Jänner 1921 zum erstenmal an den Wege- und Hüttenausschuß des DuOeAV um Hilfe:

"Da ich diese Hütte, die meinen Namen trägt, nicht verfallen lassen kann, sie die älteste Touristenhütte unserer Alpen ist, für mich und meine Familienangehörigen es ein unsagbar schmerzlicher Gedanke wäre, mich von meiner Hütte trennen zu müssen, die 51 Jahre im Dienste der Touristenwelt gestanden ist, ohne den Alpenverein auch nur einen Heller gekostet zu haben, so würde ich dem Hauptausschuß außerordentlich dankbar sein, wenn er mir zur Bestreitung eines Teiles dieser Auslagen eine Beihilfe von österreichischen Kronen 15.000.— gewähren würde, nachdem bei jetzigen schweren Zeiten und Verhältnissen es mir sehr bitter wäre, alle diese großen Auslagen aus meinen knappen Mitteln selbst zu bestreiten."

Der Hauptausschuß bewilligte ihm in seiner Sitzung vom 12. Mai 1921 18.000 Kronen.

Am 29. Jänner 1925 starb Rat Johann Stüdl in Salzburg im Alter von 85 Jahren. Die Zukunft der Stüdlhütte hatte ihn in seinen letzten Lebensjahren viel beschäftigt. Er konnte sich jedoch nicht entschließen, sich noch zu Lebzeiten von seiner Hütte zu trennen. Im Testament hatte er verfügt, daß die Hütte für immerwährende Zeiten seinen Namen tragen und dauernd dem Touristenverkehr gewidmet bleiben soll. Für den Fall der Veräußerung durch seine Erben hatte er der Sektion Prag (damals Deutscher Alpenverein Prag) das Vorkaufsrecht eingeräumt. Es war für die Sektion eine Ehrenpflicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Auf Grund des Beschlusses der a. o. Hauptversammlung vom 8. Mai 1925 konnte Stüdls Nachfolger als Obmann der Sektion, Prof. Dr.-Ing. August Gessner, am 23. Juni 1925 den Kaufvertrag in Salzburg unterfertigen. Als Kaufpreis wurden S 20.000.— vereinbart. Hiervon wurden RM 10.000.— durch ein Darlehen des Gesamtvereins aufgebracht, der Rest aus Sektionsmitteln bestritten.

Bei Übernahme der Hütte zeigte sich, daß deren Zustand größere Instandsetzungsarbeiten erforderte. Da der ständig wachsende Touristenverkehr auch eine Erweiterung bedingte, entschloß sich die Sektion zu einem vollständigen Umbau. Im Herbst 1925 wurden die technischen Vorarbeiten hiefür geleistet. Im folgenden Jahr konnte infolge der ungünstigen Schnee- und Witterungsverhältnisse nur der Rohbau fertiggestellt werden. Der Bauunternehmer hatte für die Überwinterung nur unzureichend gesorgt. Die Sektion war genötigt, die Weiterführung des Umbaues einem anderen Unternehmer zu übertragen. Bis zur Bewirtschaftungszeit 1927 konnten wenigstens das Erdgeschoß und der erste Stock fertiggestellt, im Spätherbst sodann die Bauarbeiten im wesentlichen abgeschlossen werden. Im Frühsommer 1928 wurden die schweren Sturmschäden des Win-

ters behoben, die restlichen Arbeiten durchgeführt und die gesamte Einrichtung beschafft.

Die Hütte besitzt seit diesem Umbau folgende Räume: im Erdgeschoß 1 Küche, 1 Vorratskammer, 2 Kammern und 2 Gasträume; im ersten Stock 10 Zimmer mit 30 Betten; im Dachgeschoß 1 Zimmer mit Betten, 5 Matratzenräume mit 30 Lagern, 1 Trockenraum.

Sie bietet nun für 60 Personen Nächtigungsgelegenheit, die Notlager ungerechnet, so daß, von seltenen Ausnahmefällen abgesehen, bisher alle Unterkunftsuchenden Aufnahme finden konnten.

Für den Ankauf und den Umbau der Hütte hat die Sektion rund Kč 385.000.— = RM 47.500.— aufgebracht, wovon RM 19.000.— durch Darlehen und Beihilfen des Gesamtvereins, der Rest aus Sektionsmitteln bestritten wurden. Die Einrichtung der Zimmer wurde zum Großteil gespendet. Die Namen der Spender sind heute noch an den Zimmertüren festgehalten.

Am 22. Juli 1928 konnte die Eröffnung der umgebauten Hütte zugleich mit dem Jubiläum des 60jährigen Bestandes unter großer Beteiligung gefeiert werden. Die kirchliche Weihe nahm Kaplan Josef Stocker aus Kals vor.

1931 wurde eine Fernsprechleitung von Kals zur Hütte geführt, die jedoch nach dem Krieg nicht mehr instand gehalten wurde und verfallen ist.

1933 zeigten sich zum erstenmal Schäden im Mauerwerk der Südwestwand der Hütte, die auf dem Mauerwerk des alten Baues aufgesetzt und ungenügend fundiert war. Es wurden Unterfangungsarbeiten durchgeführt und ein Wasserabfanggraben unter der Fußbodenebene angelegt sowie ein Nebengebäude mit Waschküche, Holzlager und Mulistall errichtet. 1936 wurde die Wasserversorgungsanlage erstellt und 1938 durch eine Wasserleitung mit der Hütte verbunden.

Die Bewirtschaftung der Hütte konnte auch während des zweiten Weltkrieges aufrechterhalten werden, wofür die Wehrmacht, welche die Hütte in dieser Zeit wiederholt in Anspruch nahm, ein Tragtier zur Verfügung stellte.

1942 zeigten sich neuerlich Risse im Grundmauerwerk der Südwestseite, die eine schwache Senkung dieses Teiles der Hütte zur Folge hatten.

Nach Kriegsende wurde von dem mit der treuhänderischen Verwaltung des nichtösterreichischen Alpenvereinsvermögens betrauten Prof. Martin Busch die Sektion Krems a. d. Donau des OeAV als Verwalter der Hütte bestellt.

Als die Sektion Prag dank der Bemühungen von Dr. med. Walther Koerting im Jahre 1950 ihre Tätigkeit mit dem Sitze in München wieder aufnehmen konnte und Dr. Koerting zum 1. Vorsitzenden bestellte, sah dieser seine erste Aufgabe darin, die Verhandlungen wegen der Rückübertragung des Hüttenbesitzes der Sektion voranzutreiben. Seinem Einsatz ist es im wesentlichen zu danken, daß die Sektion schon 1953 wieder die Verwaltung ihrer Hütten, also auch der Stüdlhütte, übernehmen konnte, wobei jedoch die Treuhänderschaft von Prof. Busch weiter aufrecht blieb. Die grundbücherliche Rückübertragung des Eigentums an der Stüdlhütte ist dann erst auf Grund des Übergabevertrages vom 26. Juni 1957 durch Beschluß des Bezirksgerichtes Matrei in Osttirol vom 9. Juni 1958 durchgeführt worden.

1956 wurde auf der Hütte die Propangasbeleuchtung eingerichtet.

Dr. Koerting schied nach Vollendung des 70. Lebensjahres aus dem Sektionsvorstand aus. Im Mai 1958 wurde Dr. jur. Josef Lippert zum 1. Vorsitzenden der Sektion gewählt.

Die Schäden an der Südwestwand der Hütte hatten sich so vergrößert, daß eine gründliche Instandsetzung unvermeidlich geworden war. Im Sommer 1958 wurde der schadhafte Teil der Außenmauer zur Gänze abgetragen und das alte, ungenügend gesicherte Fundament durch ein neues, auf dem gewachsenen Fels aufstehendes, ersetzt, auf dem die neue Hüttenwand aus Bruchsteinmauerwerk aufgeführt wurde. Davor wurde ein Entwässerungsgraben angelegt. Gleichzeitig wurden die beiden Aufenthaltsräume zu einem großen Raum vereinigt, der mit einem Tiroler Bauernkachelofen, neuem

Fußboden und neuen Fenstern ausgestattet wurde. Der Raum hinter der Vorratskammer erhielt eine Doppeltür ins Freie und wurde als Winterraum eingerichtet.

Die Feier des 90jährigen Bestandes der Hütte wäre 1958 fällig gewesen. Wegen der Bauarbeiten wurde sie erst am 30. August 1959 unter großer Beteiligung abgehalten. Unter den mehr als 200 Teilnehmern konnten auch zwei Enkelinnen, vier Urenkel und zwei kleine Urenkelinnen Johann Stüdls begrüßt werden. Die kirchliche Feier nahm der "Glocknerpfarrer" Meissl aus Hopfgarten vor.

Im Jahre 1961 erhielt die Hütte ein neues Blechdach mit engen Scharen und zwei Dachfenstern.

Eine große Aufgabe war für die Sektion der Bau einer Materialseilbahn zur Hütte, da die weitere Versorgung durch Tragtiere nicht mehr gesichert war. Nach den erforderlichen Vermessungsarbeiten wurde der Bau in der Sommersaison 1962 durchgeführt. Im Tragseil ist eine Fernsprechleitung eingebaut, so daß nunmehr eine telephonische Verbindung zwischen Lucknerhütte und Stüdlhütte besteht. Die Gesamtkosten stellten sich auf ca. S 265.000.—, wozu der Gesamtverein eine Beihilfe von DM 17.000.— leistete. Die Einweihung der Materialseilbahn wurde gemeinsam mit der Feier des 95jährigen Bestandes der Hütte am 14. Juli 1963 festlich begangen, wobei wieder der "Glocknerpfarrer" Meissl die Messe zelebrierte. Unter den 70 Festgästen befanden sich 20 Sektionsmitglieder.

1963 wurde die von der Stüdlhütte mitbenützte Materialseilbahn vom Ende des Ködnitztalgüterweges zur Lucknerhütte ausgebaut und zum Betrieb eine "Seilweggenossenschaft Luckneralpe" gebildet, an der neben dem Eigentümer der Lucknerhütte die Sektion Prag und der Osterreichische Alpenclub als Eigentümer der Erzherzog-Johann-Hütte auf der Adlersruh beteiligt sind.

Im Jahre 1967 wurde die Küche mit einem großen Kochherd und einem Allgasherd ausgestattet. Für die nächste Zeit ist eine Verbesserung der Wasserversorgung sowie der sanitären Anlagen in Aussicht genommen.

In den letzten zehn Jahren von 1958 bis 1967 hatte die Stüdlhütte 28.346 Besucher zu verzeichnen, also durchschnittlich 2835 jährlich, während der zweieinhalb Monate Bewirtschaftungszeit.

Das sind in kurzen Worten die Schicksale der guten, alten Stüdlhütte in den 100 Jahren ihres Bestandes. Die Schilderung weist manche Lücken auf, denn den Kriegsereignissen sind viele Unterlagen zum Opfer gefallen. So hat die Sektion Prag ihr ganzes wertvolles Archiv verloren. Die wesentlichen Begebenheiten konnten aber doch festgehalten werden. Leider hat es der zur Verfügung stehende Raum nicht gestattet, alle Personen zu nennen, die sich um Errichtung, Ausbau und Bewirtschaftung im Laufe der Jahrzehnte verdient gemacht haben. Insbesondere mußte darauf verzichtet werden, die Hüttenwarte und Hüttenwirte namentlich anzuführen. Ihnen allen gebührt der aufrichtige Dank derer, die in der Hütte gastliche Aufnahme gefunden haben und in Zukunft finden werden.

Es ist bisher möglich gewesen, die Stüdlhütte so zu erhalten, wie dies von ihrem Gründer und langjährigen Besitzer Johann Stüdl gedacht war, nämlich als echtes Bergsteigerheim, in dem alle, die die Berge lieben, mögen es nun Kletterer strenger Richtung oder Bergwanderer sein, Bewirtung und Unterkunft finden. Daß die Hütte in alle Zukunft diesen Charakter bewahren möge, wird der Sektion Prag stets ehrenvolle Aufgabe bleiben.

Rund um den Traunstein

ZUSAMMENGESTELLT VON SEPP STAHRL

Der Tag bricht an - es reißt der Nebelschleier, Geflockt zu Wolken schwingt er sich empor; Stumm lugt und starr ein Alpenungeheuer Aus ungewisser Dämmerung hervor. Der Traunstein ist's - er hebt die Stirn nun freier, Fernauf tut sich des Ostens gold'nes Tor, Auf seinem Scheitel tanzen Sonnenfunken Tief unten lallt der See, noch schlummertrunken. Und höher schwebt des Tages ew'ge Leuchte, Und ihre Strahlen selber saugt die Schlucht, Der lose Wind, den dort das Licht verscheuchte, Stürzt sich, ein wilder Flüchtling, in die Bucht. Die Welle braust, der Baum, der perlenfeuchte, Geküßt von ihm auf seiner raschen Flucht; Die Blumen all - sie schauern in der Wiese -, Die Sonne flammt ob einem Paradiese!

Aus Otto Prechtler: "Das Kloster am Traunsee"

Traunsteinbesteigung durch Nikolaus Lenau am 7. Juli 1831

Aus einem Brief Lenaus an einen Freund

"Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr morgens fuhr ich zu Wasser ungefähr fünf Viertelstunden nach der Lainaustiege. Meine Begleiter waren Hansgirgl und seine Schwester Nani, er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche, blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hatte mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: "Das ist recht! So halt! Weil Sie da herauf so gut gekommen sind, werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen.' Und es ging trefflich, in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchsen mir die Freude und der Mut. Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: Jetzt kommt eine gefährliche Stelle', so lachte ich, und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte und die mir jetzt am Schreibtische unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte. Ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: 'Das ist Kuraschi! Da ist noch keiner von den Stadtherrn außitreten!' Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit, er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. - Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens; eine solche mußt Du auch genießen. Das ist eine Freude! Trotzig hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es schön wird, das Schreckliche. Bruder, das ist das Höchste, was ich jetzt genossen! Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke.

Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagahiasl hinterm Traunstein. Sein Sohn Hansgirgl soll dich auf den Traunstein führen und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich, Du wirst mich dann noch mehr lieben!"

Nikolaus Lenau weilte oft im Salzkammergut, besonders aber in Gmunden, wo er viele Freunde hatte. Im Ausseer Land erinnern der Lenau-Hügel, in Gmunden Lenaus Morgensitz an der Traun sowie sein Name an einem Motorboot der Traunseeschiffahrt an diesen großen Freund der Alpenwelt, Dichter und Lyriker.

S. St.

Im Winter

Winterliche Bergfahrten haben ihren besonderen Reiz. Allerdings stellen sie auch bedeutend höhere Anforderungen an Ausdauer und alpiner Erfahrung sowie richtige Beurteilung und Einschätzung der Witterungs- und Schneeverhältnisse. Zweckmäßige Bekleidung und Ausrüstung, bestes Schuhwerk, Kälteschutz, Biwaksack, Pickel und Steigeisen sind Bedingung. Die Hütten sind in den meisten Fällen geschlossen.

Während im Tal Nebelschwaden träge lagern, leuchtet oben strahlende Wintersonne, zaubert uns dort die Herrlichkeit des Bergwinters Bilder vor Augen, die uns wie Märchen dünken. In winterlicher Reinheit und Klarheit ragen die Berge. Tief verschneit stehen Baum und Strauch, jeder Grashalm glitzert im Rauhreifschmuck, und der Wunsch, einsam zu sein auf einsamer Höhe, er findet im Winter Erfüllung. Berge im Winter! Welch bezaubernde Worte für den, der sie in ihrem schönsten Kleide nur einmal geschaut!

Im Salzkammergut findet der Winterbergsteiger eine Anzahl lohnender Ziele, die sich infolge ihres steilen, felsigen Aufbaues weniger oder gar nicht für den alpinen Schiläufer, dafür aber besonders für den Bergsteiger eignen. Traunstein, Sonnstein, Erlakogel, Sandling, Saarstein und Plassen sowie verschiedene Gipfel im Gosaukamm und Dachstein bieten anregende Winterbergfahrten, die sich zum Training für den im Sommer nach höheren Zielen strebenden Bergsteiger besonders eignen.

Einer der lohnendsten von diesen ist der Traunstein. Seine Ersteigung im Winter über den Hans-Hernler-Steig, Naturfreundesteig, übers Hochkamp und Hochzirler sind Winterbergfahrten, die Ausdauer und Bergerfahrung erfordern, und selbst der leichteste Anstieg vom Lainautal aus darf wegen seiner lawinengefährlichen Querung im oberen Teil, knapp vor Erreichung der sogenannten Kette, nicht unterschätzt werden.

Nun folge mir, froher Geselle, nimm den Pickel in die Faust und steige bergan! Der Hernlersteig ist unser Weg, der Traunstein das Ziel. Durch schweigenden Wald, der rauhreisbehangen, steigen wir empor. Zur Linken erheben sich trotzige Türme und Zacken, im Sommer das Ziel froher Kletterer, doch heute verlassen und einsam. Steile Schneezungen ziehen hinauf in ihre Scharten. Zur Rechten ein zur Tiefe ziehender, verschneiter Schuttstrom, noch weiter unten der rauchende, dampfende See. Wieder treten wir ein in die stillen Hallen des Bergwaldes. Schütterer wird sein Bestand, freier der Blick. Nun fällt er auf unseren steil emporstrebenden Berg. Bergdohlen gleiten in schaukelndem Flug, schießen wie Pfeile jäh zur Tiefe und schwingen sich wieder aufwärts zur sonnigen Höhe. Langsamer wird unser Gang im mühsamen Schritt durch tieferen Schnee. Steile Wände, stolze Grate begrenzen das Blau des Himmels, Schneefahnen wehen, von der Sonne geküßt wie leuchtendes Gold. Steiler wird der Hang. Laut pocht das Herz. Da bleiben wir stehen und halten kurze Rast.

Nun weiter und höher hinauf in das Bergwinters Reich. Schon schlägt der Pickel durch des Brandgrabens Firn unzählige Stufen, klirrende Schollen sausen zur Tiefe. Blankeis wechselt oft mit beinhartem Firn. Da fassen die fäustlingbewehrten Hände das halbverschneite, vereiste, festverankerte Seil. Gerne greift man darnach.

Steinschlag! Horchend bleiben wir stehen. Knatternde Steine fallen irgendwo mit dumpfem Zischen in Schnee. In den Wänden scheint es lebendig zu werden. Rasch queren wir unter den Wänden hinüber zur düsteren Schlucht. Doch hell ist sie heute. Blendend von Schnee und Eis, meterlange Eiszapfen zieren die Felsen. Man glaubt, sich einer Eishöhle zu nähern. Drahtseile, mit Rauhreif überzogen, leiten über zu den steilsten Stellen. Wieder stapfen wir aufwärts durch tiefen Schnee. Einer Perlenschnur gleicht rückschauend unsere Spur. Einmal noch folgt ein Quergang. In schwindelnde Tiefe fällt der Blick. Halberstarrte Hände graben sich in das Weiß. Ein letzter Hang, kurz aber steil, trennt noch vom Ziel. Zum Greifen nah, grüßt uns das Gipfelzeichen. Umflutet von Wintersonne, eine leuchtende Kuppe aus glitzerndem Schnee. Wir stehen auf dem Gipfel des Fahnenkogels. Mühsam war der Aufstieg, doch an Erleben reich. Des Berges Lohn ist ein herrlicher Wintertag. Blendendes Weiß und tiefes Blau!

Die mit Rauhreif verkleidete Gmundner Hütte, wenige Meter unter uns, lädt zur Einkehr. Wir grüßen dich, trautes Bergsteigerheim! Bald ist es behaglich warm in der Stube. Doch so heimelig es auch ist, am knisternden Feuer zu sitzen und Tee zu trinken, der leuchtende Tag lockt wieder hinaus. Wir stapfen zum nahen Pyramidenkogel (1961 m), dem höchsten Punkt des Berges, hinüber, wo sich heute ein zehn Meter hohes Gipfelkreuz erhebt, und schauen in die Runde. Gipfel an Gipfel reiht sich von Ost nach West, als würdiger Abschluß des Ganzen im Süden die Dachsteingruppe. Unvergeßliches Bild! Ein riesiges Nebelmeer liegt über dem oberösterreichischen Flachland.

Dann wandern wir noch hinüber zum Traunkirchner Kogel, der südlichsten Erhebung des Berges, auf dem das Naturfreundehaus steht. Vom Gipfel schauen wir ein neues Wunder: in der Tiefe den See und das Tal verschleiernd, ein bis ins obere Trauntal hinaufreichendes, wallendes Nebelmeer. Plötzlich zerreißt die schier undurchdringliche, flaumige Decke. Durch ein riesiges Loch erblicken wir Traunkirchen am See. Ein reizender Anblick, einen Augenblick nur. Verschwunden ist wieder das seltene Bild. Wieder ragen die Berge wie leuchtende Inseln aus unendlichem Meer. Lange stehen wir und schauen. Bilder vergangener Tage steigen auf, Erinnerungen an frohe Kletterfahrten, an treue Bergkameraden.

Traunstein! Seit meiner frühesten Jugend warst du mir sehnlichster Wunsch und erstrebenswertes Ziel. Von meinem Heimatorte Lambach an der Traun, seinen zunächst gelegenen Anhöhen, schaute ich dich schon als kleiner Bub. Bis ich endlich, noch jung an Jahren, oben stand und mein Traum Wirklichkeit wurde. Stolzere, höhere und schönere Berge habe ich geschaut, bin auf ihren Scheiteln gestanden, aber trotzdem bin ich dir bis zum heutigen Tage treu geblieben. Nicht nur frohe, unvergeßliche Bergtage hast du mir zu allen Jahreszeiten geschenkt, sondern auch Stunden der Trauer, wenn wieder einer von denen, die den Berg liebten, von seiner letzten Fahrt talwärts getragen wurde.

Im Scheidegruß der Abendstunde, im letzten Licht des Tages leuchten noch einmal die Berge. Der Abschied fällt schwer. Wir steigen der Tiefe zu. Verschwunden ist die wärmende Sonne, die Dämmerung naht. Schon dunkelt es merklich, als wir, den Höhenpfad verlassend, die Straße betreten. Schweigend wandern wir durch das Lainautal hinaus. Unzählige Sterne erglänzen am Himmel. Im Zauber einer winterlichen Mondnacht ziehen glückliche Menschen den See entlang heimwärts. In ihren Herzen wohnt das Bergglück und der neuerliche Wunsch, bald wieder oben zu stehen — auf einem Berg im Winter.

Sepp Stahrl

Durch die Schluchten der Westwand

Wie von der Faust eines Titanen geschlagen, klaffen in des Traunsteins mächtigen Westabstürzen zwei große Wunden: die Schluchten der Westwand.

Das Grauen wohnt in ihnen, wenn wallende Nebel die Wand durchziehen, durch Regen genäßt die steilen Platten unheimlich glänzen, wenn Steine poltern und Wasserfälle sprühen und Donner und Krachen an unser Ohr dringt.

Wie anders aber ist diese Wand an einem Sonnentag; wenn der Morgensonne Strahlen das Düster der Wand beleben, am Mittag der See gleißend und flimmernd wie flüssiges Silber davorliegt, dahinter sich die Wand im Sonnenlicht badet; oder am Abend, wenn beim letzten Scheidegruß der untergehenden Sonne die Felsen im Alpenglühen purpurrot aufleuchten wie eine riesige, weit hinaus sichtbare Brandfackel. Da erst lernt man die Schönheit des Traunsteins kennen. Riesengroß, breit und mächtig, einen bezaubernden Anblick verleihend, ragt seine Westwand unmittelbar aus dem See empor wie eine Titanenmauer. Der ganze Zauber, der um die freundlichen Gestade des Traunsees ausgebreitet liegt, er findet im Traunstein seinen würdigen, erhabenen Abschluß. Welcher Bergsteiger, der diese Schönheit geschaut, verspürt nicht den Wunsch, diese herrliche Wand zu durchklettern?

Blickt man vom gegenüberliegenden Ufer des Sees, etwa zwischen Gmunden und Altmünster, auf den Berg, so entfaltet sich das Bild der gewaltigen, etwa 1000 Meter hohen Westwand am schönsten. Durch diese steile, scheinbar unnahbare Wand einen Durchstieg zu finden, war der Wunsch mancher tüchtiger Felsgeher, aber es blieb nur bei erfolglosen Versuchen. Bis einer kam — einer der kühnsten — Josef Mulzet.

Nach einem Versuch, der den Erfolg zeitigte, den richtigen Einblick in die Wand genommen zu haben, nach genauem Studium und öfterem Betrachten bei verschiedenen Beleuchtungen gelang ihm der große Wurf. Mit einer auserlesenen Schar der tüchtigsten Gmundner Kletterer, Franz Binder, Max Huemer und Leo Strobl, durchstieg er sie in nahezu zehnstündiger Kletterarbeit. Die im Tale davon wußten, warteten mit Besorgnis. Die Traunstein-Westwand war durchstiegen.

So oft auch ich, sei es vom Tal oder See aus, die himmelanstrebende Wand betrachte, ziehen die Bilder eines Bergtages, der einer meiner schönsten und glücklichsten war, vorüber: die Erinnerung an die zweite Durchkletterung dieser Riesenwand, die Erinnerung an Josef Mulzet.

Die Obstbäume "Unterm Stein" prangten in voller Blüte, da wanderten drei frohe Gesellen: Josef Mulzet, Max Huemer und ich, zeitlich früh, die Straße entlang dem Traunstein zu. Nach dem Försterhaus Lupert, rechts der "Weißen Riese", stiegen wir durch Wald empor zum Fuß der Wand. Der überraschende Fund eines Gamskrickerls schien uns ein gutes Omen.

Vorerst galt es, einen riesigen Vorbau zu gewinnen, dessen steile, grasdurchsetzte, brüchige Schrofen höchste Vorsicht geboten. Der blaue Himmel über uns gab Zuversicht und Kletterfreude. Weiter oben, wo die eigentliche Wandkletterei beginnt, zogen wir die Kletterschuhe (damals noch mit Hanfsohlen) an, die Genagelten in die Rucksäcke gesteckt, angeseilt und los ging's. Es lag etwas "Befreiendes" im Gefühl des Kletterns damals, als man anstatt mit dem Bergschuh mit linden Hanfsohlen schweren Fels anging und leicht und beschwingt emporstieg.

Katzengleich, sicher und gewandt, mit einer geradezu bewunderungswürdigen Ruhe ging Mulzet voran, blieb jeweils an einem Sicherungsplatz stehen und rief: "Nachkommen!" So verging Stunde um Stunde. Hie und da eine kurze Verschnaufpause, den Kopf weit zurückgelegt, daß das Genick schmerzte, um Ausschau zu halten, und weiter ging's. Gewaltiger, eindrucksvoller wurde der Tiefblick, aber immer noch über unseren Köpfen die steile, wilde und teils brüchige Wand. Erst als nach hartem Ringen die tiefeingeschnittenen Schluchten hinter uns lagen, atmeten wir erleichtert auf. Der schwerste Teil der Wand war nun überwunden und führte durch die zwei gewaltigen, parallel übereinanderliegenden Schluchten, die an Großartigkeit und Wildheit ihresgleichen suchen. Über einen Quergang, der scheinbar über bodenlose Tiefen führt, wird ein kleines Felsköpfel erreicht. Hier hat die Wand nochmals ein Bollwerk gegen den Kletterer gebaut. Eine mauerglatte, nahezu sechs Meter hohe Wandstufe ist es, die nach all der vorhergegangenen Anstrengung fast entmutigend wirkt. Aber so, wie vorher Mulzet in der ersten Schlucht nach mehrmaligem Angriff die aalglatten, nässetriefenden Platten überwand, so

spreizte er auch hier — nicht ohne seinen beliebten und bekannten Ausspruch an schwierigen Stellen zu tun: "Wir werden das Kind schon schaukeln" — hinaus in die freie Wand, und die Stelle war überwunden.

Wer unmittelbar in die Schlote der Gmundner Kalkwerke Einblick gewinnen will, die 1000 Meter tiefer unten stehen, dem sei diese Stelle bestens empfohlen!

Das nun folgende, schmale, mit Latschen bewachsene Band, das frei in die Wand hinausführt und mit den Kriechbändern anderer großer Wandklettereien verglichen werden kann, brachte uns in einen kurzen Graben. Mein Erstaunen war groß, als wir nun den seltsamsten Teil der Fahrt, einen etwa acht Meter langen Tunnel, vor uns hatten. Düster und unheimlich ist der Gang durch diesen nachtdunklen Schlupf, freudebringend aber der Ausstieg, der mit einem Male zur Sonne, zum Licht führt. Sonnenland! Weiße Wölkchen segelten am Himmel — glückliche, bergfrohe Menschen standen in der Sonne, reichten sich nach hartem Kampfe rauhe Hände, blickten sich in vor Freude leuchtende Augen.

Kurze Rast — Kletterschuhe und Seil verschwanden im Rucksack. Abschiednehmen hieß es vom Traunstein, der wieder einmal, wie schon so oft, Bergglück schenkte. Über eine Schuttriese eilten wir zum Grat hinüber, kreuzten Pfade flüchtiger Gemsen, und der Tiefe ging es zu. Durch die "Stubbüchse" (in alter, ehemaliger Jagdsteig) kollerten Steine, stoben Funken unter Nagelschuhen. Dann wanderten drei frohe Gesellen den Miesweg entlang hinaus zum "Hoisn". Nochmals blickten wir zurück zu unserer Wand. Wieder, wie schon so oft, ragte sie empor im Alpenglühen. Hab Dank, guter, alter, lieber Traunstein! Volle acht Stunden waren wir zu dritt in deiner mächtigen Wand.

So oft ich heute, nach mehr als vierzig Jahren, wieder emporschaue zum Berg, der aus den Fluten des Traunsees aufragt wie ein alter, steingewordener Riese, gedenke ich nicht nur jener Bergfahrt, sondern lasse die frohen Stunden vorüberziehen, die ich im Kreise meiner besten "Kameraden vom Berg" erleben durfte. Viele davon sind nicht mehr und traten ihre letzte, große Bergfahrt an. So mancher blieb draußen an den Fronten des großen Krieges, ruht irgendwo in fremder Erde, und mancher fand als kühner Jüngling oder fels- und eiserprobter Mann am Traunstein den jähen Bergtod.

Ihrer wollen wir als Bergkameraden stets in Treue gedenken!

Nun möge auch einer meiner jungen Kameraden von seinen Traunsteinfahrten erzählen.

Sepp Stahrl

Pauli-Wessely-Kamine

Wann immer ein bergbegeisterter Mensch zwischen fünfzehn und sechzig erstmals vom gebauten und markierten Wege abgeht und sich unter Zuhilfenahme seiner Hände im ungebahnten Berggelände fortbewegt, muß er sich glücklich schätzen, wenn dies in Begleitung eines Kundigen geschieht. Denn nirgendwo ist die Theorie so grau wie in der Alpinistik, und die in rechte Bahnen gelenkte Praxis des Klettersäuglings hängt sehr oft als seidener Lebensfaden vom Wissen und Können des Begleiters ab. Sorglosigkeit, Schlamperei und Nichtachtung der Gefahren können gar oft ein unvermutet vorzeitiges Ende der erhofften Bergseligkeit einbringen. Der Slogan: "Unwissenheit schützt nicht vor Strafe" wird in diesen Situationen unangenehm direkt spürbar.

Nach dem jahrelangen, streng durch Befehl eingeteilten Leben in Männergemeinschaften — bei Militär und in Gefangenschaft — begannen 1947 für mich die goldenen Jahre der Ungebundenheit und Wochenend-Bergvagabundage. In jener Zeit war es auch, da mich Poldl Gruber und Friedl Eisl mit an ihr Seil nahmen und mich in die Mysterien der Traunkirchner-Kogel-Nordflanke einführten. Die beiden waren zu jener Zeit eine bekannte Seilschaft, und viele schöne Fahrten waren auf ihrer Erfolgsliste. Stellt es an sich schon einen großen Vorzug dar, von einer bewährten Seilschaft als dritter mitgenom-

men zu werden, so war es in diesem Falle als sensationell zu werten, da die beiden außerdem noch "etwas vorhatten".

Es war ein zauberhafter Herbst mit dickbauschigen Nebelmeeren am Morgen: die Luft war voll der Würze, die Latschen und Kräuter verströmten, und die langhalmigen Gräser auf dem Plateau wogten wie goldene Ahrenfelder.

Hat man auf einer der beiden Hütten auf dem Traunstein genächtigt, so stellen die Wege zu den Einstiegen immer Abstiege dar. Das ist sehr angenehm und der guten Laune und freundlichen Stimmung zudem sehr bekömmlich. Sicher ist dies ein Hauptgrund, weshalb die Kletterführen des Berges so gern besucht und viel gelobt werden.

Wir stiegen also gemächlich den latschendurchsetzten Kamm des obersten Teiles des Traunkirchner Kogels ab. Zur Linken strahlte der Dachstein im morgendlichen Glanze, zu unseren Füßen war ein undurchdringliches Wolkengebrodel, aus dem die Motorengeräusche am jenseitigen Seeufer den lebhaften Verkehr verrieten, fern im Norden deuteten jenseits der Ebene graue Striche die Erhebungen des Böhmerwaldes an.

In einer seichten Scharte verhielten meine Begleiter, warfen die Seile von den Schultern, legten die eisernen Kletterhilfen ab und begannen sich und mich anzuseilen. Ich konnte in dem mäßig geneigten, latschigen Gelände zwar noch keine Gründe für solches Tun erkennen, fügte mich als Neuling aber bedenkenlos. Als Friedl jedoch nach wenigen Schritten durch ein enges Loch im Boden abstieg und in der Folge das Seil nur langsam nachgeholt wurde, war mir klar, daß ich unmittelbar vor dem Beginn der eigentlichen Kletterei stand.

Nachdem ich ebenfalls durch das Loch geschlüpft war, befand ich mich auf einem großen Blocke, unter welchem einige andere Felsnasen den Zugang zu einer kleinen Geröllterrasse gestatteten. Über mir sprang ein weites Felsdach vor und gab dem Winkel eine stark gedämpfte, mystisch-grandiose Beleuchtung. Wir standen am obersten Ende einer engen Steilschlucht mit beiderseits prallen Wänden und dem erwähnten großen Dach als Abschluß. Schon aber begann Friedl im kleingriffigen Fels an der rechten Seite des rechten der beiden im Schluchtgrund eingerissenen Kamine abzuklettern. Dann ging es im Kamin selbst abwärts, bis nach einigen Seillängen wieder ein Schotterplätzchen erreicht wurde.

Wie ich nun belehrt wurde, waren wir im sogenannten linken Pauli-Kamin abgestiegen, da er, von unten betrachtet, der linke -- und zugleich leichter kletterbare -- Ast des Doppelkamines ist. Ab unserem Standplatz setzte ein weiterer, enger und steiler Kamin an, der die glatte rechte Schluchtwand zerteilt und als Mulzet-Strobl-Kamin bezeichnet wird. Schwierigkeitsmäßig liegt er über den beiden Pauli-Kaminen.

Im schrofigen Gelände stiegen wir noch weiter ab und traversierten gleichzeitig im orographischen Sinne nach links, bis wir einen kurzen Riß erreichten, der direkt zur Kante des Traunkirchner Kogels führt. Oberhalb dieses Risses setzt eine steile Plattenwand an, nur spärlich gegliedert und — das war das entscheidende Moment — noch unbegangen! Man löste mich von den Seilen, und die beiden verbanden sich nun mit dem Doppelseil. Ich selbst sollte auf demselben Wege zurückkehren, den wir gemeinsam gegangen waren. Neugierig beobachtete ich nun vorerst die zwei Freunde bei ihrem Aufwärtsstreben im noch unbetretenen Fels und konnte dabei die Erkenntnis gewinnen, daß Klettern in den oberen Schwierigkeitsgraden keine Chancen hat, ein spektakulärer Publikumssport zu sein. Wenn man schon nicht das unhöfliche Gähnen der Langeweile unterdrückt, so macht bald eine schmerzhafte Genickstarre der Beobachtung ein Ende.

Nachdem die Seilschaft bald auf die südliche Flanke des Pfeilers wechselte, machte ich mich auf den Rückweg. Von Unternehmungsgeist gepackt, nahm ich ihn durch den rechten Pauli-Kamin, welcher mit Ausnahme einer schwierigeren Rippe keine nennenswerten Hindernisse bot. Poldl und Friedl kehrten am Nachmittag zurück und sprachen begeistert von der schönen Neutour, herzlich beglückwünscht von der inzwischen angewachsenen Schar ihrer Freunde.

Erich Neubauer

Mulzet-Strobl-Kamin

Der Traunstein weist mit 1691 Metern eine relativ geringe Seehöhe auf, bietet jedoch mit 1270 Meter effektiver Höhe über dem Traunsee einen beachtlichen Blickpunkt. Die Masse des Sees wirkt als ausgleichender Temperaturfaktor. Daher können die Führen der gesamten Westwand bis tief in den Herbst und schon zeitig im Frühjahr begangen werden. Diese Fahrten bieten sich zum Anklettern bevorzugt an.

Diesmal war ich mit Gerwin unterwegs. In den Pauli-Kaminen hatten wir im Abstieg noch geringe Schneereste angetroffen, der Mulzet-Strobl-Kamin war bereits schneefrei. Wir kamen zügig voran, und ich hatte in der zweiten Seillänge das "zehn Meter" bereits gehört. Als ich mich an einem halbmannsgroßen Block, der in der Mitte des engen, steilen Kamines steckte, aufzog, neigte er sich mir entgegen. Nur mit äußerster und schneller Anstrengung konnte ich mich in der Kluft verspreizen und mit Schulter und Kopf den labilen Gesellen so an den Rand der Kaminwand ablenken, daß er nochmals auflag. Er hätte mich sonst unweigerlich mit in die Tiefe genommen. Nach einer Verschnauf- und Beruhigungspause, die mir den Ernst der Situation erst richtig klarmachte, verständigte ich erst Gerwin, der singend unter mir saß, von dem Damoklesschwert in Gestalt eines zentnerschweren Steines, das genau über ihm hing. Nachdem ich mich nochmals versichert hatte, daß der Block, wenn er nicht berührt wurde, in seiner Lage festhielt, mußte ich das Monstrum mit größter Sorgfalt umklettern, um einen annehmbaren Standplatz einige Meter oberhalb zu erreichen. Da er das kletterbare Gelände blockierte, war dies ein anstrengendes und zugleich gefährliches Unternehmen. Nachdem ich den Sicherungsplatz glücklich erreicht, holte ich Gerwin nach, sehr darauf bedacht, das tödliche Geschoß auch nicht mit dem Seil zu berühren. Wir waren beide sehr erleichtert, als auch er oberhalb des Hindernisses stand.

Nun erwartete uns der angenehme Teil des Abenteuers. Nämlich, den Störenfried mit einem kleinen Fußtritt das Gesetz der Schwerkraft demonstrieren zu lassen. Dies erforderte jedoch Vorbereitungen, da einige hundert Meter tiefer der stürzende Block die Wegführung des gesicherten Hernler-Steiges kreuzen konnte. Durch anhaltendes Rufen konnten wir uns vergewissern, daß der Steig unbegangen war. Dann stieß Gerwin den steinernen Wegelagerer befriedigt zur Tiefe, wo er unter lautem Gepolter und Geprassel verschwand.

Dieses Abenteuer zeigte uns jedenfalls sehr eindringlich, daß auch auf vielbegangenen Führen dutzendmal überstiegene Felsen durch die Einwirkungen des Winters zu gefährlichen Fallen werden können. Vielleicht hatte ich ihn auch eine Kleinigkeit zuviel auf Zug belastet, hatte zuwenig auf die senkrechte Druckbeanspruchung geachtet.

Der Mulzet-Strobl-Kamin endet auf der Pfeilerkante in einer engen Scharte, etwa vier Meter tief eingeschnitten. Bergseitig durch eine senkrechte, glatte Platte, seeseitig durch einen Turm gebildet. Über diesen Turm und von seinem Kopf durch Spreizschritt direkt in die Platte hinein führt der obere Teil des Pfeilerweges, der sich nun als Fleißaufgabe und Tüpfelchen auf dem i anschließen ließe.

Nicht so schwierig, aber nicht minder interessant, ist der Weiterweg nach Durchschreiten der Scharte. Über eine spärlich griffige Wand betritt man eine blockerfüllte Schlucht mäßiger Neigung, durch welche die Latschenhänge des Vorgipfels erreicht werden können.

Erich Neubauer

Traunkirchner-Kogel-Nordpfeiler

Beim Durchblättern meiner Mappe fand ich einige Zeilen, die ich vor vielen Jahren über diese Fahrt geschrieben hatte:

"Bleib noch einen Augenblick so, und heb den linken Fuß noch etwas an!" diesen frommen Wunsch äußerte Gerwin vier Stockwerke unter mir, während ich mit den Fin-

gerspitzen der linken Hand in einem Ding nach Halt suchte, welches bei Nachsicht aller Taxen als Riß zu bezeichnen war. Der rechte Fuß stand in einer Schlinge, und wo meine restlichen Extremitäten ihren Haltepunkt hatten, kann ich heute nicht mehr mit Bestimmheit sagen. Jedenfalls war ich in der Unterbrechungsstelle des unteren Pfeilers und raufte mich leidlich ab. Er hatte sich an einen Standhaken gehängt und schoß die Kamera senkrecht nach oben auf mich ab. Der Fels war eisenfest und die Sicherung ausgezeichnet, da konnte er sich diesen Spaß schon erlauben. Bei gelegentlichen Blicken nach unten konnte ich in fünf Augen sehen: Zwei waren von Gerwin, eines das der Kamera und ganz tief unten glotzten zwei schwarze Löcher: Die Kamine der Kalköfen am Seeufer.

Soweit der erste Teil des in diesem schnoddrigen Ton gehaltenen Aufsatzes. Weiter unten wird die Art der Beschreibung noch sarkastischer. Da heißt es also:

Den Auftakt zur oberen Pfeilerhälfte gibt ein Spreizschritt. Jenseits eines breiten und tiefen Spaltes sind an einer steilen Platte kaum Rauheiten zu erkennen. Ein rostiger Haken mit einer morschen Reepschnurschlinge verlockte überdies zu Selbstmord. Nachdem ich mich irgendwie an andere Ufer gehustet hatte, fand ich mich dort mit extrem gespreizten Armen wieder. Eine Hand umfaßte die Platte im Untergriff etwa in Zehenhöhe, während die andere anscheinend meterweit höher einen passenden Haltepunkt fand. Ungefähr in dieser Stellung mußte ich dann einige Meter nach rechts queren. Es hört sich sehr leicht an. Jedenfalls war ich froh, daß ich mit einem leicht überhängenden Riß und einer hübschen Kantenstelle meine Gliedmaßen wieder soweit ordnen und normalisieren konnte, daß mir der Rest des Pfeilers als genußvoller Abschluß erschien.

Ja, da stecken zweiselsohne einige Übertreibungen drin. Die Berichterstattung der Jugend läßt solche Situationen in einem phantasievolleren Gewande erscheinen, gibt gerne einen Schuß Ironie dazu und zeigt diese Bilder in einem leichteren und luftigeren Rahmen. Was mich jedoch an dem Geschreibsel stutzig machte, das waren einige Zeilen zwischen den eben zitierten Absätzen. Sie ließen mich eine Forschungsreise antreten, eine Safari nach innen. Doch erst die Zeilen:

Nachdem der Pfeilerkopf erreicht war, zog die prickelnde Ausgesetztheit den Blick zur Tiefe. Die erfrischende Harmonie der Landschaft um Berg und See wurde akzentuiert von der weißen Blütenpracht der frühlingfrischen Bäume, welche aus den saftiggrünen Wiesen des Uferstreifens herausleuchten. Winzige Boote zeichneten spitze Kiellinien, und das qualmende und tutende Dampfschiff warf glitzernde Wellen.

Soweit diese Sätze, und ich frage mich heute, ob ich diese Gedanken damals niedergeschrieben hätte, wenn ich nicht bei dem Berggang tatsächlich jene Bilder, für Augenblicke lang, bewußt gesehen, aufgenommen und gespeichert hätte. (Man verzeihe meine Abweichung in die Computersprache).

Was ist das Ziel des Bergsteigers? Des extremen Kletterers? Ist es der Gipfel? Er ist nur Station auf seinem Wege. Und der Weg selbst? Er stellt Aufgaben, verlangt Einsatz und Anstrengung. Die auf ihm zu überwindenden Schwierigkeiten — je mehr, je besser — können Siegergefühle, Anerkennung, Ehre einbringen. Aber sind diese Schmeicheleien das Glück, das große, wahre, vielgepriesene Glück in den Bergen?

Das große Glück ist die Summe vieler Kleinigkeiten. Es setzt sich wie ein Mosaik aus Splittern zum vollen Bild zusammen. Nur winzige Mengen treten an uns heran, zu allen Zeiten: in der Vorfreude, am Wege, auf dem Gipfel, beim Abstieg, in der Rückschau. In mannigfacher Gestalt: der funkelnde Sonnenstrahl, das Tiefblau des Himmels, der Duft einer Blüte, die Windorgel, der blitzende Tautropfen, die Wolkenschiffe, der Ruf des Gefährten, die Felsenwärme, das Fragezeichen des Nebels, die Farbenpalette eines Falters, die bizarre Felsform...

Aber: Bereit sein, ist alles! Es aufzunehmen, zu sehen, hören, riechen, fühlen. Es muß die so rauhe Bergsteigerschale durchdringen können, es muß spürbar sein, wenn wir in uns hineinhorchen.

Diese Kette kleiner Glücksatome sind die Kraft, die unbezähmbare, riesige Lust, die uns immer wieder hineinführt in die Welt der Berge und die uns — nicht zu vergessen — den Alltag erhellen. Bergsteigen ist Ausgleich, ist Gegengewicht. Die Basis ist der Alltag, der Beruf. Nur der Rhythmus von Spannung und Entspannung macht in allen Belangen das Leben erst vielfältig und reich. Es gibt keine Höhen ohne Tiefen, keine Lichter ohne Schatten. Unsere Empfindungsspanne nach beiden Richtungen wird um so größer sein, je mehr wir bereit sind, uns den Eindrücken zu öffnen.

Und es dann aber genießen.

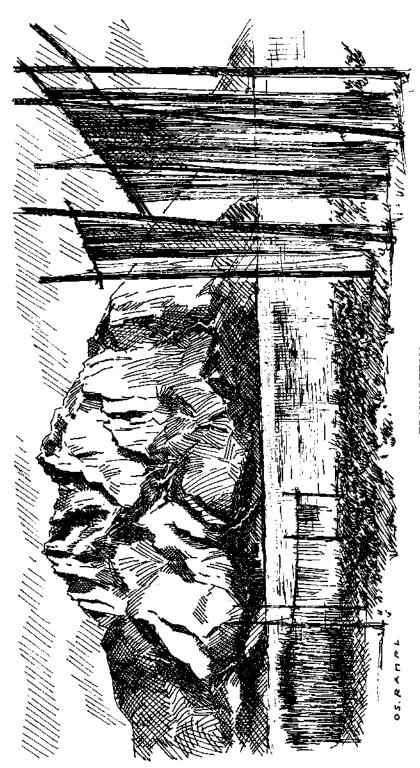
Das Glück.

Erich Neubauer

's Traunstoanhoamweh

Von Franz Keim, geb. 28. Dezember 1840 — Jugendzeit in Gmunden, gest. 27. Juni 1918

Vor 'm Garterl steht an alter Bam, Da halt i oft mei Ruah. Da steh i oft als wiar in Tram Und woaß nöd, was i thua. Und d' Vögerl singan volla Freud; Das is mei liabsta Platz, I siach in Traunstoan von da Weit, Der is mei alter Schatz. Wiar oft, wiar oft hat d' Ahnl gsagt: "Du wirst kan Fried nöd gebn, Bis daß di 's Traunstoanhoamweh packt. Das bringst nöd los dei Lebn!" I hab's nöd glaubt, i hab ma denkt: "Die Alte is a Narr, Sie woant und hat's ka Mensch nöd kränkt" -Jetzt woaß i's, es is wahr. Und recht hats' ghabt — oh, i hab's gspürt, Da draußen in da Welt! Gern hätt i's wegga dispatiert -Mir hat da Traunstoan gfehlt. Jetzt bin i da, i bin daham! Dort steht er, hoch und groß, Jatzt bin i da, es is koan Tram, I lass' an Iuchza los! Und wia si d' Traunstoannebeln hebn, Und 's Wasser rauscht und fliaßt, Da moan i grad, i siach mei Lebn, Wia's Abschied nimmt und grüaßt. Der Traunstoan war mei erster Schatz. Da war i nu a Bua. Der Traunstoan wird mei letzter Platz, Da find i gwiß mei Ruah.



TRAUNSTEIN Zeichnung von Oswald Kampl



Die Stüdlhütte 1868, (Repr.) Tafel 11 Die Stüdlhütte 1968 (Tiroler Kunstverlag Chizzali)



Trannestein (Fahnenkopel und Gmundner Hütte) mit oberem Teil des Hernler-Steiges (Foto: Fotohaus Westmüller/Linz)

Zur Flora des Traunsteins

ADOLF RUTTNER

Da der Traunstein eine mannigfaltige Flora aufweist, ist es nicht möglich, in einem kürzeren Aufsatz dieses Thema erschöpfend zu behandeln. Diese Arbeit ist also der Versuch, nur das Wesentliche zu bringen. Die Eigenheit der Traunsteinflora ist durch folgende Gegebenheiten beeinflußt:

- 1. Der Traunstein, zum Großteil aus Wettersteinkalk bestehend, ist längs der Trauntalbruchlinie etwa sechs Kilometer weiter nach Norden vorgeschoben, dadurch ist der Traunstein ein Einzelberg geworden.
- 2. Am Traunstein reicht die alpine Flora am weitesten nach Norden.
- 3. Das Dolomitphänomen ist hier zu beobachten, die alpine Flora kommt am Miesweg bis zum Seeufer herunter.
- 4. Da der Traunstein weit nach Norden vorragt, ist er besonders dem Wetter, das bei uns am stärksten vom Westen her beeinflußt wird, ausgesetzt. Dazu wirken auch die Föhnwinde, die vom Süden längs des Trauntales kommen, und nicht zu vergessen ist auch die Lage am See.
- 5. Es ist auch klar, daß sich auf einem Berg, der so vielfach beeinflußt wird, verschiedene Florenelemente einfinden. Neben den alpinen Florenelementen gibt es hier noch submediterran-pontische, balkanisch-ostalpine, submediterran-montane, submediterran-atlantische, submediterran-kontinentale Elemente und noch andere, wie Endemiten und endemitische Glazialrelikte.

Bärlappgewächse: Tannenbärlapp (Huperzia selago)

Moostarngewächse: Alpenmoostarn (Selaginella selaginoides) Natternzungengewächse: Mondraute (Botrychium lunaria)

Tüptelfarngewächse: Adlersarn (Pteridium aquilinum), Gew. Blasensarn (Cystopteris fragilis), Schlitzblattstreisensarn (Asplenium fissum), Mauerraute (Asplenium ruta muraria), Schwarzstieliger Streisensarn (Asplenium trichomanes), Grüner Streisensarn (Asplenium viride), Steiser Wurmsarn (Dryopteris villarsii), Echter Wurmsarn (Dryopteris filix mas), Kalksarn (Gymnocarpium robertianum), Lanzensarn (Polystichum lonchitis), Lappenschildsarn (Polystichum aculeatum)

Nacktsamer (Gymnospermae): Eibe (Taxus baccata), Sebenstrauch (Juniperus sabina), Fichte (Picea abies), Lärche (Larix decidua), Rotföhre (Pinus sylvestris), Latsche (Pinus mugo)

Buchenartige: Hasel (Corylus avellana), Rotbuche (Fagus sylvatica)

Weidenartige: Glanzweide (Salix glabra), Schluchtweide (Salix appendiculata), Olbaumweide (Salix eleagnus); auch der Bastard zwischen ersten beiden Weiden (Ro) und noch andere Bastarde

Nesselartige: Bergulme (Ulmus glabra), Große Brennessel (Urtica dioica)

Sandelartige: Alpenbergflachs (Thesium alpinum)

- Knöterichartige: Schildsauerampfer (Rumex scutatus), Krauser Ampfer (Rumex crispus), Knöllchenknöterich (Polyganum viviparum)
- Nelkengewächse: Gerards Miere (Minuartia gerardii), Osterr. Miere (Minuartia austriaca), Gew. Mastkraut (Sagina procumbes), Wimpernabelmiere (Moehringia ciliata), Moosmiere (Moehringia muscosa), Steifes Hornkraut (Cerastium arvense ssp. strictum), Kärntner Hornkraut (Cerastium carinthiacum), Kriechgipskraut (Gypsophila repens), Steinnelke (Dianthus carthusianorum), Nickendes Leimkraut (Silene nutans), Klatschnelke (Silene vulgaris ssp. prostrata), Strahlensame (Silene pusilla)
- Wolfsmilchartige: Waldbingelkraut (Mercurialis perennis), Süße Wolfsmilch (Euphorbia dulcis), Zypressenwolfsmilch (Euphorbia cyparissias), Mandelwolfsmilch (Euphorbia amygdaloides)

Sauerdorngewächse: Sauerdorn (Berberis vulgaris)

- Hahnenfußgewächse: Gew. Schneerose (Helleborus niger), Schwarzfrüchtiges Christophskraut (Actaea spicata), Schwarzviolette Akelei (Aquilegia atrata), Gelber Eisenhut (Aconitum vulparia), Alpenrebe (Clematis alpina), Waldrebe (Clematis vitalba), Berghähnlein (Anemone narzissiflora), Leberblümchen (Hepatica nobilis), Wolliger Hahnenfuß (Ranunculus lanuginosus), Berghahnenfuß (Ranunculus montanus), Alpenhahnenfuß (Ranunculus alpestris), Akeleiblättrige Wiesenraute (Thalictrum aquilegifolium)
- Kreuzblütler: Neunblattzahnwurz (Dentaria enneaphyllos), Sandschaumkresse (Cardaminopsis arenosa), Voralpengänsekresse (Arabis ciliata), Niedrige Gänsekresse (Arabis pumila), Alpengänsekresse (Arabis alpina), Ausdauernde Mondviole (Lunaria rediviva) Ro, Sternhaarfelsenblümchen (Draba stellata), Kugelschötchen (Kernera saxatilis), Hirtentäschel (Capsella bursa pastoris), Gemskresse (Hutchinsia alpina), Steintäschel (Aethionema saxatile)
- Wandsamer: Kahles Sonnenröschen (Helianthemum grandiflorum), Waldveilchen (Viola reichenbachiana), Hügelveilchen (Viola collina) Ro, Zweiblütiges Veilchen (Viola biflora)

Hartheugewächse: Vierkantiges Hartheu (Hypericum maculatum)

- Rosenartige: Schwärzliche Fetthenne (Sedum atratum) Ro, Weiße Fetthenne (Sedum album), Kurzhaarige Hauswurz (Jovibarba hirta), Sternblütiger Steinbrech (Saxifraga stellaris), Rundblättriger Steinbrech (Saxifraga rotundifolia), Traubiger Steinbrech (Saxifraga aizoon), Blaugrüner Steinbrech (Saxifraga caesia), Bursers Steinbrech (Saxifraga burseriana) nach Stadtgärtner Rettich (Linz) am Kampsteig, Wechselblättriges Milzkraut (Chrysosplenium alternifolium)
- Rosengewächse: Knackbusch (Physocarpus opulifolius) adventiv, Geißbart (Aruncus vulgaris), Silberwurz (Dryas octopetala), Bachnelkenwurz (Geum rivale), Alpenfingerkraut (Potentilla clusiana), Stengelfingerkraut (Potentilla caulescens), Erdbeerfingerkraut (Potentilla sterilis), Goldgelbes Fingerkraut (Potentilla aurea) Ro, Blutwurz (Potentilla erecta), Walderdbeere (Fragaria vesca), Blaßgrüner Frauenmantel (Alchemilla conjuncta), Felsenhimbeere (Rubus saxatilis), Himbeere (Rubus idaea), Filzrose (Rosa tomentosa), Hängfrüchtige Rose (Rosa pendulina), Felsenbirne (Amelanchier ovalis), Vogelbeerbaum (Sorbus aucuparia), Mehlbeerbaum (Sorbus aria), Üsterr. Mehlbeerbaum (Sorbus austriaca), Karpatischer Mehlbeerbaum (Sorbus carpathica) Ro, Filzige Steinmispel (Cotoneaster tomentosa), Einkerniger Weißdorn (Crataegus monogyna)

Hülsenfrüchter: Bergspitzkiel (Oxytropis montana), Alpenwundklee (Anthyllis vulneraria ssp. alpestris), Hornklee (Lotus corniculatus), Strauchige Kronwicke (Coronilla emerus), Scheidenkronwicke (Coronilla vaginalis), Hufeisenklee (Hippocrepis comosa), Alpensüßklee (Hedysarum bedysaroides), Hopfenklee (Medicago lupulina), Rotklee (Trifolium pratense), Waldwicke (Vicia sylvatica), Frühlingsplatterbse (Lathyrus vernus), Wiesenplatterbse (Lathyrus pratensis)

Seidelbastgewächse: Immergrüner Seidelbast (Daphne laureola), Gew. Seidelbast (Daphne mezereum), Steinröserl (Daphne cneorum)

Nachtkerzengewächse: Waldweidenröschen (Epilobium angustifolium), Alpenhexenkraut (Circaea alpina)

Lindengewächse: Sommerlinde (Tilia platyphyllos)

Sauerkleegewächse: Gew. Sauerklee (Oxalis acetosella)

Storchschnabelgewächse: Waldstorchschnabel (Geranium sylvaticum), Pyrenäenstorchschnabel (Geranium pyrenaicum), Ruprechtskraut (Geranium robertianum)

Leingewächse: Alpenlein (Linum alpinum), Purgierlein (Linum catharticum)

Kreuzblumengewächse: Zwergbuchs (Polygala chamaebuxus), Bittere Kreuzblume (Polygala amara)

Ahorngewächse: Bergahorn (Acer pseudoplatanus), Spitzahorn (Acer platanoides)

Kreuzdorngewächse: Gew. Kreuzdorn (Rhamnus cathartica), Felsenkreuzdorn (Rhamnus saxatilis), Niedriger Kreuzdorn (Rhamnus pumila)

Doldenblütler: Roter Hartriegel (Cornus sanguinea), Efeu (Hedera helix), Heildolde (Sanicula europaea), Kümmel (Carum carvi), Große Bibernell (Pimpinella major f. rubra), Heilwurz (Libanotis sibirica), in letzter Zeit verschwunden! Augwurz (Athamanta cretensis), Gew. Bärenklau (Heracleum sphondylium), Osterr. Bärenklau (Heracleum austriacum), Schmalblütiger Bergkümmel (Laserpitium siler), Breitblättriger Bergkümmel (Laserpitium latifolium), Rauhhaariger Kälberkropf (Chaerophyllum hirsutum), Wiesenkerbel (Anthriscus nitida), Engelwurz (Angelica sylvestris), Bergsilge (Peucedanum oreoselinum), Meisterwurz (Peucedanum ostruthium)

Primelgewächse: Waldfelberich (Lysimachia nemorum), Heilglöckchen (Cortusa matthioli), Alpenglöckchen (Soldanella alpina), Milchweißer Mannschild (Androsace lactea), Hohe Schlüsselblume (Primula elatior), Clusiusprimel (= Jagabluat) (Primula clusiana), Alpenveilchen (Cyclamen purpurascens)

Wintergrüngewächse: Rundblättriges Wintergrün (Pyrola rotundifolia), Mittleres Wintergrün (Pyrola media, Ro)

Heidekrautgewächse: Wimperalpenrose (Rhododendron hirsutum), Zwergalpenrose (Rhodothamnus chamaecistus), Alpenbärentraube (Arctostaphylos alpina), Preiselbeere (Vaccinium vitis idaea), Heidelbeere (Vaccinium myrtillus), Besenheide (Calluna vulgaris), Sendel = Frühlingsglockenheide (Erica carnea)

Boretschgewächse: Lungenkraut (Pulmonaria officinalis), Knollenbeinwurz (Symphytum tuberosum)

Nachtschattengewächse: Tollkirsche (Atropa bella donna)

Braunwurzgewächse: Kleinblütige Königskerze (Verbascum thapsus), Braunwurz (Scrophularia nodosa), Alpenleinkraut (Linaria alpina), Kleiner Orant (Chaenorrhinum minus), Großblütiger Fingerhut (Digitalis grandiflora), Felsenehrenpreis (Veronica

fruticans), Grundheil (Veronica officinalis), Blattloser Ehrenpreis (Veronica aphylla), Geschnäbeltes Läusekraut (Pedicularis rostrata capitata), Alpenhelm (Bartschia alpina), Salzburger Augentrost (Euphrasia salisburgensis), Grannenklappertopf (Rhinanthus aristatus), Gletscherklappertopf (Rhinanthus ssp. lanceolatus) Ro, Waldwachtelweizen (Melampyrum sylvaticum), Wiesenwachtelweizen (Melampyrum pratense)

Sommerwurzgewächse: Helle Sommerwurz (Orobranche alba) Ro

Kugelblumengewächse: Herzblättrige Kugelblume (Globularia cordifolia), Nacktstengelige Kugelblume (Globularia nudicaulis)

Wasserschlauchgewächse: Alpenfettkraut (Pinguicula alpina)

Lippenblütler: Kriechender Günsel (Ajuga reptans), Berggamander (Teucrium montanum), Gew. Gamander (Teucrium chamaedrys), Fuchsschwanzzehrkraut (Betonica alopecurus), Goldnessel (Lamiastrum galeobdolon), Klebriger Salbei (Salvia glutinosa), Quirlblättriger Salbei (Salvia verticillata), Alpenquendel (Calamintha alpina), Dost (Origanum vulgare), Gebräuchlicher Thymian (Thymus pulegioides), Waldminze (Mentha longifolia), Wasserminze (Mentha aquatica)

Wegerichgewächse: Großer Wegerich (Plantago major)

Enzlangewächse: Ungarischer Enzian (Gentiana pannonica), Schwalbenwurzenzian (Gentiana asclepiadea), Kalkglockenenzian (Gentiana clusii), Schuasternagerl = Frühlingsenzian (Gentiana verna), Schnee-Enzian (Gentiana nivalis), Gefranster Enzian (Gentianella ciliata)

Hundsgiftgewächse: Immergrün (Vinca minor)

Schwalbenwurzgewächse: Schwalbenwurz (Cynanchum vincetoxicum)

Olbaumgewächse: Esche (Fraxinus excelsior), Rainweide (Ligustrum vulgare)

Krappartige: Alpenwaldmeister (Asperula neilreichii), Nordisches Labkraut (Galium boreale), Waldlabkraut (Galium sylvaticum), Traunseelabkraut (Galium truniacum), Osterr. Labkraut (Galium austriacum) Ro, Ungleichblättriges Labkraut (Galium anisophyllum)

Geißblattgewächse: Schwarzer Holler (Sambucus niger), Traubenholler (Sambucus racemosa), Wolliger Schneeball (Viburnum lantana), Gew. Schneeball (Viburnum opulus), Heckenkirsche (Lonicera xylosteum), Schwarze Heckenkirsche (Lonicera nigra), Alpenheckenkirsche (Lonicera alpigena)

Baldriangewächse: Dreischnittiger Baldrian (Valeriana tripteris), Bergbaldrian (Valeriana montana), Felsenbaldrian (Valeriana saxatilis)

Kardengewächse: Grindkraut (Scabiosa columbaria) Ro, Glanzgrindkraut (Scabiosa lucida), Waldwitwenblume (Knautia sylvatica)

Glockenblumengewächse: Nesselglockenblume (Campanula trachelium), Niedrige Glokkenblume (Campanula cochleariifolia), Witaseks-Glockenblume (Campanula witasekiana) Ro, Grasglockenblume (Campanula rotundifolia), Waldglockenblume (Campanula persicifolia), Ährige Teufelskralle (Phyteuma spicata), Rundköpfige Teufelskralle (Phyteuma orbiculare)

Korbblütler: Stinkkohl (Aposeris foedita), Doldiges Habichtskraut (Hieracium umbellatum) Ro, Niedriges Habichtskraut (Hieracium humile) Ro, Waldhabichtskraut (Hieracium sylvaticum), Gegabeltes Habichtskraut (Hieracium bifidum) Ro, Zottigköpfiges Habichtskraut (Hieracium morisianum), Zottiges Habichtskraut (Hieracium villosum),

Blaugrünes Habichtskraut (Hieracium glaucum) Ro, Hasenohrblättriges Habichtskraut (Hieracium bupleuroides), Grasnelkenhabichtskraut (Hieracium staticifolium) Ro, Dukatenröschen (Hieracium pilosella), Jacquinspippau (Crepis jacquinii), Voralpenpippau (Crepis alpestris) Ro, Hasenlattich (Prenanthes purpurea), Mauerlattich (Mycelis muralis), Alpenmilchlattich (Cicerbita alpina), Kuhblume (Taraxacum officinale), Ferkelkraut (Hypochoeris radicata), Herbstmilchkraut (Leontodon autumnalis) Ro, Glattes Milchkraut (Leontodon hastalis), Graues Milchkraut (Leontodon incanus), Wasserdost (Eupatorium cannabinum), Walddistel (Carduus defloratus, auch var. viridis) Ro, Klebrige Distel (Cirsium erisithales), Ackerdistel (Cirsium arvense), Kahles Berufskraut (Erigeron polymorphus), Ochsenauge (Buphthalmum salicifolium), Dürrwurz (Inula conyza), Norwegen-Ruhrkraut (Gnaphalium norvegicum) Ro, Alpenruhrkraut (Gnaphalium hoppeanum), Katzenpfötchen (Antennaria dioica), Hainklette (Arctium nemorosum) Ro, Wiesenflockenblume (Centaurea jacea), Große Flockenblume (Centaurea scabiosa), Bergflockenblume (Centaurea montana), Eberwurz (Carlina vulgaris), Goldrute (Solidago virgaurea), Sternlieb (Aster bellidiastrum), Kahler Alpendost (Adenostyles glabra), Brandlattich (Homogyne alpina), Zweifarbiger Brandlattich (Homogyne discolor), Alpenpestwurz (Petasits paradoxus), Schwarze Schafgarbe (Achillea atrata), Weißer Speik (Achillea clavenae), Alpenländisches Greiskraut (Senecio ovirensis), Schmalblättriges Greiskraut (Senecio fuchsii), Bärenkraut (Senecio abrotanifolius), Felsengreiskraut (Senecio rupestris)

Liltengewächse: Simsenlilie (Tofieldia calyculata), Ästige Zaunlilie (Anthericum ramosum), Berglauch (Allium montanum), Gekielter Lauch (Allium carinatum), Türkenbund (Lilium martagon), Einbeere (Paris quadrifolia), Schattenblume (Majanthemum bifolium), Vielblütige Weißwurz (Polygonatum multiflorum), Wohlriechende Weißwurz (Polygonatum odoratum), Quirlblättrige Weißwurz (Polygonatum verticillatum), Maiglöckchen (Convallaria majalis)

Zypergrasartige: Waldsimse (Scirpus sylvaticus), Hasensegge (Carex leporina), Seegrüne Segge (Carex flacca), Niedrige Segge (Carex humilis), Fingersegge (Carex digitata), Vogelfußsegge (Carex ornithopoda), Weiße Segge (Carex alba), Stachelspitzsegge (Carex mucronata), Kurzährige Segge (Carex brachystachys), Polstersegge (Carex firma), Horstsegge (Carex sempervirens), Rostsegge (Carex ferruginea), Waldsegge (Carex sylvatica), Lückensegge (Carex distans), Einblütige Simse (Juncus monanthos), Wimperhainsimse (Luzula pilosa), Waldhainsimse (Luzula sylvatica), Weißliche Hainsimse (Luzula albida)

Gräser: Waldtrespe (Bromus ramosus), Fiederzwenke (Brachypodium pinnatum), Waldzwenke (Brachypodium sylvaticum), Niedriger Schwingel (Festuca pumila), Rohrschwingel (Festuca arundinacea), Amethystschwingel (Festuca amethystina), Schmalrispiger Schwingel (Festuca stenantha), Rauhgras (Achnatherum calamagrostis), Flattergras (Milium effusum), Buntes Reitgras (Calamagrostis varia), Felsenstraußgras (Agrostis rupestris), Hainrispengras (Poa nemoralis), Alpenrispengras (Poa alpina), Platthalmrispengras (Poa compressa) Ro, Jähriges Rispengras (Poa annua), Knäuelgras (Dactylis glomerata), Gewimpertes Perlgras (Melica ciliata), Nickendes Perlgras (Melica nutans), Rohrartiges Pfeifengras (Molinia arundinacea), Kopfgras (Sesleria varia), Schillergras (Koeleria pyramidata), Parlatores Wiesenhafer (Helictotrichon parlatorei)

Knabenkräuter: Rotes Waldvöglein (Cephalanthera rubra), Langblattwaldvöglein (Cephalanthera longifolia), Breitblättriger Waldstendel (Epipactis helleborine), Roter Waldstendel (Epipactis atrorubens), Eirundblättriges Zweiblatt (Listera ovata), Nestwurz (Neottia nidus avis), Kriechstendel (Goodyera repens) Ro, Waldhyazinthe (Platanthera bifolia), Hohlzunge (Coeloglossum viride), Weiße Höswurz (Leucorchis al-

bida), Gew. Händelwurz (Gymnodenia conopsea), Wohlriechende Händelwurz (Gymnodenia odoratissima), Rotes Kohlröschen (Nigritella rubra) Ro, Geflecktes Knabenkraut (Dactylorhiza maculata), Kugelstendel (Traunsteinera globosa), Fliegenragwurz (Ophrys insectifera).

Die Aufzeichnungen zu dieser Pflanzenliste stammen aus den Jahren 1953 bis 1963. Die Pflanzen, die hinter ihrem wissenschaftlichen Namen ein "Ro" führen, habe ich der Flora von Gmunden (Loitlesberger, Ronniger, Rechinger) im Jahrbuch des o.ö. Musealvereines 1959 entnommen. Außerdem verweise ich auf die Arbeit im Jahrbuch des o.ö. Musealvereines 1961 auf Seite 110 über die Vegetation am Traunsteinsteilufer von Ing. Bruno Weinmeister, wozu ich durch meine Pflanzenaufnahmen beigetragen habe. Die wissenschaftliche Namensgebung habe ich nach der modernen Florenliste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas von Prof. Friedrich Ehrendorfer durchgeführt. Diese gegebene Florenliste betrachte ich als Anfang einer weiteren Erforschung unserer Traunsteinflora.



Der Schlern

Eine Monographie

JOSEF RAMPOLD

Vorbemerkung

Der ehrenvollen Aufforderung von seiten der Schriftleitung nachkommend, die mir für das Jahrbuch des Alpenvereins einen Beitrag über ein südtirolisch-alpines Thema abforderte, will ich versuchen, dem Wahrzeichen Südtirols, dem Schlern (2564 m), eine Studie zu widmen. Arbeiten über diesen Berg, der in jeder Hinsicht bemerkenswert ist, sind verstreut über die ganze alpine Literatur. Zweck der vorliegenden Arbeit ist es daher, dem Bergsteiger, der auf seiner Dolomitenfahrt den Schlern einbeziehen will, einen umfassenden Überblick über dieses mächtige Dolomitenriff zu geben.

Die Abschnitte über Geologie, Flora, Fauna, Prähistorisches, Volkskunde und Sagen stützen sich auf die grundlegenden Arbeiten von Fachgelehrten; ich habe Beobachtungen aus eigener Erfahrung beigesteuert, wo solche das Gesamtbild abrunden können. Da sich dieser allgemeine Teil jedoch auf sekundäre Literatur stützt, habe ich ihn bewußt kurz gehalten.

Das Hauptgewicht dieser Arbeit liegt auf dem Abschnitt "Touristik". Diesbezüglich gilt es, manches Fehlurteil zu zerstreuen, so etwa, wenn es heißt, der Schlern sei "nichts für den Kletterer". Ich werde nachweisen, daß er Anstiege vom I. bis zum VI. Schwierigkeitsgrad aufweist und daß er in der 1904 von Wolf von Glanvell eröffneten Nordwandroute der Santnerspitze einen der schönsten Anstiege in den Dolomiten überhaupt besitzt.

Ebenso sollen die zahlreichen Wanderwege charakterisiert und in ihrem Verlauf skizziert werden; schließlich gibt es im Schlerngebiet auch noch ungelöste Probleme, von denen ebenfalls die Rede sein wird.

Der Schlern steht symbolisch für die Landschaft der Dolomiten, für die Landschaft Südtirols. Er ist ein Berg der Gegensätze, der die urweltliche Kraft seines massiven Rückens mit den schlanken Türmen von Santner- und Euringerspitze zu vereinen weiß; er hat mauerglatte Wände, nach deren Bezwingung man unmittelbar in blühende Almwiesen aussteigen kann. Er wurzelt in tiefgrünen Wäldern und steht mit grauen, wilden Wänden über einer lieblichen Mittelgebirgsflur. Düster und hell, Wildnis und zarte Schönheit, erdfeste Schwere und gelöstes Spiel der Formen stehen sich unmittelbar gegenüber; in schattigen Schluchten liegt manchmal im Juli noch Schnee, aber zu Füßen des Schlerns rauschen die Edelkastanien, und im Völser Ried trägt die Rebe erste Frucht. So ist der Schlern zum Symbol Südtirols geworden.

Geologie

Der im Jahr 1967 verstorbene verdienstvolle Gelehrte Raimund von Klebelsberg hat den Schlern schon 1920 als "Geologisches Musterstück" bezeichnet und darüber ausführlich in einem Aufsatz gehandelt, der im I. Jahrgang der Südtiroler Zeitschrift für Volks- und Heimatkunde erschien, die sich nach dem Wahrzeichen des Landes "Der Schlern" nannte und nennt². Klebelsberg, einer der Mitbegründer dieser Zeitschrift, war der Gegend in mehr als einer Hinsicht verbunden³; noch in den letzten Jahren

seines Lebens weilte er — schon von schwerer Krankheit gezeichnet — in Völs am Schlern zum Sommeraufenthalt.

Es ist nun — wie bereits in der Vorbemerkung erwähnt — nicht Absicht dieser Arbeit, an dieser Stelle die Forschungsergebnisse der Fachleute zu wiederholen, sondern der Verfasser ist lediglich bemüht, auf Besonderheiten und diesbezügliche Literatur hinzuweisen. Für den Geologen liegt die Bedeutung des Schlerns zweifellos darin, daß dieser Berg - gleich einem weit aufgeschlagenen Lehrbuch der Natur - Zugang zu den verschiedensten Entwicklungsstufen der Gesteinsbildung bietet. Der geologisch interessierte Bergsteiger wird im Bereich des Schlerns (so unter anderem in der berühmten "Frommer Lahn", im Gebiet Tschapit-Frötschenbach usw.) noch immer schöne Mineralienfunde tätigen können, wenngleich die Gegend schon als reichlich ausgebeutet bezeichnet werden muß; immerhin hat das Unwetter vom Herbst 1966 wiederum so manche Veränderung durch Murbrüche und Abrutschungen geschaffen. In diesem Zusammenhang sei auf eine weitere Arbeit Klebelsbergs verwiesen, die den Titel "Das Schlern-Stadium"4 trägt und den späteiszeitlichen Gletscherstand behandelt. In dieser und in anderen Arbeiten Klebelsbergs tritt wiederholt ein Faktum zutage, dem in dieser Monographie Rechnung getragen werden soll: Klebelsberg stellt fest, daß die Vegetation einst wesentlich höher reichte, als dies heute der Fall ist, und zwar einmal - wie Kohlenschmitzen östlich des Schlernhauses⁵ verraten — in geologisch jüngster Vergangenheit, und zum andern in urgeschichtlichen Zeiten noch "ein paar hundert Meter höher"s als heute. Diese Tatsache hat für die Kapitel "Flora", "Prähistorisches" und "Sagen" im Rahmen unserer Arbeit Bedeutung.

Flora

Was vor allem für die Seiser Alm gilt, bezieht sich in wesentlichen Teilen auch auf den Schlern: die Flora des Gebietes ist weltberühmt und im alpinen Bereich des Schlerns noch weitgehend unversehrt, was man von der Seiser Alm leider ganz und gar nicht sagen kann; seit diese vielleicht schönste Alm Europas verbaut und mit einem Netz von rücksichtslos in die Wiesen geschnittenen Autopisten durchzogen wurde, hat die Flora stark gelitten.

Wer die spezielle Flora des Gebietes kennenlernen will, wird zur Einführung in diese Tätigkeit mit großem Gewinn die zusammenfassende Arbeit des Innsbrucker Botanikers Univ.-Prof. Dr. H. Gams benützen1. Man erfährt daraus, daß mehrere Generationen namhafter Botaniker dieses Gebiet in ihre Studien einbezogen haben, beginnend um 1820 mit Eschenlohr bis herauf zu Gams selbst, den wir heute als den besten wissenschaftlichen Kenner des Gebietes ansprechen können. Seine Definition der Gründe für den weltberühmten Reichtum der Dolomitenflora und im besonderen auch der Schlernflora sei hier — kurz zusammengefaßt — wiedergegeben. Da ist zunächst die "große, auch für das Landschaftsbild bestimmende Mannigfaltigkeit der Gesteine: Verhältnismäßig kalkarme Melaphyre, Augitporphyrtuffe und ebenfalls rasch versauernde Raibler Mergel neben Dolomit und Kalk verschiedenen Alters"2. Zweitens sind es vor allem die mächtigen Wände des Schlerndolomits gewesen, die das Eisstromnetz überragten und durch ihren zwischeneiszeitlichen Krummholzbestand verschiedenen Fels- und Geröllpflanzen Zuflucht geboten haben. Schließlich hatte die zentralalpine Lage der Dolomiten ein "verhältnismäßig niederschlags- und besonders schneearmes Kontinentalklima zur Folge und erklärte die auffallende Tatsache, daß ... um den Schlern viele südliche Arten ihre Nordgrenze, nordische ihre Südgrenze erreichen und viele ostalpine Arten nahe ihrer Westgrenze und westalpine nahe ihrer Ostgrenze sind3."

Hervorgehoben seien an dieser Stelle zwei Bergblumen, die dem Kenner des Schlerngebietes bald liebe Freunde sein werden: wir nennen hier vor allem Armeria alpina, die nach unserem Berg den volkstümlichen Namen "Schlernhex" erhalten hat (vgl. nachf.

den Abschnitt "Sagen"), und dazu die besonders prachtvollen Exemplare der großköpfigen Teufelskralle (Phyteuma comosum), die in Felsritzen vor allem am schwer zugänglichen Sockel der Santerspitze, oberhalb Bad Ratzes, ihren Standort hat; ich nenne diesen Platz unbedenklich, denn er ist — wie schon gesagt — sehr schwer zugänglich, und außerdem blüht diese edle Blume ohnehin hoch im Fels, in schmalen Ritzen, oft an Überhängen und dem Zugriff des Menschen vielfach absolut entzogen, dergestalt ihrem felsigen Standort nach viel edler als das vielgerühmte Edelweiß, das auf der Schlernhochfläche oben auf den Wiesen von Kühen und Menschen abgerupft wird. Auf weitere Einzelheiten der Schlernflora — wie Gams sie ausdrücklich nennt — einzugehen, ist hier nicht der Platz. In der oben genannten Arbeit findet sich ein ausführliches Literaturverzeichnis zum Thema für den, der sich die Blumenpracht des Südtiroler Hausberges erwandern will.

Fauna

Die Fauna des Schlerngebietes weist im Vergleich zum übrigen Dolomitenraum keine wesentlichen Besonderheiten auf. Der im letzten Weltkrieg fast völlig vernichtete Bestand an Gemsen wurde durch liebevolle Hege der einheimischen Jägerschaft wieder auf erfreulichen Stand gebracht. Die schönsten Rudel lassen sich vor allem vom Zirmwaldsteig (siehe "Wanderwege") aus im Bereich von Hammerwand und Tschafatsch beobachten; es sind dies die vom eigentlichen Schlernmassiv abgetrennten bewaldeten Höhenrücken im Süden. Aber auch am Schlern selbst kann man Gemsen beobachten, vor allem an klaren Frühjahrstagen mit freiem Auge etwa vom Völser Weiher aus; die Tiere heben sich als dunkle Punkte vom Schnee gegen den Himmel ab. Der Bergsteiger wird den Gemsen nahe kommen, wenn er Anstiege in den latschendurchwachsenen Südwesthängen des Massivs begeht. Als ich hier im Jahre 1965 mit dem in Sankt Konstantin am Schlern wohnenden Dichter und Maler Hubert Mumelter den sogenannten "Tschurtschenthalerweg" beging, riß uns eine nach unten flüchtende Gemse fast aus dem Stand; das Tier hatte sich in unserem Seil verfangen, beschrieb regelrecht einen "Salto mortale" und brauste weiter zutal.

Das Murmeltier ist äußerst selten geworden, kommt aber vor. Auf allen Schlernwegen kann man der gewöhnlichen Kreuzotter begegnen; ihre schwarze Abart, die sogenannte "Höllenotter" (var. prester) wurde von mir vor allem auf dem sogenannten "Schäufelesteig" (siehe "Wanderwege") angetroffen. Die Schildviper (Vipera aspis) ist im Fassatal beheimatet und verirrt sich wohl nur gelegentlich ins Schlerngebiet.

Gegen Tschafatsch horstet noch der Steinadler; der Völser Aufsichtsjäger erzählte mir im Sommer 1964, daß ihm ein Adler nächst der Sesselalm seinen Jagdhund (einen bayrischen Gebirgsschweißhund) gerissen habe; auf das klägliche Winseln des Hundes sei er aus der Hütte gerannt und habe den Hund in den Fängen des Adlers gesehen, der ihn dann fallengelassen habe; das Tier schien äußerlich nur durch die Fänge verletzt, hatte aber an der Schädeldecke ein kleines, kreisrundes Loch, den Fangstoß.

Prähistorisches, Sagen

Das dem Schlern vorgelagerte Mittelgebirge von Völs, Seis und Kastelruth ist reich an prähistorischen Siedlungen, was durch zahlreiche Funde (so vor allem auf dem Hügel Sankt Peter am Bühel in Völs) bestätigt wird. Es scheint, daß ein uralter Verbindungsweg bestand, der vom Fassatal über den Karerpaß führte, den dunklen Wald des "Niger" durchschnitt, Tiers berührte und dann am Fuß des Schlerns weiter gegen Norden zog bis Kastelruth und von dort die alte Verbindung weiter nach Gröden.

Dieser Höhenweg muß höher am Hang geführt haben als die heutigen entsprechenden Straßen; dafür mag sprechen, daß der schönste Fund der Gegend, das sogenannte "Hauensteiner Schwert", nahe dem Fuß der Felsen getätigt wurde, und zwar dort, wo die den sogenannten "Muli" vom Jungschlern trennende Wolfsschlucht mündet. Die prächtige bronzezeitliche Waffe wird heute im Bozner Museum gezeigt; eine Beschreibung des Fundes und der Fundstelle gibt ausführlich Georg Innerebner in der Zeitschrift "Der Schlern". Doch nicht der Fuß des Berges allein trägt reiche Spuren aus "rätischer" Zeit. Im Jahre 1945 war den Bozner Heimatkundlern Luis Oberrauch, Viktor Malfér, Georg und Herta Innerebner ein wahrhaft aufsehenerregender Fund beschieden: Grabungen auf dem Burgstall (2510 m) und am Nordwesthang der dem Schlern benachbarten Roterdspitze (2655 m) brachten Gefäßscherben vom Laugener Typus (späteisenzeitlich), eine Silexpfeilspitze und eine frühlatènezeitliche Fibel zutage. Außerdem fand sich auch eine Münze des römischen Kaisers Valens (364 bis 378 n. Chr.), die den Fund erst recht rätselhaft machte. Es fehlte demnach auch nicht an Deutungsversuchen; man sprach von einer Kultstätte auf dem Burgstall und von ausgedehnter Almwirtschaft auf der Schlernhochfläche, Adrian Egger spricht geradezu von einem Mons sacer, einem "Heiligen Berg"². Zur römischen Münze wird bemerkt, daß sie durchaus auf das sogenannte retardierende Moment hinweisen könne, das in den Alpen ja häufig sei; so nimmt ein Teil der Forscher an, daß im 4. nachchristlichen Jahrhundert in dieser abgelegenen Gegend die eisenzeitlichen Geräte noch durchaus in Verwendung standen. Piero Leonardi (Universität Ferrara) hingegen will die Münze nicht als zeitbestimmend anerkennen3, während Leonhard Franz (Universität Innsbruck) nur von Hochweidewirtschaft wissen will und die Kultstättentheorie ablehnt4.

Es ist hier nun nicht der Platz, auf den Gelehrtenstreit näher einzugehen. Wichtiger erscheint die Tatsache, daß in allerjüngster Zeit wiederum bedeutende Scherbenfunde von Hirten und Touristen getätigt wurden; dieses unsachgemäße Suchen und Graben ist vor allem durch den Unfug heraufbeschworen worden, daß eine Touristenkarte des Gebietes eine der Fundstellen ausdrücklich bezeichnet⁵; es sei in diesem Zusammenhang ausdrücklich darauf hingewiesen, daß unbefugtes Graben an diesen Stellen polizeilich verboten ist.

In diese frühe Zeit reichen die altladinischen Sagen, deren einige vor allem die Seiser Alm, andere aber auch den Schlern einbeziehen. Der 1966 verstorbene verdienstvolle Forscher Karl Felix Wolff hat diese Reste sorgsam gesammelt und teilweise rekonstruiert wiedergegeben⁸; in zwei dieser alten Sagen ("Die verheißene Zeit" und "Eisenhand") hat Wolff die im Volk weiterlebende Einnerung an den spätmittelalterlichen Dichter Oswald von Wolkenstein verwoben, der einen guten Teil seines Lebens in der wilden Felsenfeste Hauenstein verbrachte, die sich trutzig auf einem riesigen Felsblock heute noch als Ruine erhebt; es scheint, daß der Burgfelsen in urvordenklichen Zeiten aus der Nordwand der Santnerspitze gebrochen und in den Seiser Forst gestürzt ist. Hauenstein ist auf angenehmen Waldwegen von Völs, Seis oder Bad Ratzes aus zu erreichen, und niemand wird den Besuch des überaus stimmungsvollen Platzes bereuen. Der bedeutendste Südtiroler Dichter der Gegenwart, Hubert Mumelter, hat der eigenartigen und schillernden Gestalt des Wolkensteiners und der Geschichte seiner unglücklichen Liebe in dem Roman "Zwei ohne Gnade" ein großartiges literarisches Denkmal gesetzt.

Die neuere Zeit hat zahlreiche Hexen und Teufel auf dem Schlern angesiedelt, so daß verbürgt ist, daß die Kastelruther zur Santnerspitze noch vor hundert Jahren "Teufelsspitz" sagten, während die Völser Santner und Euringer (sie sehen im Gegensatz zu den Kastelruthern beide Spitzen) "Paarlspitzen" nannten. Die Benennungen "Santnerspitze" und "Euringerspitze" sind touristisch und beziehen sich auf die Erstersteiger (1880 bzw. 1884).

"Die Schlernhexen" jedoch sind Salige, die damals gelacht und gespottet haben, als der kleine König Laurin von Dietrich in die Gefangenschaft geführt wurde. Seither blühen sie als Blumen, immer noch schön, aber der Fluch des Zwergenkönigs hat bewirkt, daß sie nach der Blütezeit graue Zottelhaare tragen müssen?.

Touristik

a) Talorte, Einteilung des Schlernmassivs, Ersteigungsgeschichte

Als Stützpunkte für Schlerntouren kommen die Orte Völs, Seis und Kastelruth mit ihren zahlreichen Weilern in erster Linie in Frage; diese Orte sind heute durch eine gute Asphaltstraße (mehrmals täglich Omnibusdienst) miteinander und mit der Brennerstraße verbunden, ebenso durch die in Ausbau befindliche Straße Kastelruth—Sankt Michael auch mit Sankt Ulrich in Gröden. Ein hervorragender Ausgangspunkt für den Wanderer, der den kürzesten und wegen geringen Höhenunterschiedes mühelosesten Weg sucht, ist der südliche Teil der Seiser Alm, heute ebenfalls durch eine gute Straße mit Kastelruth/Seis verbunden. Als nahegelegener Stützpunkt ist auch das Bad Ratzes (1199 m, 3 km Autostraße ab Seis) zu nennen.

Es ist hier leider nicht der Platz, auf die zahlreichen Sehenswürdigkeiten der genannten Talorte näher einzugehen. Auskunft hierüber und über die schönen Wandermöglichkeiten in diesem als Sommerfrische bevorzugten Gebiet geben mehrere Führerwerke¹.

Das gewaltige Massiv des Schlerns ist von Nordosten, Osten und Süden relativ leicht zugänglich. Nur gegen Norden und Westen bricht der Berg steil ab, teils in wilde Felstürme (Santnerspitze, Euringerspitze) aufgegliedert, teils in geschlossener Wandflucht.

Dem höchsten Punkt, dem sogenannten "Petz" (2564 m, grobes Blockwerk aus Hauptdolomit) ist gegen Norden das scharf abgegrenzte Eck des Burgstalls (2510 m) vorgelagert, und diesem wiederum Euringer- (2397 m) und Santnerspitze (2414 m), vom Erstbegeher der letztgenannten Spitze, Johann Santner, noch "Großer und kleiner Schlernzacken" genannt.

Die Gruppe Burgstall, Santner und Euringer ist durch die tiefe Seiser Klamm vom Hauptmassiv abgetrennt. Diese Klamm ist — mühsam — gangbar und wurde auch schon mit Firngleitern befahren. Es folgt gegen Westen die selbständige Kuppe des "Mull", auch "Gabels" oder "Gavel" (2394 m) genannt. Er ist durch die bereits genannte Wolfsschlucht von dem wiederum westlich ansetzenden "Jungschlern" (2292 m) abgetrennt. Dieser Jungschlern verliert nun gegen Süden an Höhe (die typisch geschwungene Schulter der Silhouette) bis zur Schlernschlucht, die den sogenannten Hammerzug (2186 m) mit vorgelagertem Tschafon (1834 m, privates Schutzhaus, berühmter Aussichtspunkt) gegen Süden abgrenzt. Dieser vorgelagerte Zug gehört ebenso wie Tiers und Weißlahnbad als sekundäre Ausgangspunkte für Schlerntouren nicht mehr zum eigentlichen Schlernmassiv.

Über die Ersteigungsgeschichte ist das Wesentliche schon im Abschnitt "Prähistorisches" gesagt worden; die Funde ergeben in Zusammenhang mit der früher günstiger verlaufenen Klimagrenze die Sicherheit, daß unser Berg schon sehr früh von Hirten und Jägern erreicht wurde. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der Schlern die am höchsten liegenden Spuren des Urzeitmenschen im ganzen Lande zeigt.

Die latschendurchwachsene Südwest- und Südflanke ist, zusammen mit dem Hammerzug, ein altes Jagdrevier, eine Hochburg der Gemsjagd und als solche auch schon früh

von Jägern erkundet.

Viel jünger ist die touristische Entwicklung an den Türmen und Wänden; hier steht der beispiellose Alleingang Johann Santners auf den "Großen Schlernzacken" am Anfang, eine alpine Großtat im fernen Jahre 1880. Immerhin ist die moderne alpine Entwicklung am Schlern heute noch nicht hundert Jahre alt.

Über Daten und Ersteiger der übrigen Routen wird jeweils an Ort und Stelle der Beschreibung eine kurze Notiz gesetzt.

b) Wanderwege

Hermann Delago hat sie in seinem unerreichten Standardwerk "Dolomiten-Wanderbuch" eingehend geschildert, so daß sich die vorliegende Abhandlung darauf beschränken kann, Besonderheiten und Änderungen der letzten Zeit hervorzuheben. In diesem Zusammenhang sei in erster Linie der Weg erwähnt, der heute am häufigsten begangen wird und außerdem eine gute Überschreitungsmöglichkeit ergibt. Man fährt bis zum Endpunkt der Seiser-Alm-Straße, benützt von dort ausgehend Weg 10 in südlicher Richtung über die Alm und sieht bereits vor sich in der Südostflanke des Schlerns die Serpentinen des sogenannten Touristensteiges (so nach Sektion Bozen des Touristenklubs, die den Weg 1884/85 erbaute). Weg 10 quert den wegen seiner Fundstellen bekannten Tschapitbach und den Frötschbach und vereinigt sich im sogenannten Ochsenwald mit dem von Bad Ratzes über das Schutzhaus "Schlernbödele" heraufkommenden Touristensteig (Gehzeit Seiser Alm bis Schlernhaus 3 Stunden, Höhenunterschied etwa 700 Meter, mit etwas Steigungsverlust in Tschapit).

Länger, aber sehr schön, ist der Touristensteig in seinem ganzen Verlauf von Ratzes bis zum Schlernhaus (Nr. 1, 4 Stunden, HU 1250 m); durch das Unwetter 1966 völlig ungangbar gemacht und nicht wiederhergestellt ist die beliebte Variante von Bad Ratzes über die Proßlinerschwaige. (Werfener Schichten, Unterer Muschelkalk, Sarldolomit, Augitporphyrlaven, Wengener und Cassianer Schichten — nach Delago.)

Nicht als eigentlicher Schlernweg, sondern mehr als beliebter Übergang ins Rosengartengebiet ist der Steig anzusehen, der von der Schutzhütte Tierser Alpl an der Roterdspitz vorbei zu den Schlernhäusern führt (Nr. 34, 2 Stunden, HU unbedeutend).

Zu Unrecht sehr wenig begangen werden die Wege, die vom Tschamintal (Ausgangspunkt Weißlahnbad) aus in den oberen Teil der Schlernschlucht und weiter zum Schlern führen. Von ihnen ist nur der Weg durch die "Bärenfalle" markiert, ein etwas mühsamer Anstieg (4½ Stunden, Nr. 2, HU etwa 1200 m), während die Wege durch das Jungbrunnental, den Pletschengraben und durch das Bärenloch nur erfahrenen Bergsteigern anzuraten sind. Die Steige sind kaum instand gehalten und nicht ungefährlich.

Wir kommen nun zum Völser Schlernweg, der im Mittelstück die Schlernschlucht benützt. Als wichtiger Zugang zu den Almen dürfte er sehr alt sein; da und dort findet sich ein starker Unterbau aus gewaltigen Steinplatten, in denen Fahrrillen sichtbar sind. Der Weg geht von Völs aus, berührt den idyllischen Völser Weiher (zwei Gasthäuser, günstiger Stützpunkt für Schlerntouren von dieser Seite!), erreicht die Tuffalm, auch Tufalm (nicht "Duft", wie die Karten fälschlich schreiben) und biegt beim Wegkreuz "Peter Frag" in die Schlucht (ab hier Schlerndolomit); der Weg führt hier als Prügelweg teilweise in der ganzen Breite über dem Schlernbach, in romantischer Szenerie; er ist durch das Unwetter von 1966 auch schwer heimgesucht worden, so daß man die Schlucht auf dem (unmarkierten) Zirmwaldsteig (im Aufstiegssinn) rechts umgehen kann. Beide Wege erreichen bald die Sesselschwaige, und von hier windet sich der breite Almweg über die sanfter geneigte Südflanke (Raibler Schichten) zu den Schlernhäusern. (Nr. 1, 41/2 Stunden ab Völser Weiher, HU 2b hier bis Schlernhaus etwa 1400 Meter; der Teil zwischen Völser Weiher und Schlernschlucht im Sommer sehr heiß.) Auf diesem Weg wird auch das Schlernheu nach Völs gebracht, wo noch die uralte Praktik des "Heubadens" ausgeübt wird. Man wird in frisches, gärendes Heu der Hochalmen eingegraben, wobei Temperaturen bis zu 60 und mehr Grad erreicht werden. Bauern und Städter schwören auf diesen Jungbrunnen, der von den Bergheuern schon in ältester Zeit benützt wurde, wenn sie nach harter Arbeit Erfrischung suchten. Die Bäder, die heute in einer eigenen Anstalt genommen werden können, sind heilsam gegen Rheuma, Ischias, Kreislaufstörungen und bringen Entschlackung.

Sehr steil, aber früh schneefrei, ist der von "Peter Frag" (petra fracta?) direkt emporführende "Schäufelesteig", der als Abkürzung des Almweges zu werten und vor allem im Abstieg zu empfehlen ist. Der Name ist bis heute ungeklärt; es dürfte sich auch hier um einen "alten" Schlernweg handelt. (Nr. 2, 2 Stunden ab "Peter Frag", HU ab hier ctwa 800 Meter).

Damit sind die wichtigsten Wanderwege genannt; natürlich lassen sich zahlreiche Jägersteige finden oder auch relativ leichte Durchstiege in der Südwestflanke des Jungschlerns.

c) Vom I. bis zum VI. Grad

Der Schlern hat als wahrer "Mons idealis" alles zur Verfügung, was des Bergsteigers Herz höher schlagen läßt. Die Tatsache jedoch, daß der Berg von drei Seiten her leicht, ja von der Seiser Alm aus geradezu bequem erreicht werden kann, hat ihn nie in den verdienten Ruf eines idealen Kletterberges kommen lassen. Dazu mag noch kommen, daß die Routen durch die Westwände von Mull und Jungschlern in einer mit Recht gefürchteten Latschenzone ansetzen, die von vornherein die an sich schönen Felswege auf einen kleinen Kreis von Schlernfreunden beschränkten.

Wie bereits mehrfach erwähnt, setzt die neuere Erschließung mit dem wagemutigen Alleingang Santners auf den "Großen Schlernzacken" ein (2. Juli 1880). Santner vermutete und fand sie schwache Seite des unerhört kühnen Turmes an dessen Ostflanke, die er in fünfstündiger Kletterei, teilweise in Strümpfen und barfuß, bewältigte. Auf dem gleichen Weg, der — mit Varianten — heute noch durchweg zum Abstieg gewählt wird, kehrte er noch am selben Tag nach Bad Ratzes zurück. Die Schilderung dieser seiner größten alpinen Tat wird immer ein Dokument bleiben.

Vierundzwanzig Jahre später kam der große Wolf von Glanvell mit Domenigg und legte eine ideale Route quer durch die Nordwand, immer einem Rinnensystem folgend, bis zur Schulter und von dort über die scharfe Kante zum Gipfel. Diese Route ist bis auf den heutigen Tag die schönste und sinnvollste Route im Schlerngebiet und steht würdig neben den schönsten Dolomitentouren überhaupt. Ja, was den direkten Tiefblick auf Wälder, Felder und Dörfer anlangt, wird sie vielleicht von keiner anderen Felsfahrt übertroffen. Die Schwierigkeit der Fahrt wird heute noch mit III bis IV angegeben³.

Hatte das Jahr 1904 die ideale Wand- und Kantenroute gebracht, so sollte schon 1907 der erste Versuch zur "Direttissima" erfolgen. In Gipfelfallinie stiegen G. Haupt, P. Mayr, F. Forcher-Mayr und H. Grießer in die Nordwand ein und kamen durch einen überaus schwierigen Kamin auf Glanvells Weg (Mayr-Kamin). Hier ließ sich der Weg in der Direkten nicht fortsetzen. Das Problem dieser Fortsetzung wurde erst 1951 durch die Seilschaft E. Kaserer-L. Brunner gelöst (Mayr-Kamin IV, Fortsetzung V).

Diesen schönen und logischen Wegführungen gegenüber verblassen andere Führen, so die "Direttissima" durch die Nordwand zur Kante (E. Abram und M. Mayr, 1954, VI, kaum wiederholt).

Die Westwand erhielt 1920 eine Route IV. Grades (T. Hocke, H. Plattner und T. Mellacher), die 1956 idealer und direkt geführt wurde (E. Abram, M. Koch und J. Oberrauch, V bis VI).

Der Euringer, der vom Weg zum "Schlernbödele" aus gesehen wie eine zweite Guglia wirkt, lockte auch schon früh und mußte sich 1884 der Seilschaft G. Euringer mit B. Bernard beugen. Diese Südwandroute (III) wird heute meist zum Abstieg benützt, wenn man, vom Santner kommend, die Westwand im Aufstieg gemacht hat (III, G. Pemsel, G. Schultze und A. Ziangiacomi, 1894). Zu erwähnen ist noch die Nordwand (IV, H. Agostini, F. Springer, 1928) und die Ostwand (IV, G. Malfertheiner und R. Amich, 1923). Neuesten Datums ist die direkte Ostwandverschneidung (VI, Abram, R. Ohler, 1961), die dem Euringer nun auch seine "extreme" Route gebracht hat.

Der Burgstall als Teil des eigentlichen Schlernmassivs hat in seiner Nordostkante eine großartige Führe, die an Schönheit mit dem Weg Glanvells wetteifern kann, diese an Schwierigkeit jedoch übertrifft (IV bis V, H. Waldner und R. Wairinger, 1922). Weniger bedeutend ist daneben die selten begangene Nordwand (IV, R. Melchiori und H. Tomasi, 1924) und ebenso die direkte Ostwand.

Ein sehr beliebter Anstieg zur Schlernhochfläche ist die Durchquerung der Burgstall-Ostwand auf einem durch die Wand zichenden Band, das nahezu parallel zum tiefer verlaufenden und leichteren Gamsband (Abstieg!) eingeschnitten ist. Das Band wurde schon 1910 erstmals begangen (J. Reinstaller, H. Tomasi), geriet jedoch völlig in Vergessenheit und wurde vom damaligen Präsidenten der Sektion Bozen, Dr. Viktor Perathoner, zusammen mit J. Rampold 1957 als vermeintliche Erstbegehung wiederentdeckt. Das Band (II, eine Stelle III) wird seither häufig begangen und darf einer der schönsten Schlernanstiege genannt werden.

Auch der Mull hat seine Routen, so die Westwand (G. Langes, K. Thurnher, 1931, III), eine interessante Tour, die weitgehend eine große Verschneidung benützt. Links davon eröffnete E. Abram mit M. Mayr eine "Direttissima" (VI, 1955), die wenig wiederholt wird. Auch aus der Seiser Schlucht kann der Mull erstiegen werden.

Ein ungelöstes Problem ist die Wolfsschlucht, die tief zwischen Mull und Jungschlern eingerissen ist. Versuche von unten scheiterten an riesigen, glattgescheuerten Felsstufen; Versuche, die Schlucht von oben her mit Stahlseilgeräten zu erkunden, wurden wieder abgebrochen.

Bleibt noch der Jungschlern, dessen Nordkante (P. Mayr, F. Hofer, 1908, III) durch ein wüstes Latschengewirr erkämpft werden muß. In der Westwand rechts davon gibt es einige sehr schwierige Routen, über die jedoch kaum Beschreibungen vorliegen. Brüchig und gefährlich ist der sogenannte "Perathoner-Pfeiler" (= W-Pfeiler), der durch H. Schenk und V. Perathoner 1940 erstmals erstiegen wurde (IV bis V). Rechts davon, durch eine Depression abgetrennt, verläuft eine dreieckige Rippe, über die von rechts unten nach links oben ein Gamswechsel führt, der sogenannte "Tschurtschenthaler-Steig" (= Westgrat, II, erste touristische Begehung 1905, wohl schon früher den Gemsjägern bekannt); dieser etwas verwickelte aber sehr beliebte Anstieg wird relativ häufig begangen.

Man sieht, der Schlern ist ein Kletterparadies, das vor allem an der Westflanke des Burgstalls (aus der Seiser Schlucht) im Bereich des sogenannten "Schlernkindes" noch einige ungelöste Felsprobleme hat.

Als Schiberg kann der Schlern nicht bezeichnet werden, wenn auch zuweilen über den Touristensteig zur Seiser Alm abgefahren wird, oder auch die gefährliche, im oberen Teil sehr steile (abklettern!) Seiser Schlucht mit Firngleitern befahren werden kann.

d) Schutzhütten

Die 1869 gegründete Schtion Bozen des szt. Deutschen Alpenvereins ging schon im Jahre 1885 daran, sich ein eigenes Bergsteigerheim zu schaffen; es ist überraschend, daß ausgerechnet ein so scharfer Felsgeher wie Johann Santner für den "zahmen" Platz auf dem Schlern plädierte. Der Platz (auf 2457 m) ist nicht gut gewählt, da eine unterirdische Wasserader schwere Schäden anrichtete, die heute noch die Sorge des Schlernhauspächters sind. Die ursprüngliche kleine Hütte wurde 1897 erweitert und durch Ankauf eines bereits bestehenden Gasthauses zu den sogenannten "Schlernhäusern" vergrößert; damit begann die eigentliche Glanzzeit, die dann vor allem durch die Person des "Schlernvaters" Josef (genannt "Jörgl") Mahlknecht gekennzeichnet ist, der das Haus von 1903 bis zur Enteignung 1923 betreute. Über das Schicksal des Schlernhauses und der übrigen Alpenvereinshütten in Südtirol berichtet Paul Mayr in "Die Enteignung der Alpenvereinshütten 1923", Bozen 1966; eine Neuregelung beziehungsweise Entschädigung für den Hüttenbesitz ist derzeit im Stadium der positiven Diskussion; es zeichnet sich von seiten der italienischen Regierung eine gewisse Tendenz dazu ab, das Unrecht von 1923 wiedergutzumachen.

Bis 1965 wurde das Schlernhaus von der Familie Micheluzzi aus Canazei betreut; als die Pacht frei wurde, hat zu allgemeiner Zufriedenheit ein aus Völs am Schlern gebürtiger Bergführer, Hubert Zorzi, das Haus vom Club Alpino Italiano übernommen. Der Besuch steigt ständig, und es ist bei Anhalten dieser Steigerung damit zu rechnen, daß die Rekordjahre vor dem ersten Weltkrieg (an die 4000 Übernachtungen) wieder einmal erreicht werden.

Als Ersatz für das enteignete Schlernhaus und als Basis für die schönsten Klettertouren im Schlerngebiet hat die Sektion Bozen des Südtiroler Alpenvereins im Jahre 1960 auf der idyllisch gelegenen Alp "Schlernbödele" ein bescheidenes Schutzhaus errichtet. Die einfach bewirtschaftete Hütte wird von Ratzes über den Touristensteig (= Nr. 1) in 1 Stunde erreicht, liegt auf 1726 Meter und hat 20 Schlafplätze. Im Bereich der Hütte steht eine Gedenkkapelle für die an Santner, Euringer und Burgstall abgestürzten Bergsteiger.

Schlußwort

Wenn es gelungen ist, durch die vorliegende Abhandlung innerhalb der deutschen Bergsteigerschaft Interesse für den Schlern zu erwecken, ist der Zweck der Arbeit in schönster Weise erfüllt. Es ging mir darum, diesen vielseitigen Berg in das rechte Licht zu rücken, Halbvergessenes wiederzubeleben und die allerneueste Entwicklung zu beleuchten.

Ein gütiges Schicksal hat dem Schlern die Seilbahn erspart, mit der man ihn entzaubern wollte. Noch immer ist er eine endlose Weite, noch immer birgt er Geheimnisse und eine Fülle von unvergeßlichen Bildern und Blicken, hinüber zum Rosengarten, auf die Seiser Alm und hinunter zu den spielzeugkleinen Dörfern und Kirchen des Mittelgebirges. Man kann heute noch erleben, was der Maler Friedrich Wasmann empfand, als er 1840 eine "Reise auf den Schlern" unternahm: "... unten lag die Gegend im schönsten Sonnenglanz, und zwischen den beiden ungeheuren Felskegeln schimmerten in der Ferne lichte Häuser. Die Gestalt eines Hirten, der auf einer Anhöhe riesengroß gegen die helle Luft erschien, verschwand wieder hinter Klippen. Mir ward unheimlich zumute, so einsam über die kreideweißen, nur zuweilen mit rötlichem Gestein vermischten Felsentrümmer zu klettern ..."

LITERATURANGABEN

Geologie

- 1 "Der Schlern", Bozen, Ig. 1920, S. 225.
- ² "Der Schlern", Illustr. Hefte für Heimat- und Volkskunde, Jg. I, Bozen 1920 Jg. XLI, Bozen 1967.
- ³ Vgl. hiezu auch Klebelsberg, Geologischer Führer durch die Südtiroler Dolomiten, Berlin 1928.
 ⁴ "Der Schlern", Jg. 1951, S. 298.
- ⁵ Ebd. Jg. 1920, S. 229.
- 6 Ebd. Jg. 1951, S. 298.

Flora:

- ¹ "Aus der Pflanzenwelt des Schlerns und der Seiser Alm", in "Der Schlern", Jg. 1951, S. 301 ff.
- ² Ebd. S. 302.
- ³ Ebd. S. 302.

Prähistorisches, Sagen:

- 1 "Der Schlern", Jg. 1951, S. 330.
- ² In "Die Schlernfunde von 1945 und ihr Echo in der Fachwelt" von Karl M. Mayr, in "Der Schlern", Jg. 1951, S. 338.

- ^a Piero Leonardi, Stazioni preistoriche sullo Sciliar nelle Dolomiti, in der Monatsschrift SAT Nr. 21, Jg. 1948, Trient.
- Leonhard Franz, Aus dem vorgeschichtlichen Kulturleben in den Alpen, in Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins 1949, S. 122 f.
- ⁵ Kompaß-Wanderkarte, Bl. 54 (Bozen, Grödner Tal, Rosengarten), 1:50.000, Starnberg am See, o. J.
- 6 Karl Felix Wolff, Dolomitensagen, Innsbruck 1961.
- F. S. Weber, Laurins Rosengarten, Bozen o. J. (nach 1920).

Touristik/Talorte:

Hermann Delago, Dolomitenwanderbuch, Innsbruck 1967 (9. Aufl.).
 Josef Rampold, Südtiroler Wanderbuch, Innsbruck 1966 (2. Aufl.).
 Hans Kiene, Bozner Wanderführer, Bozen (Selbstverlag des Alpenvereins) 1966.

Vom I. bis zum VI. Grad:

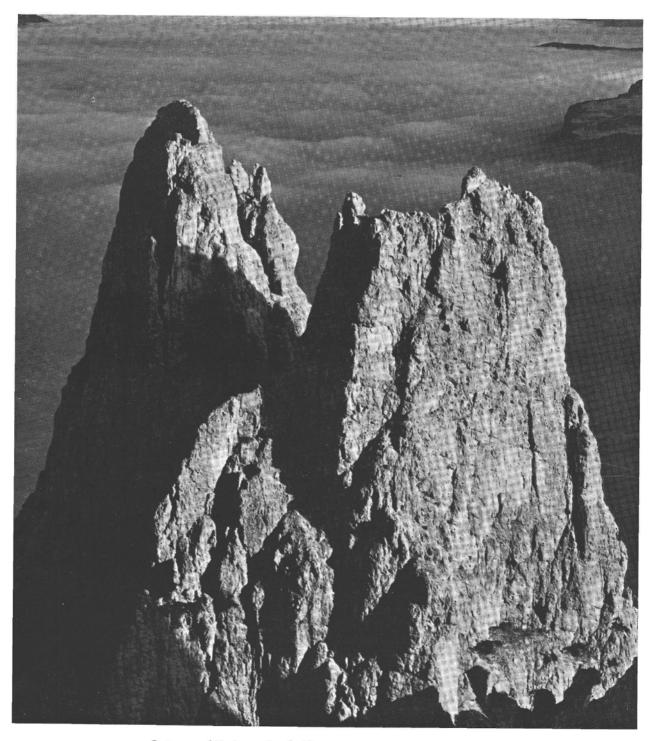
- ¹ In Neue Deutsche Alpenzeitung, 18, 12, 1880.
- ² Diese und die folgenden Schwierigkeitsbewertungen entstammen eigener Erfahrung oder richten sich nach Gunther Langes, Westliche Dolomiten (Kletterführer), München 1964.

Schlußwort:

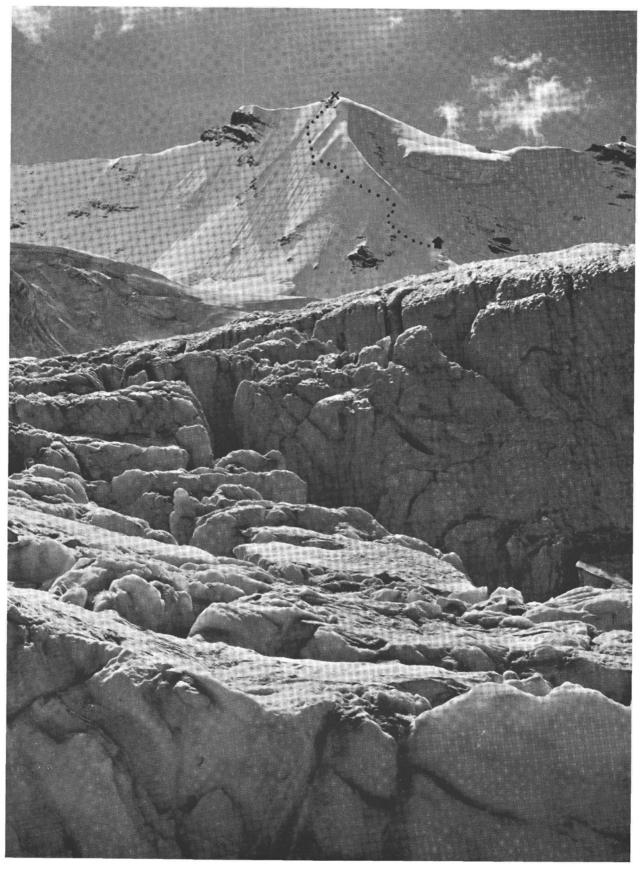
1 "Der Schlern", Jg. 1920, S. 23 ff.



SCHLERN MIT EURINGER- UND SANTNERSPITZE
Zeichnung von Oswald Ramp!



Santner- und Euringerspitze (Schlern), im Hintergrund Zillertaler Alpen (Foto: W. Fischer)



Trafoier Eiswand (Foto: Löbl/Bad Tölz)

Tafel 14

Die Trafoier Eiswand im ersten Weltkrieg

JOSEF PROCHASKA

Am 1. September 1917 geschah die wohl kühnste Tat und größte alpine Leistung des Hochgebirgskrieges im ersten Weltkrieg, die Eroberung der Trafoier Eiswand (3553 m) im Ortlergebiet. Auf dieser imposanten Eispyramide und der benachbarten Thurwieser Spitze (3648 m) hatten sich die Italiener festgesetzt und unterbrachen damit den sonst lückenlosen 10 km langen Frontabschnitt vom Ortlergipfel (3902 m) bis zum Stilfser Joch (2760 m). Hier saßen hinter unserem Rücken die italienischen Beobachter und sahen bis zum Stilfser Joch, ja bis ins Vintschgau hinein — ein Pfahl im eigenen Fleisch. Die im Vorjahr verpaßte, damals noch leicht mögliche Besetzung sollte nachgeholt werden. Allein schon der Entschluß, diese Feindstellung mittels eines Eistunnels von 1½ Kilometer Länge — aus mehreren Varianten ausgewählt — zu erobern, ist denkwürdig, viel mehr noch die Ausführung, zugleich eine tolle alpine Leistung.

Der Stolleneingang lag unter einer Felsrippe in rund 3250 Meter Höhe. In mehreren Serpentinen wand sich der Stollen steil im Eis des obersten Teiles des Trafoier Ferners, eines steilen Hängegletschers, zum Eiswandgipfel hinauf.

In mühevollster, sechsmonatelanger Handarbeit, von März bis September, mit Verwendung von Eisbeilen, in Tag- und Nachtschichten, unter Leitung des Oberleutnants Bayer, bis zum letzten Augenblick vom Feinde unbemerkt, wurde der Stollen gehauen. Dabei mußte im oberen Teil durch angebrachte Stollenfenster das Abraummaterial ins Freie hinausgeschüttet werden — bei Nachtzeit. Auch dies blieb vom Feinde unbemerkt. An der Stollenbrust arbeiteten ein bis zwei Mann in gebückter Stellung in der dünnen Hochgebirgsluft bei unzureichender Bekleidung und Ausrüstung, mit Steigeisen bewehrt, und — damals noch unbekannt — ohne Vitamin-C-Ernährung und schafften täglich eine Länge von ungefähr 10 Metern. Wie vorsichtig mußte wohl zu Werke gegangen werden, als man sich der Ausbruchstelle am Gipfel näherte! Im unteren Teil konnte der Boden einer Randkluft benützt werden; im Hochsommer gab es eisiges Schmelzwasser, welches Kleider und Schuhwerk durchnäßte, als Beleuchtung diente die stinkende Karbidlampe. All dies eine gewaltige körperliche und seelische Belastung! Mehrmals wurde der eben gehauene Stollen von schweren Eisstürzen, bedingt durch den rasch wandernden Gletscher, gefährdet.

Am 1. September 1917 in den frühen Morgenstunden war es soweit. Der schlaftrunkene italienische Gipfelposten wurde "in Empfang genommen", die feindliche Alarmleitung sofort abgeschnitten. Die Stellungsbesatzung in einer Stärke von 30 Mann war in einer Baracke 50 Meter unterhalb des Gipfels untergebracht. Sie hatte inzwischen etwas gemerkt und eilte, notdürftig bekleidet, ins Freie.

Oberleutnant Bayer, der sich mit einigen seiner kühnsten Leute über die steile Felswand abseilte — alles war vorher bestens bedacht worden —, konnte sie nach erbittertem Handgemenge und Handgranatenkampf ohne eigene Verluste überwältigen und gefangennehmen.

Aber nur drei Tage lang konnten wir uns dieses Erfolges erfreuen. Am 3. September 1917 erfolgte der Gegenangriff des Feindes mit einem Aufgebot von etwa 450 Alpini in drei Kolonnen, welche unsere Besatzung von 15 Mann trotz heldenmütigen Widerstandes unter der Führung von Leutnant Kurzbauer, eines Wieners, überwältigte. Dieser selbst, schwer verwundet, geriet mit weiteren sieben verwundeten Männern in Gefan-

genschaft, der Rest war gefallen. Nur ein einziger rettete sich durch die Flucht durch den Eistunnel. Nach drei Tagen kam ein verstörter, halb verhungerter Mann wie aus einer anderen Welt bei der Stollenbaracke zum Vorschein. Er hatte sich ohne Licht mühsam durch den Stollen hinabgetastet und erzählte den Hergang des Kampfes. Das Gegenstück dazu ist die halsbrecherische Leistung eines italienischen Alpini-Soldaten, der an einem schönen Augusttag nachmittag aus Arger darüber, weil ihm sein Urlaub verweigert worden war, kurzer Hand, nur mit einem Bergstock ausgerüstet, von der Trafoier Eiswandspitze über die 500 Meter hohe Nordflanke, den riesigen Bergschrund gleichsam fliegend überwindend, hinabraste und wie durch ein Wunder sich durch den sehr zerrissenen Gletscher und die von aufgeweichtem Schnee überdeckten Spaltenbrücken nach Trafoi hinab durchschlug, wo er sich bei den Unsrigen meldete.

Nun saßen die Italiener wieder auf der Trafoier Eiswand. Das war die Lage, als ich - seit Mitte April als Nachfolger des Hauptmanns Molterer im Frontabschnitt Madatsch - eines Tages zum Abschnittskommandanten, Oberstleutnant v. Lempruch, in Spondinig zu geheimer Besprechung gerufen wurde. Im Zuge der für Sommer 1918 angesetzten österreichischen Offensive mit Brennpunkt Tonalepaß sollten begleitende wirksame Stör- und Angriffsaktionen in den benachbarten Frontteilen unternommen werden, und dazu sei für unseren Abschnitt die Wiederholung des Unternehmens "Trafoier-Eiswand-Tunnel" in Aussicht genommen. Mit größter Beschleunigung und größtem Arbeitsaufwand ging man daran, die ehemalige Stollenbaracke für die Arbeitsmannschaft am gleichen Orte wieder zu erstellen, ganz primitiv aus Brettern, mit ebensolchem Boden und mit Dachpappe gedeckt. Mit großer Spannung machte ich mich daran, mit einem Offizier und einigen Leuten den Eingang zum ehemaligen Stollen wieder zu finden. Eine Einsenkung in der Firnwand verriet diese Stelle. Mit Eisbeilen bewehrt, machten wir den Eingang frei, und nach den ersten Metern hatte ich ein Erlebnis von besonderer Eigenartigkeit. Der Stollen war seitdem durch den bergseitigen Hangdruck verschoben, verengt und stand windschief. Das Innere war angefüllt mit unzähligen zarten, langstieligen, eiszapfenförmigen Gebilden, welche konzentrisch gegen die Stollenmitte zu gewachsen waren. Es sah sich an wie ein nach innen gestülpter Igel aus Eis, als sei der Eintritt in ein Märchenland durch feine Eisstacheln verwehrt. Beim Durchschreiten klirrte der ganze Zauber zu Boden. Nach ungefähr 50 Metern hatten wir die Firnnase umgangen und gelangten zum Bergschrund des Zirkus, des westlichen Ortlerferners. Noch nie im Leben stand ich so wirklich am Grunde eines Gletschers, eines Bergschrundes, da, wo die Oberlippe abbricht und einen mehr oder weniger schmalen Felsgürtel freigibt, eine Erscheinung, die sich Besatzungen im ewigen Eis in diesem Kriege immer wieder für Herstellung von Wegverbindungen zunutze gemacht hatten. Die Temperatur betrug Winter wie Sommer gleichmäßig minus sechs Grad.

Ich habe es nicht nötig, mein damals geführtes Kriegstagebuch aufzuschlagen, so lebendig sind die Bilder und Erlebnisse in diesem Maulwurfsgang im ewigen Eis in meiner Erinnerung.

Im besagten Bergschrund angekommen, sah ich aber sofort zu unserer großen Enttäuschung, daß vom früheren Stollen so gut wie nichts mehr vorhanden war, daß man die Arbeit von vorne beginnen müsse, denn in den vergangenen acht Monaten hatte der wandernde Gletscher die Holzleitern zermalmt, die geschlagenen Stufen abgebrochen und die Stollenwände zusammengedrückt. Es stand eine Riesenaufgabe vor uns, und mit jedem Meter des Vordringens in den kaum mehr wahrnehmbaren Minengang bewunderten wir die Leistung unserer Vorgänger mehr und mehr. Ich übernahm den ersten Turnus der Mannschaft meiner Hochgebirgskompanie (Nr. 22), machte Skizzen, Lagepläne und kontrollierte die Trasse und verweilte so viele Stunden "untertags". Ein kalter Nachwintereinbruch anfangs Juni mit Temperaturen bis minus 13 Grad verleidete uns den Aufenthalt in der Baracke, wo inzwischen die Fußbodenbretter durch die intensive Eisenofenheizung einen solchen "Schwund" bekommen hatten, daß man lustig bis zum

Gletscherboden unter uns hindurchsehen konnte. Feindeinwirkung war so gut wie gar keine, aber ein solcher "Daueralpinismus" auf 3480 Meter Höhe gestattete nur ein ununterbrochenes Verweilen von höchstens vier Wochen zur Vermeidung großer nervlicher und sonstiger körperlicher Schäden (Zähne!). Auch sonst lebten wir damals vor 50 Jahren im Altertum der alpinen Ausrüstung: Schier mit Bilgeri-Bindung, keine Anoraks, nur Zelttuchjacken ohne Kapuze, keine Pullover, keine richtige Wollwäsche, keine wasserdichten Schischuhe, Strümpfe aus Brennesselfasern und Fäustlinge ebenfalls nur aus Zelttuch. Trotzdem gab es nie Erfrierungen, besondere Erkrankungen und Ausfälle, denn es war eine gesunde, kräftige Mannschaft da, aus Mähren und Galizien, Männer, die sich freiwillig gemeldet hatten.

Die fehlgeschlagene Offensive im August 1918 am Tonalepaß und gegen Sommerende eintretende Zerfalls- und Ermüdungserscheinungen in der Wehrmacht stoppten den Stollenvorantrieb in der Trafoier Eiswand, an welchem aber doch bis zum Zusammenbruch am 3. November 1918 gearbeitet wurde. Mit Bangen und schwerer innerer Sorge hat jeder, ohne es vielleicht dem anderen merken zu lassen, dem kommenden Winter 1918/1919 — dem fünften Kriegswinter — entgegengesehen. Der Speisezettel bestand schließlich nur mehr aus Erbsen, Dörrgemüse, getrockneten Schwämmen und keinerlei Zubußen. Die beiden Seilbahnen von der Franzenshöhe an der Stilfser-Joch-Straße (2188 m) auf den Mte. Livrio (3117 m) und von hier zu uns herauf, deren Zugseile nicht stärker waren als eine bessere Packschnur, wurden von der feindlichen Artillerie immer öfter durchschossen, was tagelangen Zufuhrausfall zur Folge hatte. Als Heizmaterial wurde nur Holzkohle verwendet, und die war oft knapp. Der ganze Wohnkomfort bestand aus einer Holzbude, mit Dachpappe verkleidet oder auch nicht, welche in eine hiezu ausgehauene Eishöhle hineingestellt wurde. Man schlief auf Säcken, welche, mit Holzwolle gefüllt, wegen des Kondenswassers dauernd durchfeuchtet waren.

Am 15. Oktober 1918 traf es mich wieder zum Dienst "nach oben"; es sollten die letzten 14 Tage des Weltkrieges sein. Bei günstiger Windrichtung hörten wir den Geschützdonner aus Frankreich, wie wir in gleicher Weise am Pasubio, wenn man das Ohr platt auf das Kissen drückte, jeden schweren Artillerieeinschlag an der Isonzofront (200 Kilometer!) gehört hatten.

Gleichsam als Vorgabe auf den kommenden Winter bescherte uns der Herbst gegen Ende Oktober eine Reihe wolkenloser Tage bei klirrendem Frost bis zu minus 15 Grad, halbmeterhoher Pulverschnee bedeckte Gräben und Grate.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erstrahlten Trafoier Eiswand und Thurwieser Spitze im ganzen Farbenspektrum des verlöschenden Tages. Am 3. November 1918 — wir wußten nichts von den Vorgängen an der Piavefront — riefen die Italiener von der Trafoier Eiswand herüber, der Krieg sei zu Ende, sie marschierten bereits im Etschland vor.

Die Telephonverbindung mit dem Kommando in Spondinig und schließlich auch mit Trafoi riß ab. In der Nacht vom 3. auf den 4. November 1918 gab ich den Befehl zur Aufgabe unserer Stellung und zum Rückmarsch über den Madatschgletscher. Wie wir in stockfinsterer Nacht damals unfallfrei die schmalen Brücken über die Spalten des Madatschgletschers finden und passieren konnten, ist mir heute noch ein Rätsel.

Seitdem sind genau 50 Jahre vergangen, ein richtiger Zeitpunkt für uns "Damalige", mit Wehmut daran zu denken, aber auch für die "Heutigen", dessen nicht zu vergessen. Schade, daß damals die "anderen eine Viertelstunde länger ausgehalten haben".

Teilweise mit Benützung des Buches "Der König der deutschen Alpen und seine Helden" von Freiherr von Lempruch. Chr. Belser, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1925.



ORTLER Zeichnung von Oswald Rampi

Das Höllental und der Kaiserbrunnen

Landschaft zwischen Schneeberg und Rax

"Die Natur ist in jedem Winkel der Erde ein Abglanz des Ganzen." (A. v. Humboldt)

KARL KOLAR

Kaiser Karl VI. liebte die Jagd. Zu seinen Zeiten war das Höllental noch eine Wildnis, nur Jäger kamen in das einsame Gebirgstal zwischen Rax und Schneeberg. Ein schmaler Jagdsteig führte von Reichenau in das Revier des Kaisers an der Schwarza, die bei Rohr im Gebirge entspringt und ein Quellfluß der Leitha ist. Das kaiserliche Jagdgebiet war sehr groß. Die Gegend beim Schneeberg von Gutenstein bis zum Steinfeld und bis zu den steirischen Bergen gehörte dazu. Bartgeier, die in lautlosem Flug auf ihre Beute herabstießen, Luchse, Wölfe und Bären lebten in den unberührten Wäldern. Zugunsten des Kaisers wurde noch im Jahre 1870 beim Verkauf des Reichenauer Schlosses auf sämtlichen ehemals der Innerberger Hauptgewerkschaft gehörenden Waldungen das Jagdrecht intabuliert.

Die Grafen Hoyos waren ebenso wie die Habsburger Freunde der Jagd. Das Jagdrevier des Kaisers, das im Höllental von der Schwarza begrenzt wurde, berührte den Besitz der Grafen Hoyos. Man schrieb das Jahr 1732. Maria Theresia, die Tochter des Kaisers, war schon erwachsen, als Karl VI. und seine Begleiter im Verfolgen eines Wildes durch die unwegsamen Gräben und Dickichte des Höllentales, tief drinnen, dort, wo sich ein von steilen Wänden umgebener Kessel bildet, vor einer mächtigen Quelle standen. Der Wasseraustritt, der von unten erfolgte und in breitem Schwall über die Felsen sprudelte, überraschte und entzückte den Monarchen. Er trank von dem Wasser, es war wunderbar kühl, rein und kristallklar.

Im Gefolge war der kaiserliche Leibarzt Heräus. Auch er kostete den Quell und rief, das sei das beste Wasser, das er je getrunken. Es wäre ein Labsal und ein Trank der Verjüngung. Dieses Wasser sollte an der kaiserlichen Tafel in Wien zur Verfügung stehen. Damals gab es noch keine Wassertechniker. Man dachte nicht an eine Wasserleitung über eine so weite Strecke. Auch übte man die Tugend der Geduld. Der Kaiser verfügte, das Wasser der Quelle, des Kaiserbrunnens, wie der Wasseraustritt genannt wurde, in Fässer zu füllen. Diese Wasserfässer sollten durch Berittene, die in Turnussen regelmäßig zwischen dem Höllental und Wien verkehren sollten, in die Burg in Wien gebracht werden. Der umständliche Transport des Wassers erforderte fast drei Tage!

Vier Jahre dauerte es, bis die Vorarbeiten zum Wassertransport, die Anlage eines Saumweges von Hirschwang in das Höllental und die Abdeckung der Quelle, vollendet waren und der Kaiser in Wien das Wasser vom Schneeberg trinken konnte. Seit dem Jahre 1736 wurde es regelmäßig zur Hoftafel gebracht. 1740 starb Karl VI. Ob der Quell sein Leben verlängert hatte, wie es der Leibarzt Heräus prophezeite?

Kaiserin Maria Theresia schenkte ihre Aufmerksamkeit dem "Schönen Brunnen" bei Wien, der schon von Kaiser Mathias anläßlich einer Jagd im Jahre 1619 entdeckt worden war. Sie ließ die Schönbrunner Quelle in die Hofburg leiten. Die Wasserreiter waren aber noch viele Jahre, bis zur Zeit des weniger pietätvollen Kaisers Josef II., vom Höl-

86 Kari Kolar

lental nach Wien unterwegs. Maria Theresia hatte sich ihr ganzes Leben lang gescheut, die Anordnung ihres Vaters traditionslos aufzuheben.

Der Kaiserbrunnen, die mächtigste Quelle des Alpenostrandes, wurde 1863 zum erstenmal chemisch analysiert. Die Wassertemperatur beträgt konstant 6 Grad Celsius. Die Qualität des Wassers wurde auch damals für ganz vorzüglich befunden. Um das Jahr 1860 deckte ein Pavillon die starke Quelle. Etwas weiter schwarzaaufwärts stand ein kleines Blockhaus mit Stallungen, die "Reiterhütte". Sie diente noch im 19. Jahrhundert nach Einstellung des Dienstes der Wasserreiter als kaiserliche Holzknechthütte.

Noch heute kann man an manchen Engstellen des Höllentales zwischen Kaiserbrunnen und Hirschwang in den Felswänden Löcher sehen, in denen Eisengestänge und Balken eingezapft waren, von denen die Bohlenbrücken des Reiterweges getragen wurden. Dieser Weg war, da das Steilgelände keine andere Möglichkeit zuließ, streckenweise künstlich angelegt worden, Brücken führten entlang der senkrechten Wände knapp ober den tobenden Wassern der Schwarza.

Jetzt ist der Kaiserbrunnen eine der Quellen der ersten Wiener Hochquellenleitung. Um 1804 errichtete man die erste Wiener Wasserleitung für die wachsende Stadt. Man erkannte, daß die Ursache der Cholera und anderer Krankheiten das verseuchte Wasser war, das in Wien aus fast 10.000 Hausschöpfbrunnen getrunken wurde. Erzherzogin Christine und ihr Gatte Albert von Sachsen-Teschen bauten für die westlichen Vororte der Stadt eine Wasserleitung, in der die Quellen des Halterbaches bei der Sophienalpe zu den Häusern geleitet wurde. Aus dieser Zeit stammt die Redensart "Schnaps ist gut gegen Cholera". Die Ärzte waren gegen die typhösen Darminfektionen machtlos. Manche Doktoren empfahlen "reichlichen Alkoholgenuß"! Im Jahre 1831 brach die Cholera in Wien zum erstenmal in Form einer Epidemie aus. Damals hatte Wien in jedem Sommer tausende Cholerafälle, die jedes Jahr hunderte Todesopfer forderten.

1835 wurde die "Kaiser-Ferdinand-Wasserleitung" gebaut, die filtriertes Donauwasser abgab. Die Wasserzufuhr war für die sich ständig vergrößernde Stadt ungenügend, obwohl nicht weniger als 18 von der Gemeinde, vom Hof und von Privaten geschaffene Leitungen das kostbare Naß in die Häuser brachten. Höhergelegene Stadtviertel waren meistens vom Wasserbezug ausgeschlossen, da der Druck in den Rohren zu gering war. Um das Jahr 1860 war die Trinkwasserversorgung zu einer Lebensfrage für die Bevölkerung Wiens geworden.

Die fünf k. u. k. Hofwasserleitungen und die neun städtischen Wasserleitungen lieferten ein tägliches Volumen von ca. 11.300 Kubikmeter Wasser, das in Qualität und Quantität ungenügend war. Die Stadterweiterung von 1857 erlöste die Innenstadt aus ihrer Begrenztheit, die Stadt konnte sich ausdehnen. Es wurden strengere Straßenpflegevorschriften erlassen, die Kanalisation wurde ausgebaut. Alle diese Maßnahmen erhöhten die Menge des verbrauchten Wassers. Die Gemeindeverwaltung war gezwungen, sich um die Erschließung ausreichender Trinkwasserquellen umzusehen.

Bei einer Ersteigung des Hohen Dachsteins im Jahre 1853 erlebte der spätere Universitätsprofessor der Geologie und Paläontologe Eduard Sueß (1831—1914), ein geborener Londoner, die Pracht der Bergwelt. "Die Größe der Wissenschaft und die Schönheit der Natur vereinigte sich hier zu jenem unvergeßlichen Glück, welches das Leben durchleuchtet und im Alter noch durch Erinnerung verjüngt", sagte Sueß später von dieser Bergtour.

Leo Graf Thun, der kaiserliche Unterrichtsminister, erkannte die Bedeutung des Geologen. Er ernannte Sueß, allen verzopften Beschränkungen zum Trotz, zum Professor, noch ehe der Gelehrte Doktor und Privatdozent war. Sueß, der auch an der Gründung des Österreichischen Alpenvereins im Jahre 1862 beteiligt war, widmete im gleichen Jahr sein erstes Werk dem "Boden der Stadt Wien". Der Wissenschaftler interessierte sich immer mehr für die Alpengeologie. 1875 erscheint sein Buch "Die Entstehung der Alpen", 1883 bis 1909 in fünf Teilen das Werk "Das Antlitz der Erde". Vom "Boden der Stadt

Wien" kommt er zum Studium der Trinkwasserversorgung der Stadt. Sueß wird in den Gemeinderat gewählt. Am 12. Juli 1864 stellt er im Gemeinderat einen Antrag, der ihn, nach Überwindung größter Schwierigkeiten, zum Schöpfer der Ersten Wiener Hochquellenleitung macht. Sueß war auch bei der Planung der Donauregulierung, dem größten Eingriff in die Landschaft um Wien, die treibende Kraft.

Nach Erbauung der Hochquellenleitung sank die Sterbequote an Typhus in Wien von 31/2 Prozent auf weniger als 1 Prozent. Sueß wurde Ehrenbürger von Wien. Im Jahre 1928 wurde ihm — spät, aber doch — im Vorpark des Schwarzenbergpalais ein Denkmal errichtet:

"Dem Schöpfer der Ersten Wiener Hochquelleitung, dem Meister der Geologie, dem Kämpfer für Freiheit und Fortschritt."

An jenem Hochsommertag des Jahres 1864 beschloß der Wiener Gemeinderat, die Kaiserbrunn- und die Stixenquelle nach Wien zu leiten. Der Monarch wurde um Überlassung des Kaiserbrunnens gebeten, der sich in ärarischem Besitz befand. Schon am 27. Juli 1864 schenkte Graf Ernst Hoyos-Sprinzenstein der Commune Wien die Stixensteinquelle, die beim gleichnamigen Schloß (dem alten Stüchsenstein) an den Abhängen des Schneeberges in der Nähe Siedings entspringt. Schloß Stixenstein, die Stammburg der Stüchse aus dem 12. Jahrhundert, ging später ebenfalls in den Besitz der Gemeinde Wien über. Die Stixensteinquelle, die nicht so ergiebig ist wie der Kaiserbrunnen, liefert ebenso gutes Wasser. Sie wurde die zweite Hauptquelle der Wasserleitung aus dem Kalkstock des Schneeberges.

Am 1. Mai 1865 wurde die Ringstraße in Wien eröffnet. Bei dieser Gelegenheit erklärte Kaiser Franz Joseph I.: "Der Gemeinde Wien wird zur Durchführung ihrer Wasserversorgung der Kaiserbrunnen unentgeltlich überlassen." Unbeirrt von dem Krieg von 1866 und dem damit verbundenen Tiefpunkt des wirtschaftlichen Niederganges faßte der Gemeinderat am 19. Juli 1866 den Beschluß, das "größte Friedenswerk, welches jemals von einer deutschen Gemeinde unternommen wird", zu wagen.

Als dritte Quelle wurde die Altaquelle, eine Tiefquelle, käuflich erworben. Am 11. April 1870 tat Kaiser Franz Joseph den ersten Spatenstich zur Hochquellenleitung. Der Bauunternehmer der englischen Admiralität, der Italiener Antonio Gabrielle, der Erfahrung im Wasserbau hatte, übernahm die Arbeiten an der Strecke von Kaiserbrunn und von Stixenstein nach Wien. Beim Abtransport des Sprenggutes und bei der Ausmauerung des Wasserschlosses an der Quelle in Kaiserbrunn standen die Schwerarbeiter durch Monate hindurch jeden Tag im eiskalten Wasser. Das Kriegsministerium stellte dafür 100 Mann Genietruppen (Pioniere) zur Verfügung. Die Umfassungsmauer und die Gewölbe des Wasserschlosses wurden aus mächtigen Quadern erbaut. Alle aufgedeckten Wasseradern konnten frei eintreten. Durch den starken Wasserandrang — täglich bis zu 100.000 Liter — war die Errichtung der Bauten sehr schwierig.

Von Kaiserbrunn bis Hirschwang fließt das Wasser in einem aus den Felsen gesprengten 2940 Meter langen Stollen, der eine Höhe von 1,9 Metern hat. Weitere Zuleitungen, die im Laufe der Jahre errichtet wurden, kommen aus den Fuchspaßquellen des Kuhschneeberges, aus der Wasseralmquelle (Naßwald) und aus den Reißtalquellen (zwischen Rax und Schneealpe). Die "Sieben Quellen" im Kaarlgraben der Schneealpe wurden in den Jahren 1967/68 durch einen Stollen unter dem Schneealpenmassiv in die Erste Hochquellenleitung eingeleitet.

Für die Finanzierung der Arbeiten wurde eine Anleihe von 20 Millionen Kronen aufgenommen. Damit wurden auch die gleichzeitig gebauten Wasserbehälter auf dem Rosenhügel, der Schmelz und dem Wienerberg errichtet. Es waren bis zu 6000 Arbeiter an den Wasserbauanlagen beschäftigt.

Am 24. Oktober 1873 eröffnete der Kaiser die Hochquellenleitung, deren Anlage mit alten Römerbauten wetteifert, wie damals stolz festgestellt wurde. Bauunternehmer Gabrielle hatte auf seine eigenen Kosten in der Gartenanlage vor dem Schwarzenbergpalais beim Rennweg in Wien einen Hochstrahlbrunnen errichtet. Die beiden "Najaden" Stixenstein und Kaiserbrunn wurden festlich empfangen. Sie kommen aus ländlicher Abgeschiedenheit in eine lärmende Stadt. Der Kaiser dankt in einer Ansprache. Dann beginnt eine hohe Fontäne zu spielen. Als sich das Sonnenlicht in den aufsprühenden Wasserstrahlen bricht, jubelt die Menge.

Das Wasser kommt auf Aquädukten in die Stadt. Die bedeutendsten Bauten dieser Art stehen in Leobersdorf, Baden, Mödling, Liesing, Mauer und Speising. Zwischen den Aquädukten sieht man aus Steinquadern erbaute "Aichtürme". Diese kleinen Türme, die wie Kapellen aussehen, dienen zum Einstieg in die Leitung, damit der Wasserstand kontrolliert werden kann. Die Wasserreservoire in Wien wurden erstmals im September 1873 gefüllt. Die Gesamtlänge der Leitung von Kaiserbrunn bis Wien beträgt 98,8 Kilometer.

1880 konnten die Schneebergquellen in den Wintermonaten, wenn der Frost die Wasser festhielt, den Wiener Bedarf nicht decken. Bereits 1878 wurde in Pottschach an der Südbahn ein Schöpfwerk errichtet. Als Ergänzungswerk zur Hochquellenleitung pumpte es in maschineller Hebung große Grundwassermengen in den Aquädukt. Das Wasser hatte eine tadellose Beschaffenheit (Temperatur 6 Grad bis 10 Grad Celsius, Härtegrad 11,4) und wurde nur dann eingeleitet, wenn die Hochquellen den Spitzenbedarf der Stadt nicht decken konnten. In der Zeit von 1886 bis 1897 wurden, wie bereits erwähnt, weitere Quellen oberhalb des Kaiserbrunnens in die Wasserleitung einbezogen. Nach Einleitung der Naßwalder Quellen betrug die Länge der Leitungen 113 Kilometer! Im Minimum kamen im Winter 68.000 Kubikmeter und im Sommer 110.000 Kubikmeter Wasser innerhalb von 24 Stunden nach Wien. Die Leitung hat bis Wien ein Gefälle von 276 Metern.

Später plante man, die Wasserentnahme aus der Schwarza direkt durchzuführen. Die Quellen des Preintalbaches, des Heufußbaches und der Vois sollten eingefangen werden. Man wollte sogar oberhalb von Schwarzau im Gebirge eine Talsperre erbauen. Um die Ergiebigkeit der Hochquellenleitung zu vergrößern, arbeitete das Wiener Stadtbauamt auch den Plan aus, im Gebiet der Mürz die Roßlochquelle bei Mürzsteg und die Kaarlgrabenquelle der Schneealpe bei Neuberg zu fassen. Die Quelleitung hätte von Mürzsteg über Neuberg nach Altenberg an der Rax und durch den Naßkamm in das Reißtal führen sollen. In Hinternaßwald wären die Wasser der Schneealpe in die Stammleitung eingemündet. Eine andere Planung wollte eine Leitung durch das Preiner Gscheid nach Edlach und weiter nach Hirschwang bringen.

Seit 1890 war durch die Einverleibung der Vorstädte die Bevölkerung Wiens von 840.000 Personen auf 1,364.000 Einwohner gestiegen. Es entstanden die Bezirke XI bis XIX. Der unaufhörlich steigende Wasserbedarf zwang die Gemeindeverwaltung zu intensiven Bemühungen um das kostbare Naß. Bürgermeister Luegers erste und größte Leistung für die Wiener Bevölkerung war die Erbauung der Zweiten Hochquellenleitung. Lueger stellte persönlich die geeigneten Quellen am Nordfuß des Hochschwabs im Salzabereich (Siebenseengebiet aus dem Besitz des Stiftes Admont) fest und erwarb auf eigene Verantwortung im Mai 1899 diese für die Leitung nach Wien sehr günstig gelegenen Ursprungsgebiete. Da die Quellen sehr hoch lagen, hatten sie das für die weite Entfernung notwendige Gefälle. Die Zweite Hochquellenleitung, die auf 180 Kilometer langem Weg das Wasser durch die Voralpen in das Sammelreservoir auf dem Wilhelminenberg bringt, liegt jedoch außerhalb unserer Betrachtungen über das Gebiet der Wiener Hausberge.

Es ist interessant, daß in trockenen Sommern, wenn in Wien Wassersparmaßnahmen verkündet werden, die an die Erste Hochquellenleitung angeschlossenen Fischauer ohne jede Einschränkung das unentbehrliche Wasser der Leitung entnehmen dürfen. Die Hochquellenleitung führt über Brunn nach Fischau. Hier, in der Wichmannanlage, wurde das Wasser aus dem Schneeberg angezapft und durch den eigenen Druck 40 Meter hochgepreßt. Diese Entnahme wird jedoch durch das aus den Quellen der Fischauer Therme kommende Wasser reichlich ersetzt. So kommt es, daß die Fischauer den Wienern das

Wasser aus der Leitung entnehmen, ohne daß die Wiener deshalb weniger Wasser hätten. Nach den ersten Wegen, die zur Zeit Kaiser Karls VI. von Hirschwang aus in das Höllental gebaut wurden, und nach den Aufschließungsarbeiten der Brüder Hubmer am Ende des 18. Jahrhunderts (siehe Jahrbuch 1967) entstand entlang der Schwarza um 1830 die schönste Straße Niederösterreichs, deren romantische Landschaft mit jener der Ennstalstraße verglichen werden kann.

Bis zum Jahre 1782 waren im Höllental vier einzelne Hütten, die einsam im Urwald standen. Man konnte sie nur von Gutenstein aus erreichen, da die Felsklammen im Höllental nur von Kletterern überwunden werden konnten. Im Jahre 1829 wurde ein Straßenbau entlang der Schwarza in das Höllental begonnen. Der k. u. k. Hofrat Joseph Fortunat von Sybold entwarf den Plan einer Verbindungsstraße. Die Waldrenten des Reichenauer Gebietes wurden zur Deckung der Baukosten der Straße von der "k. u. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen" bestimmt. Die Bewohner Gutensteins brachten für den Straßenbau freiwillige Geldspenden auf. Die Gutensteiner benötigten die Straße, um durch das Kloster- und das Voistal einen Weg nach Reichenau zu haben. In den Jahren 1829 bis 1832 wurde an den vielen Kurven und an den Brücken über den rauschenden Fluß gearbeitet. Graf Hoyos hatte die Grundflächen im Höllental bis zum Wasserbauernhof (Singerin) zur Verfügung gestellt. Seit dem Jahre 1832 ist es möglich, den Schneeberg mit einem Fahrzeug zu umfahren. Die Höllentalstraße hätte eigentlich zur Erinnerung an ihren Schöpfer "Syboldstraße" genannt werden sollen.

Jetzt konnte auch der Holzreichtum des Naßwalder und Schwarzauer Gebietes besser genutzt werden. Bei dem Straßenbau lieferte der herrschaftliche Waldamtsschreiber Franz Xaver Baumgartner die Berechnungen und Kostenvoranschläge. Man ersieht daraus das Interesse der Forstbehörden an dem Straßenbau.

Die neue Straße lockte viele Besucher an. Das Höllental wurde erst jetzt allgemein bekannt. Bei der Windbrücke in Hirschwang beginnt das Engtal. Dicht bewaldete Hänge ziehen zum Sängerkogel und zum Feuchter. Steile Felswände, föhrenbestandene Grate geben uns das charakteristische Bild einer wildromantischen Kalkhochgebirgslandschaft. Neun Brücken übersetzen die Schwarza. Die Rechenbrücke erinnert an die Holzschwemme — ein Holzrechen hielt die Holzstämme auf, die im Fluß trieben. Bei der Abbrennbrücke denken wir an den großen Waldbrand des Jahres 1859, der das Gebiet der Brandschneide der Rax verwüstete.

Nach Kaiserbrunn kommt man bei einer Fahrt in das Höllental zur Hochstegbrücke, neben der Steigspurcn zum Einstieg des Hochganggrates und Hochgangpfeilers führen. Nach dem Stadelwandgraben mit dem Steig zur Stadelwand, dem beliebten Klettergebiet des Schneeberges, kommen wir zur Weichtalbrücke, in deren Nähe das gernbesuchte Weichtalhaus der Naturfreunde am Eingang zur Weichtalklamm steht. Im April 1817 verschüttete an dieser Stelle eine Lawine ein bewohntes Holzhaus. Wenn wir die Straße weiterfahren, sehen wir links die riesigen Begrenzungswände des Großen Höllentales aufragen. Eine Brücke bringt uns über die Rinnen der Höllentalquellen. Steile Abstürze zur "Freiheit" der Wildwasserfahrer, eine wilde Szenerie nach der anderen! Am Beginn der Frohnbachwandschlucht, wo früher das Weinzettlwirtshaus stand, und am Forsthaus Höllental der Gemeinde Wien vorbei, kommen wir zur Mündung des Naßbaches in die Schwarza, wo die Wasserbauernbrücke den Fluß überspannt.

Das Gasthaus "Singerin", das an der Straße liegt, ist neueren Ursprungs. Der alte Wasserbauernhof, der früher an der Mündung des Naßbaches stand, war näher am Wasser erbaut, dort wo lange Zeit das "Salettl" des Gasthofes war.

Der Höllentaljäger Singer war Bediensteter des Grafen Hoyos. Auf einer Bärenjagd verstieg sich Singer einmal in den Felsen und konnte weder vor noch zurück. Es ging ihm so wie dem Kaiser Max in der Martinswand des Hechenberges bei Innsbruck. Nur durch einen mutigen Sprung aus der Felswand in Fichtenwipfel, die seinen Sturz auffingen und milderten, konnte er sich retten. Einige Zeit später erlegte er an ausgesetzter Stelle einen

riesigen Hirschen, der sich wiederholt bei seinem Haus gezeigt hatte: Singer kletterte die später "Hirschwand" genannten Felsen empor und erlegte durch einen guten Schuß das edle Tier. Als der Jäger dem gestürzten Hirschen nahe war und ihn mit dem Messer öffnen wollte, reckte sich der Hirsch, schlug mit den Hufen aus und stieß Singer aus der Wand. Der Hirsch tötete seinen Jäger!

Singer lebte noch, als er gefunden wurde. Man brachte ihn in sein Haus, das er aber nicht mehr lebend verließ. Seine Witwe blieb nach seinem Tod im Jagdhaus, das sie umbaute und als Gaststätte "Zur Singerin" betrieb.

Ernst Freiherr von Feuchtersleben (1806—1849), der Freund Adalbert Stifters und Franz Schuberts, gibt uns in seinen Jambengedichten eine Schilderung des Höllentales, die uns in diese langvergangenen Zeiten zurückversetzt:

Wo sind wir hingelangt? Ist das noch Welt?
Dann sind es ihre Marken. Hier beginnt,
Was man das Schweigen nennt. Ein Todeshauch
Weht über starr Gebild. Der Schritt versagt.
Es scheint der Seele Puls zu stocken, keck,
Des Jägers höhnend, schaut der Geier dich
Aus seinem Neste an. Der ruß'ge Köhler
Geht stumm vorbei und grüßt dich nicht. Der Schritt
Hallt einsam hell von Fels zu Felsen wider.
Mit jeder Krümmung wird es trauriger.
Hier fühlst du dich allein. Nun merk es recht,
Und präge tief das Bild in dein Gemüt!
Ein leises Murmeln stört nicht dein Betrachten:
Es ist der Lethe, der das Tal durchrinnt.

Das Höllental war mehrmals Schauplatz von Lawinenkatastrophen. Außer der riesigen Lawine, die im letzten Kriegsjahr großen Schaden am Baumbestand anrichtete, sind uns mehrere große "Lahnen" bekannt.

Durch den Kolin- und den Lahngraben des Schneeberges stürzte — wie bereits erwähnt — am 22. April 1817 eine Lawine zur Schwarza herab. Sie verschüttete die Loiblhütte, das Haus eines Holzmeisters, das bei der Mündung der Weichtalklamm erbaut war. Ein Knabe, der sich zufällig nicht im Hause befand, überlebte als einziger von sieben Mitgliedern der Familie die Katastrophe. Die ungeheuren Schneemassen füllten die ganze Talbreite aus. Sie widerstanden einige Sommer hindurch der Abschmelzung.

Der Donner der Lawine war so stark, daß man ihr Grollen bis Reichenau hörte. Die Hilfsmannschaft arbeitete vom 23. bis zum 29. April Tag und Nacht. Dann erreichte man das eingedrückte Dach der Loiblhütte und fand die Leichen. Der flachgedrückte Körper des Holzmeisters wurde am Hauseingang freigeschaufelt. Nur einige Hühner hatten im Stall das weiße Grab lebend überstanden.

Im Winter 1868 — Kaiser Franz Joseph I. war gerade auf einer Pirsch im Höllental in der Nähe der Reiterhütte — donnerte in seiner unmittelbaren Nähe eine Lawine in die Schwarza. Der Kaiser war von dem grandiosen Naturschauspiel, das er beobachten konnte, tief beeindruckt.

Am Freitag, den 22. Dezember 1933, war wieder ein Lawinentag im Höllental. Nach starken Schneefällen und klirrender Kälte kam der Föhn. An diesem Tag gingen insgesamt 28 Lawinen in das Schwarzatal nieder. Auf der Straße entlang dem Fluß preßten sich die Schneemassen bis zu einer Höhe von sechs Metern empor.

Naz Spielbichler erzählt von der großen Lawine vom 2. April 1944:

"Es ist Palmsonntag, halb 7 Uhr früh. Ich stehe am Fenster, um das Thermometer abzulesen. Es hat eine Temperatur von null Grad und ruhigen Schneefall. Seit dem 12. März schneit es pausenlos. Täglich kommen zwischen 12 und 25 Zentimeter Neuschnee bei Temperaturen von null bis fünf Grad Celsius. Hänge und Wälder liegen unter einer tiefen Schneedecke.

Plötzlich höre ich tiefes Grollen, unheimliches Rollen dröhnt von den Wänden. Dunkle Schneewolken wirbeln über die Straße, nasser Schnee klatscht gegen die Fensterscheiben. Es wird dunkel im Zimmer. Wir zünden im Haus das Licht an. Mit Mühe bringe ich die Haustür auf, so viel Schnee liegt schon vor dem Eingang. Ein eigenartiger Anblick bietet sich mir. Ich sehe Schnee mit Erde vermischt. Der gegenüberliegende, sonst weiße Hang ist übersät von Reisigstücken und Zirbenästen. Auf der Weichtalbrücke liegen abgerissene Latschen, die nur von hoch oben, von den Hängen des Schneeberges, kommen können.

Mühsam bahne ich mir einen Weg durch den festgepreßten Schnee zum Eingang der Weichtalklamm. Sechzig Meter vor dem Naturfreundehaus Weichtal hat sich der Kopf der Lahngrabenlawine, einer Palmsonntagslahn, zerschlagen. Stufenhauend erreiche ich den Rücken der Lawine. In den Schneemassen stecken Baumstämme mit 75 Zentimeter Durchmesser. Wurzelstöcke und Splitterholz bedecken die Oberfläche. Ich kann an einer kleinen Fichte, von der ich weiß, daß sie 25 Meter über dem Boden der Klamm steht, die Höhe der aufgeschütteten Schneemassen erkennen. Auf dem Rücken der Lawine bin ich in gleicher Höhe mit der Fichte.

Nach zweihundert Metern Weg habe ich die Einmündung des Lahngrabens in die Weichtalklamm erreicht. Ein Bild der Verwüstung bietet sich mir. Der sechzig Meter breite Graben, der schönen Baumbestand gehabt hat, ist von der Lahn abrasiert worden. Der Wald ist zerstört."

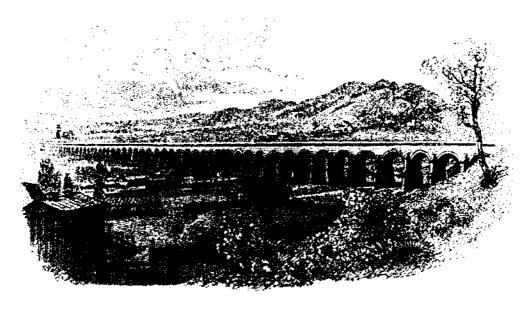
In den vorhergehenden Tagen hatte Nordwind, der über das Krottenseebödl zu den Krottenseemäuern (1650 m) des Schneeberges blies, eine mächtige, überhängende Wächte gebildet. Diese Massen brachen ab, stürzten in den Kolingraben und gelangten bis zum Ausgang der Weichtalklamm bei der Schwarza. Zehn Hektar Forst waren vernichtet, 6000 Festmeter mußten in vierjähriger Arbeit aufbereitet werden. Menschen kamen zum Glück damals nicht zu Schaden.

Seit dem Jahr 1967 wird die alte Syboldstraße durch das Höllental, die sich den Formen der Schlucht angepaßt hatte, verbreitert und "begradigt". Sie muß — aus der technischen Sicht des Autofahrers — rasche und ungehinderte Durchfahrt bieten. Ist dies aber wirklich die Aufgabe einer Straße durch ein so wildschönes Landschaftsgebiet?

Es sollte der in der Zeit des Massenverkehrs soviel Lärm und Abgase bringende Individualverkehr eingestellt und die Durchfahrt nur den öffentlichen Verkehrsmitteln (Postautobusse) erlaubt werden. Dies wäre im Sinne des alpinen Naturschutzes, eine Bewahrung des Erholungswertes und ein echter Schutz der für die Großstadt Wien so wichtigen Quellgebiete zwischen Rax und Schneeberg.

Der Aufsatz "Das Höllental und der Kaiserbrunnen. Landschaft zwischen Schneeberg und Rax" bildet ein Kapitel des unveröffentlichten Manuskriptes "Schneeberg—Rax—Schneealpe" von Karl Kolar, Ausführliche Literaturhinweise sind im Alpenvereinsjahrbuch 1965 beim Beitrag "Der Semmering und das Stuhleck" und im Alpenvereinsjahrbuch 1967 beim Beitrag "Georg Hubmer und die Gründung von Naßwald" gegeben.

92 Karl Kolar



1. WIENER HOCHQUELLENLEITUNG AUS DEM HÖLLENTAL AQUÄDUKT BEI KALKSBURG 1888



DER KAISERBRUNNEN VOR DER ERBAUUNG DER QUELLFASSUNG

Nun schlafen sie wieder

ROBERT KOHLAUF

Ubernommen aus den Mitteilungen der Sektion Coburg des Deutschen Alpenvereins, Jg. 8, Heft 4, 1965, Jg. 9, Heft 1, 1966

Mitnichten ist diese Behauptung auf die stets eifrigen und schwer geplagten Häupter der Vorstandschaft unserer Alpenvereinssektionen gemünzt. Gemeint sind vielmehr Marmota marmota, unsere Murmeltiere.

Ah, haben die es schön: in der warmen Jahreszeit sich von den schmackhaftesten Alpenkräutchen nähren, faul die Sonne sich auf den Pelz brennen lassen, ab und zu etwas blinzeln und auch mal pfeifen, und wenn dann die Herbstnebel das Kommen der unwirtlichen Jahreszeit künden, sich verkrümeln, das halbe Jahr sich süßen Träumen hingeben, und, um was ich unsere Murmele besonders beneide, zur Zeit der wiederaufsteigenden Sonne, vom Wanste befreit, ohne Pillen, Diät, Gymnastik, Kur oder Doktor wieder schlank und rank nach den Genüssen der neuen Saison Ausschau halten.

Gönnen wir unseren Murmele diese ihnen vom Schöpfer zugeeigneten Vorteile, haben wir sie doch alle so lieb. Woher kommt das eigentlich? Wie das Edelweiß aus dem Füllhorn der Flora als typischester Vertreter in der Alpenwelt gilt, so sind es aus dem Tierreich die flüchtige Gemse, die scheinbar schwerelos Schrofen und Grate meistert und unserer Bewunderung sicher ist, und der majestätischen Beherrscher der Lüfte, der Adler, den man leider nur noch selten seine Kreise ziehen sieht. Vom Steinbock, dem Wappentier des Kantons Graubünden, ist - weil vorerst nur spärlich im Zuge der Wiederansiedlung in freier Wildbahn - noch kaum die Rede, obwohl er bei den vielen Anhängern der erfundenen Zeitungshoroskope dem Namen nach wohl bekannt ist. Gemse, Steinbock und Adler wirken auf uns eindrucksvoll, sie flößen uns Achtung ein, aber Zuneigung? Wenn um die Jahrhundertwende die Gemse immer wieder von den humorvollen Zeichnern der "Fliegenden Blätter" abkonterfeit wurde, so galt der Spott nicht dem edlen Tier, sondern dem Homo sapiens nördlicher Herkunft, dem es wohl besonders darauf ankam, sagen zu können: "Jebirge jewesen, Jemsen jesehen." Das Interesse für die Gams ist aber allgemein, auch heutzutage noch; überall wird nach ihr Ausschau gehalten, von der Kabine der Seilbahn und von der Sonnenterrasse der Bergstation, und auch der stille Bergwanderer entdeckt sie freudig. Übrigens scheint die Darstellung von dem Nest mit Gemseneiern auch nördlich des Weißwurstäquators nicht mehr Glauben zu finden, wie auch die Existenz des Tatzelwurms allenthalben angezweifelt wird.

Nun aber wieder zu unserem Murmele! Es ist so anders, es imponiert uns ganz und gar nicht, dafür möchten wir es am liebsten als Spielgefährten haben; unsere ganze Liebe wendet sich ihm zu. Das war schon so, als vor 70 und 80 Jahren unsere emanzipationsfreudigen Damen anfingen, die sogenannten Herren der Schöpfung in das rauhe Hochgebirge zu begleiten — damals war allerdings der Trauschein unabdingbare Voraussetzung. Sie hatten keine Bange vor dem Murmele: Einesteils war es zu groß, um die sprichwörtliche Angst des schwächeren, aber dafür um so schöneren Geschlechts vor dem Unterkriechen von Mäuschen unter den damals bis zum Boden reichenden Rock zu erwecken, und andererseits doch nicht wieder groß genug, um den Gedanken an ein reißendes Raubtier aufkommen zu lassen. So stand nichts im Wege, daß allseitige Sympathie sich dem Murmele zuwenden konnte. Ob dieses seinerseits uns auch liebenswert findet, wäre der

Aufklärung durch Verhaltensforscher wert; in ihren Wohngebieten werden wir Menschen wohl nur als Störenfriede empfunden. Das Murmele jedoch kann für sich in Anspruch nehmen, uns durch seine Harmlosigkeit und sein possierliches Wesen zu erheitern, alles ideelle Vorzüge, darüber hinaus den zweibeinigen Weggenossen aber auch materiellen Nutzen zu spenden, davon soll später noch die Rede sein.

Dem Murmele kann man fast im ganzen Bereich unserer Alpen begegnen. Es bevorzugt sonnige Matten mit saftigen Kräutern über der Baumgrenze. Grabbares Erdreich und freie Sicht sind unabdingbare Erfordernisse, und ein "Balkon", ein Felsblock zum Beobachten und Sonnen ist stets geschätzt. An trockenen warmen Tagen ist das Murmele schon frühzeitig beim saftigen Morgenimbiß, während es bei trübnasser Witterung die inneren Gemächer bevorzugt und dort der Ruhe pflegt. Ist das Wetter dazu angetan, so liebt es das Murmele, sich auf einem erhöhten Platz die Sonne auf den Buckel scheinen zu lassen. Dabei wird jedoch die Aufmerksamkeit keineswegs vernachlässigt. Die wenigen potenten Feinde haben es meist auf die junge Generation abgesehen, die wegen der noch mangelnden Erfahrung gefährdet ist, der auch die staunenswerte Abwehrkraft der Alten abgeht. Adler und Habicht, die Hauptfeinde, sind selten geworden, und auch Marder und Bergfuchs scheinen nicht mehr zahlreich zu sein. An einem frischen Junimorgen am König-Friedrich-August-Weg vom Sellajoch zum Fassajoch hörten wir tief unter uns wütendes Gepfeife. Wir selbst konnten die Ursache der Warnung nicht sein, standen wir doch hoch im Aufwind, gingen auf leisen Sohlen und störten die Bergstille auch nicht durch Unterhaltung. Durchs Glas entdeckten wir dann einen stattlichen Bergfuchs mit leuchtendrotem Schwanz. Oh, bitte liebe Nimrode, verzeiht mir den schweren Verstoß gegen die sakrosankte Jägersprache; was uns so gefiel, war die Lunte, im vornehmeren Jargon Standarte geheißen. Der Fuchs schnürte zwar vorsichtig scheinheilig bergauf, war aber dem überaus scharfen Auge des Wächters nicht entgangen. Im Bereich der Murmeltierkolonie erschallte dann auch ein Pfeifkonzert, das den Schleicher zum Rückzug zwang, wußte er sich doch des Vorteils der Überraschung bar. Bei unseren Murmele kehrte bald wieder Ruhe ein und wir zogen weiter, um ein köstliches Erlebnis reicher, wie es dem einsam wandernden Bergfreund immer wieder einmal begegnet.

Übrigens verschwinden die auf Sicherheit bedachten Alten erst bei unmittelbarer Gefahr in die Röhre, und es dauert dann einige Zeit, bis zögernd geprüft wird, ob die Luft wieder rein ist. Schon oft haben sich Fotofreunde, durch das Pfeifen angelockt, angepirscht, dann aber meist die Geduld zum Ausharren bis zum Wiedererscheinen nicht aufgebracht. So erging es auch mir drastisch vor vielen Jahren im Banngebiet des Val dal Fain, das von den Berninahäusern südlich Pontresina unterhalb des Piz Albris, dem Steinbockparadies, nach Osten zieht. Da war doch ein geschäftiges Huschen und Pfeifen um Hunderte von Burgen. Ich wollte es einfach nicht wahrhaben, daß mir ein Erfolg versagt sein sollte, aber das vergebliche Warten in Beweglosigkeit ermüdete; kaum war ich dann etwas abseits, so zeigten sich verschmitzte Gesichter, und es fehlte nur, daß sie mir eine Nase drehten; na, so eine Gesellschaft! Aber damals wußten sie ja auch noch nicht, daß ich einst ihr Lob verkünden werde, vielleicht wären sie dann zugänglicher gewesen.

Wenn wir bisher vom "Pfeisen" des Murmele gesprochen haben, so muß die Wissenschaft darauf aufmerksam machen, und sie kann es einwandfrei beweisen, daß das "Püüii, püüii", das durchdringende Warnsignal, das dem Wanderer anzeigt, daß er sich im Wohnbereich der Murmele befindet, mit Pfeisen überhaupt nichts zu tun hat, sondern daß es sich um einen kurz ausgestoßenen Schrei handelt. Die Darstellung, daß das Mankei, wie das Murmele im Bayrischen liebkosend genannt wird, ebenso wie die Gams die Pfisse dadurch zustandebringt, daß es sitzend die Vorderbeine an die Zähne preßt und dann kräftig bläst, dürste inzwischen unhaltbar geworden und in das Reich der Fabel zu verweisen sein, nur noch für ganz arglose Zuhörer bestimmt.

Zur Ausschaltung anderer unbeweisbarer Meinungen soll hier ausdrücklich gesagt werden, daß das "Pfüfen" — so sagen die Alpler alemannischer Zunge — nur ein Warnruf,

keineswegs aber dazu bestimmt ist, die Aufmerksamkeit der Bergwanderer zu erwecken, eher schon, ihnen Vexierrätsel aufzugeben. Wir freuen uns immer, können wir ein Murmele ausmachen, besonders wenn es auf seiner Aussichtswarte "Männchen" macht, was die Erweiterung des Horizontes bezweckt. Begnügen wir uns mit dem Anblick von unserem Standort, und versuchen wir unser Verhalten so anzupassen, daß wir unsere Freunde nicht mehr erschrecken, als es die Entdeckung unseres Nahens schon getan hat.

Uah, uah, war das jetzt ein herzhaftes Gähnen, das einem nicht geplanten Nickerchen das Ende bereitete. Ich weiß nicht, hat es der späte Föhn bewirkt oder haben mir die Murmele das Sandmännchen geschickt, kommt es mir doch im Unterbewußtsein so vor, als ob ich Besuch gehabt hätte, denn noch klingt eine Murmelemahnung in meinen Ohren, beileibe nichts zu vergessen und alles Wissenswerte aus dem Murmeleleben zu erzählen. Das ist aber so viel, wenn ich es mir gründlich überlege, daß ich jetzt am liebsten eine Verschnaufpause einschalten möchte.

Das letztemal konnte ich gerade noch das Altmurmele am Ohr erwischen und ihm vorschlagen, sich den Lesern doch selbst vorzustellen, und zu meiner angenehmen Überraschung hat es dieser Anregung entsprochen und läßt sich nun wie folgt vernehmen:

"Ich, mit dem klangvollen Doppelnamen Marmota marmota — lieber ist mir aber Murmele oder Mankei -- bin ein friedliches Nagetier aus der Familie der "Hörnchenartigen', ein geschworener Vegetarier; das kann wohl auch nicht anders sein, bekenne ich mich doch als überzeugter Pazifist, der auch nicht dem schwächsten Tierchen etwas zuleide tut. Mein von der Damenwelt glücklicherweise nicht geschätzter Pelz hat eine graubraune Schutzfarbe, auf dem Rücken durch das viele Einschliefen in den Bau ist er gegen Saisonende allerdings etwas schäbig. Meine Ohrchen sind klein, aber neckisch. Als schönster Schmuck gelten meine glänzend schwarzen Auglein, die immer lustig blicken und in denen sich das Licht der Sonne spiegelt. Meine langen Barthaare, an sich nur der Stolz des Mannes, können sich auch sehen lassen. Ich brauche ein feines Gehör und ein scharfes Auge, um bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr oder ungeduldeter Ruhestörung meine Familie und nahebei wohnende Verwandtschaft warnen zu können, besonders die kleinen Dummerchen, die ja in den ersten beiden Lebensjahren so verspielt sind, gar nicht recht folgen und sich immer wieder zu weit von der Burg entfernen. Ist das bei euch Menschlein auch so ähnlich? Da ich, Papa Bär, und meine Holde, Katz genannt, mit den Gewohnheiten unserer Feinde wohlvertraut sind, huschen wir erst in die Röhre, wenn der Haderlump ganz nahe ist, denn wir wollen möglichst lange spähen und lauschen und ihm dann einen gellenden Schrei in die Ohren jagen. Ohne zu sehr das Eigenlob zu pflegen, möchte ich schon sagen, daß uns ein gutes Gewissen, Sicherheit und Geduld auszeichnen, Eigenschaften, die unseren gierigen Mördern ganz abgehen. Übrigens bin ich sehr wehrhaft (währschaft, sagen die Schweizer), und mit mir, dem Erwachsenen, traut kaum jemand anzubinden. Zwar messe ich selten mehr als 50 Zentimeter und werde höchstens fünf Kilogramm schwer (davon nur ein Kilogramm Fett), aber ich habe viel Kraft, und meine sieben Zentimeter langen Schneidezähne wie auch die eineinhalb Zentimeter langen Scharrnägel - mein Trittsiegel: vorn vier, hinten fünf Zehen - sind scharfe Waffen. Wer aber glauben sollte, daß mein breitspuriger und watschelnder Gang einem tolpatschigen Schwächling angehören muß und mich deshalb angreifen will, der wird seine blauen Wunder erleben und nie wiederkommen.

Selbst wenn ich mich nicht durch meine Warnrufe verrate, kann der Bergwanderer meine Heimstätten, die man Burgen heißt, leicht erspähen, sind die bewohnten Baue doch durch glattgetretene Wege und Einfahrten erkennbar. In der drei bis acht Meter langen Röhre habe ich hinten eine geräumige Wohnstube eingerichtet, und da ich sehr auf Sauberkeit halte, wie überhaupt Hygiene im Tierreich groß geschrieben wird, habe ich abseits des Schlafraumes für den Winter ein "Ortchen" geschaffen. Mit unserer Verwandtschaft vertragen wir uns das Jahr über sehr gut, nur im Frühling gibt es ein naturbedingtes Fauchen und Raufen im Gefolge der geplanten Nachwuchsregelung. Mehr

möchte ich über diese Intimsphäre nicht sagen. Jedenfalls freuen sich die Eltern, wenn alles gut geht, im Sommer über zwei bis fünf liebe, überaus lebhafte Kinderchen. Was Bereitstellung von Wohnung und Nahrung anbelangt, so tun wir uns leicht nach dem alten Bibelwort: "Sie säen nicht ..." Jetzt hätte ich fast vergessen, meine Lebenserwartung zu erwähnen, also wenn wir der Kugel des bösen Jägers entgehen und sonst kein Unglück hereinbricht, bringen wir es auf 20 herrliche Sommer.

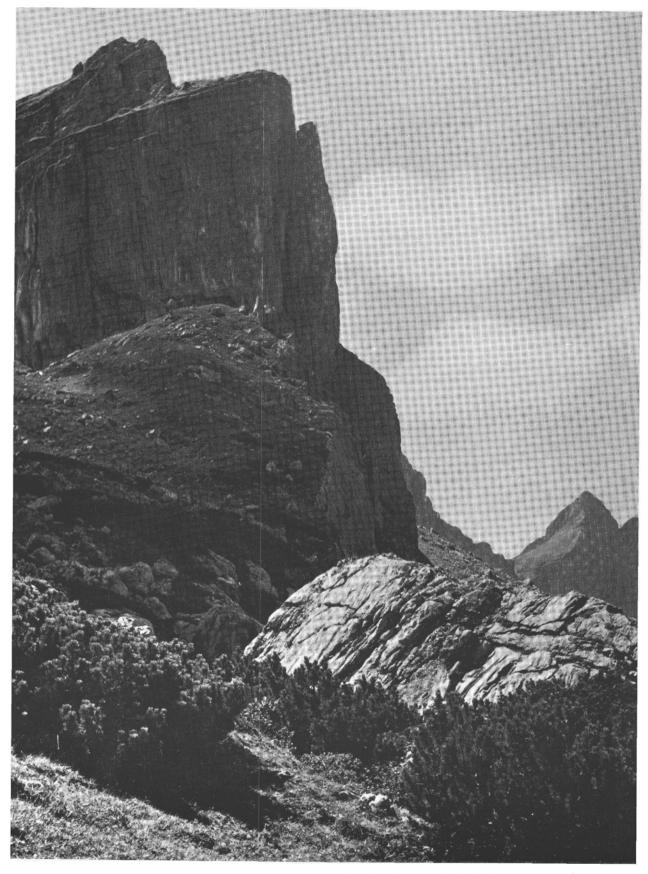
Wenn Petrus nicht gerade dem Gießgeschäft obliegt, bin ich schon früh am Morgen auf den Beinen — mein Freund war so nett, sie nicht plump zu nennen, da hätte ich auch sehr sauer reagiert, zumal ich jede Wette eingehe, es im Bergaufrennen mit dem behendsten Läufer aufzunehmen. Ich tue mich an saftigen Kräutlein gütlich und genehmige mir gelegentlich einen Tau- oder Regentropfen. Genußreich ist so ein Verzehr in früher Morgensonne, wenn ich die Pflänzlein ohne Hast mit den Vorderpfoten zum Maule führe. Aber beileibe nicht alles, was da wächst, ist für meinen Tisch geeignet: so lehne ich zum Beispiel ebenso wie das friedliche Weidevieh alles ab, was etwa Eisenhut, Enzian, Germer oder Hahnenfuß heißt. Besonders schätze ich den Alpenwegerich, die Kleearten und den köstlichen fetten Löwenzahn, dem bei euch Menschen die Gärtner so gram sind.

Im Spätsommer mildert sich unsere Menschenscheu etwas, es kommt uns aber schwer an, uns den lieben Besuchern, die uns füttern wollen, nicht unhöflich zu zeigen, glaubt mir aber, die naturgemäße Lebensweise ist uns oberstes Gebot, also bitte nichts Gebakkenes, keine Schokolade oder sonstige künstliche Erzeugnisse, die einen schlechten Magen machen und die Zahnkaries fördern; führt uns nicht in Versuchung. Ein frisches gelbes Rübchen, ein saftiger Apfel- oder Birnenschnitz oder aber einige süße Weinträubchen wissen wir zu schätzen und werden nicht verschmäht.

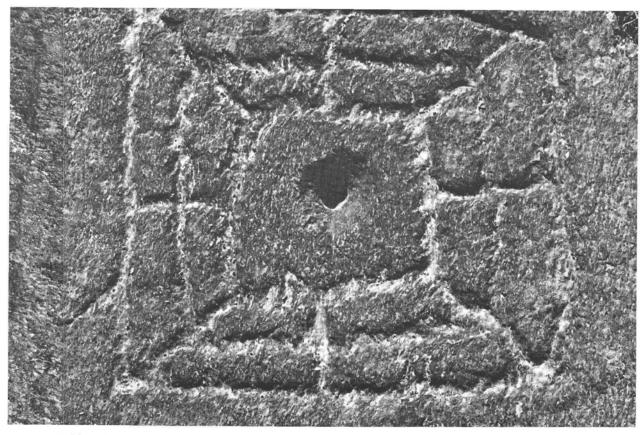
Nun kommt mich nach dem langen Erzählen eine Müdigkeit an, die, nachdem es schon so spät im Jahr ist, wohl der Vorbote des großen Winterschlafes ist. Von dem weiß ich nichts, weil ich da ja schlafe, also mach du weiter, Schreiberling. Uah, uah."

Soweit unser Murmele! Es hat mir gut getan, einmal zuhören zu können, aber nun muß ich wieder ins Geschirr. Da darf ich zuerst, um wieder hineinzukommen, aus "Das Tierleben der Alpen" von C. A. W. Guggisberg, dem hervorragenden Fachbuch, abschreiben: "Beim Spielen im Sonnenschein, beim Zusammenkommen der Familie wedelt es in gemessenem Tempo mit dem Schwänzchen, die munteren Jungen häufiger als die gesetzten Alten." Da schau an, da hat doch unser Murmele von seinem Rückenanhängsel gar nichts erwähnt. Wurde es aus Eitelkeit verschwiegen, weil es mit nur etwa zehn Zentimetern Länge gar nicht stattlich ist, mehr einem Stummelchen gleicht und selbstverständlich mit dem strahlenden Rotrock in keiner Weise konkurrieren kann? Da muß ich aber zugunsten unseres Murmele gleich feststellen, daß es sich als braver Nager durch ein reiches Innenleben auszeichnet, während der Fuchs wohl elegant und erfinderisch ist, ihm aber doch alle Eigenschaften des vollendeten Strauchdiebes mit ganz miesem Charakter anhaften.

Leider muß ich nun ein für die Murmele betrübliches und leidvolles Kapitel bringen, die Jagdbarkeit. Der Monat September ist nämlich für den Abschuß freigegeben. Bevor ich nur die ziemlich bescheidenen Vorkommen in den Ostalpen kannte, war ich ehrlich entrüstet, daß der Jagdleidenschaft viele unserer lieben Freunde zum Opfer fallen. Ich konnte mir nicht vorstellen, warum. Es ist doch kein Jagderlebnis und keine Heldentat, ein zutrauliches Tierchen abzuschießen; der Pelz taugt nichts, Jagdtrophäen wie Adlerflaum, Gamsbart oder Spielhahnfeder sind nicht zu gewinnen, und Murmelbraten fand ich noch nie auf einer Speisekarte verzeichnet. Sollte es nur der Wunderglaube an die Heilkraft des Murmelfettes sein, der die Nachstellungen auslöst, oder soll dem Überhandnehmen oder Krankheiten Einhalt geboten werden? Ich wußte von den strengen Bestimmungen der Schweiz für die Banngebiete (absoluter Wildschutz!), der strengen Wildhut und von behördlicher Festsetzung der Abschußzahlen außerhalb der Schutzgebiete und wandte mich an den Verkehrsverein Graubünden, den flächengrößten



Rofanspitze (Sonnwendgebirge) (Foto: Löbl/Bad Tölz)



»Mühlespiel«, Tschötscher Heide bei Brixen. Symbolische Darstellung unbekannter Bedeutung (Foto: K. Lukan) Tafel 16 Schalenstein neben Bichler Kapelle, Matrei/Osttirol (Foto: K. Lukan)

und gebirgigsten Kanton. Das Jagd- und Fischereiinspektorat des Kantons Graubünden schrieb mir dann am 18. Februar 1965 zu meinen Fragen:

"In Graubünden wurden 1963 5909 und 1964 4408 Murmeltiere geschossen. Die Anzahl Murmeltiere pro Jäger und Jahr ist auf acht beschränkt. Die Abschüsse für die Wildpflege sind unbedeutend. Vielmehr haben wir 1963 ca. 60, 1964 ca. 30 in den Wiesen zur Verhütung von Wildschaden eingefangen und anderswo ausgesetzt. Das Wildbret wird immer gegessen und mundet bei richtiger Zubereitung ausgezeichnet. Dem Fette werden Heilkräfte zugeschrieben und cs wird gegen alle möglichen Leiden angewendet."

(Ich möchte an dieser Stelle dem Inspektorat für seine schnelle und einlässige Auskunft, dem Verkehrsverein Chur für seine Vermittlung herzlichen Dank sagen.)

Aus dieser fachmännischen Auskunft ergeben sich für mich zwei Abbitten; einmal an die Mönche des Klosters St. Gallen, die im Mittelalter Murmelwildbret als Höchstes geschätzt haben sollen, was ich mir nicht vorstellen konnte, und wegen der Heilkräfte habe ich wohl mal etwas einen ehemaligen hochverdienten Vorstand unserer Sektion völlig zu Unrecht "derbleckt", der sich aus Ehrwald beliefern ließ. Die Fassung im Brief des Inspektorats "zugeschrieben" ist vorsichtig und unverbindlich; haben die Herren insgeheim an das "der Glaube versetzt Berge" gedacht? Zuzutrauen ist es ihnen.

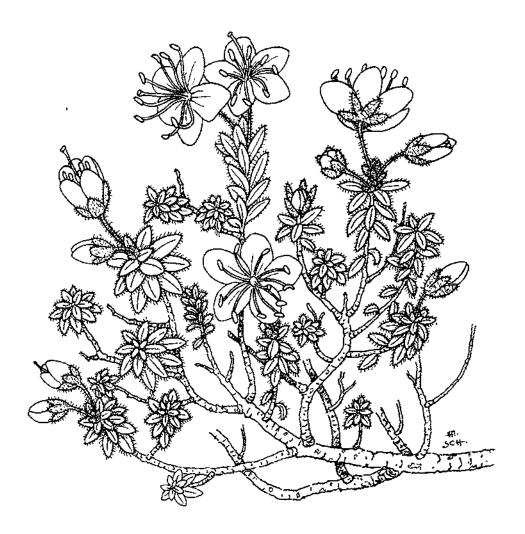
Nun wird es aber Zeit, zu dem mysteriösen Vorgang zu kommen, der mir aus guten Gründen am meisten gefällt, und, da nicht nachahmbar, wie schon erwähnt, etwas Neid erweckt, der Winterschlaf. Da hat man den ganzen Sommer über geschlemmt, kostenlos die Höhensonne genossen, Füchse und Gelegenheitsphotographen geärgert, einen ansehnlichen Wanst (20 Prozent des Eigengewichtes!) angefressen, man zieht sich nun zurück, stopft die Röhre gut zu mit Gras, Erde und Steinen, streckt sich faul aus und träumt genüßlich künftigen Freuden entgegen. Wenn dann im Frühling die liebe warme Sonne dem Winterschnee genügend zugesetzt hat, die Wässerchen rauschen und Krokus und Soldanellen nebst anderen Frühlingsboten ihre Köpfchen ins makellose Blau heben, dann streckt unser Freund, zwar noch müde, aber behaglich, seine Glieder und blinzelt nach außen, zu sehen, ob wieder die herrliche Zeit der Sommervergnügungen angebrochen ist. Und siehe da, der Speckwanst ist weg, welch einfache Therapie, man braucht also nur genügend lange zu schlafen, das kostet nichts, man spart sogar noch dabei und verdirbt sich nicht den Magen mit Schlankheitsmittelchen. Das wäre doch ein dankbares Feld für die Forschung und die biologische Anwendung auf den Menschen, namentlich in der jetzigen Zeit der Arbeitszeitverkürzungen!

Da höre ich ein leises Wispern, unser Murmele mahnt mich, noch etwas zu sagen, was ich vergessen habe. Im Herbst bereiten die Murmele ihr Schlafgemach sorgfältig vor durch ein weiches Lager. Sie halten zu diesem Zweck Heuernte, nagen zarte Gräschen dicht über dem Boden ab und breiten sie zum Trocknen aus. Frisches Grün kann hier nicht taugen, da es faulen würde. Wie nun das duftende Alpenheu in den Bau eingebracht wird, wollen wir bei Plinius d. Ä. (23—79 n. Chr.) in einem seiner 37 Bände umfassenden Naturalis historia nachlesen: "Eine von ihnen lege sich auf den Rücken, werde mit Heu beladen und halte dasselbe fest, während eine andere (weibliche Form, da im Altertum die Bezeichnung "Alpenmaus" verbreitet war, Anm. d. Verf.) sie mit den Zähnen am Schwanz packe und in die Höhle ziehe. Deswegen sehe ihr Rücken so abgerieben aus." Soweit Plinius, dem vermutlich noch andere Bären aufgebunden worden sind.

Nun muß aber Schluß sein. Wenn dann bald der Frühling seine Herrschaft antritt, alles zu neuem Leben erweckt, dann wird es oben in den Bergen heißen:

"Jetzt pfeifen sie wieder"

unsere lieben Murmele.



ZWERGALPENROSE (Rhodothamnus chamaecistus)
gez. H. M. Schiecht!

Bergerinnerungen

ERNST SCHMID

Auf Leben und Tod

Es gibt im Bergsteigerleben zuweilen dramatische Momente, die zeitlebens im Gedächtnis bleiben, und so denke ich manchmal noch an jenen 8. August, an dem mich mit den Gefährten Paul und Franz nur ein gütiges Geschick vor dem Bergtod bewahrte.

Schon waren wir im unteren Teile der noch unerstiegenen Wand im Rofan bis zur Schlüsselstelle vorgedrungen. Paul steht als erster auf luftigem Bande am Ende des dreiteiligen Querganges. Unter seinen wuchtigen Hammerschlägen sitzen bald zwei lange Haken bis zum Ring in den Felsritzen. "Die halten eisern", meint Paul beim Einhängen der Karabiner.

Der letzte Teil des Querganges besteht aus zwei gleichlaufenden Schichtenbändern, die, an leicht überhängender Wand schräg verlaufend, bei ausgestreckten Armen und Beinen mit den Finger- und Zehenspitzen überklettert werden müssen. Als zweiter gelange ich sicher zu Paul auf das luftige Felsband hinüber, und nun soll Franz sein Können zeigen. Während dieser noch fotografiert, überkommt mich jäh das unheimliche Gefühl drohender Gefahr.

"Hat nicht Franz damals an der Rofanturm-Westwand den Fingerkrampf bekommen?" fällt mir plötzlich in den Sinn. Darum schlage ich vorsichtshalber noch einen Haken, und da er wenig hält, einen weiteren in eine Ritze unseres Standplatzes, so daß wir durch vier Haken gesichert sind. Schließlich hänge ich das erste Seil, das Paul mit Franz, und das zweite, das mich mit Paul verbindet, in den zuletzt geschlagenen Haken. Dann folgt Franz. Doch er kommt nicht weit. Kaum hat er das Doppelband betreten, da stockt das Seil. Noch trennen uns etwa sechs Meter voneinander, aber dann ist Franz mit seinem Können am Ende. Er kann weder vor noch zurück, kein Seilgeländer bietet ihm Rettung, und seine Lage wird verzweifelt. Verderbenschwangere Stille —. Da! — uns stockt der Herzschlag — plötzlich läßt Franz mit beiden Händen los, sein Körper dreht sich rücklings und fällt dann wie ein Stein in die Tiefe.

Was sich jetzt in Sekunden und Sekundenbruchteilen abspielte, zählt zu den dramatischesten Augenblicken meines Lebens: Unter der gewaltigen Wucht des freien Sturzes reißen berstend und klirrend die ersten zwei Haken, blitzschnell fegt es Paul samt dem dritten Haken hinweg. Jetzt geht es auf Leben und Tod, denn wenn der letzte reißt, der kaum drei Zentimeter im Fels steckt, muß ich im hohen Bogen mit in die Tiefe rasen!

Mit weit aufgerissenen Augen starre ich auf den vierten und letzten Haken, der unser Schicksal entscheidet. Da geschieht das Unglaubliche: Er hält, hält wie durch ein Wunder, und meine seilumklammernden Fäuste halten mit Schraubstockfingern der Kameraden schwere Last.

"Paul, schnell, der Haken hält!" presse ich hervor. Beherzt wie auf Kommando, greift der Kraftvolle in die Seile, stemmt die Füße gegen die Wand, zieht sich hoch. Der Haken wippt merklich unter der erhöhten Belastung — jetzt und jetzt kann er brechen —! Da erreicht Pauls Linke in fieberhafter Eile das Band, ein Klimmzug, und wir sind gerettet. Wir freilich — aber Franz?

Kreideweiß und stumm hängt dieser fast regungslos unten an lotrechter Wand! — Zu Bildsäulen erstarrt stehen die Zuseher. Paul findet als erster die Sprache wieder und ruft: "Franz, wie geht's?" Da vernehmen wir zu unserem größten Erstaunen, daß der Gestürzte völlig unverletzt sei. Froh und glücklich schlagen wir nun einen Haken und befreien den Gefährten aus seiner peinlichen Lage, indem wir ihn an den langen Seilen zum Fuß der Wand hinunterlassen, wo er von seinen Freunden empfangen und beglückwünscht wird. Paul und ich folgen in hoher Luftfahrt nach, uns über die weit überhängende Wand abseilend. Erst nach Stunden, als Franz auf der Hütte einige Flaschen Bier spendiert, weicht die Schockwirkung allmählich einer lauteren, froh erregten Stimmung.

Dies Erlebnis sei jungen, unerfahrenen Bergsteigern ernste Mahnung: Alle Sicherungsmöglichkeiten anwenden! Auf schwerer Felsfahrt stets auf den Sturz des Seilgefährten gefaßt sein und daran denken, daß Längshaken an senkrecht verlaufenden Rissen wegen der Hebelwirkung keinen schweren Sturz vertragen! Lieber ein paar Haken zuviel, lieber etwas später zum Gipfel, als durch Leichtsinn in den Tod!

Die Erstbegehung der Sonnjoch-Nordwestwand im Karwendel und eine Sturmnacht

Eingeschlossen von plattengepanzerten Steilwänden liegt hoch über dem Engtal das Grammaikar. Diesen verborgenen, nur Gemsjägern bekannten Felskessel des Karwendels, dessen Zugang ein sich verlierender Jagdsteig vermittelt, betritt gar selten eines Bergsteigers Fuß. Jäh entsteigt die eindrucksvolle, schichtengebänderte Nordwestwand des Sonnjoches dem Grammaikar.

Mit der bewährten Bergkameradin Gisi am 27. Juli 1946 vom Falzthurntal über den Bärenlahnersattel kommend, suche ich den günstigsten Einblick in diese verborgene Wand. Vom lichten Latschenrücken am Ostrand des Kessels übersehen wir erstmals die ganze noch unbezwungene Nordwestwand. Soweit wir es beurteilen können, scheint nur der unterste, von spärlichen Rissen durchfurchte Wandgürtel besondere Schwierigkeiten zu bieten. Aber nach eingehender Suche hat das Auge quer durch das Labyrinth von Bändern, Rissen und Wandstellen einen mit ziemlicher Sicherheit gangbaren Weg entdeckt. Über den Rücken absteigend, gewinnen wir das Kar und gelangen über Schutt und Geröll zum plattigen Vorsprung an der Nordwestwand, der zu einem kurzen, überhängenden Riß führt. Wir binden uns tatendurstig ans Seil. Den Plattenaufschwung überklettern wir im Nu, und auch der folgende, überhängende Riß hemmt kaum unser zügiges Vordringen. Ein ansteigender Quergang führt auf ein luftiges Felsband, wo ich vorsichtshalber einen Haken schlage. Über eine kurze, senkrechte Stufe klettern wir in die Rißverschneidung zur Rechten und verlassen sie links aufwärts. Bald überrascht uns ein entzückendes Bild. Ein mit blühenden Almrosen üppig bewachsener, schiefer Riß ist's, der zum ersten, breiten Schichtenband leitet, dem wir 80 Meter weit folgen. Von hier geht es über einen feinen, geschwungenen Riß auf das zweite Band. In schwieriger Kletterei erreichen wir über eine senkrechte Stufe das nächste, das uns nach etwa 200 Metern zu einem Vorsprung bringt, wo ein schmales Felsband am Rande einer Schlucht zum vierten Schichtenband führt. Wir verfolgen dieses, bis ein senkrechter Riß bei einer gelben Wand den Durchstieg zum nächsten Band vermittelt. Wir gewinnen jetzt rasch an Höhe und streben unter Umgehung der ungangbaren, überhängenden Gipfelwand dem Nordgrat zu. Ein kleiner, glatter Überhang hält noch etwas auf, dann kommen wir unweit des Grates in genußreicher Kaminkletterei zum Hauptgrat, der uns zwei Minuten später zur Spitze führt. Schneller als erwartet — nach fünf Stunden — lagen die 600 Meter Wand zu unseren Füßen. Nach Eintragung ins Gipfelbuch genossen wir eine Stunde beschaulicher Rast. Dann kletterten wir gemächlich am Nordgrat des Berges zum Bärenlahnersattel hinunter, um dort vor Begehung der Schaufelkante ein Freilager zu beziehen. Auf der Suche nach einem Biwakplatz finden wir nördlich des Sattels einen Latschenfleck mit dürrem Holz, und die kleine Schlucht darunter spendete das im Karwendel gar spärliche Naß. Dann

brauten wir Tee, entfachten fröhlich ein Lagerfeuer und hüllten uns in warme Kleidung; nichts schien den ersehnten Schlaf in milder Sommernacht zu stören.

Meine müde Gefährtin mochte schon im Reich der Träume weilen, als fernes Donnergrollen und grelle Blitze draußen im Bayrischen ein Gewitter künden. Aber das Wetter verzieht sich langsam von West nach Ost, und ich verfolge mit Spannung das schöne Naturschauspiel. Die Gefahr scheint vorüber, aber unheimliche Stille verrät die Ruhe vor dem Sturm! Plötzlich kündet aufbrausender Wetterwind ein durch das Rißtal einbrechendes Gewitter. Schon fallen einzelne Regentropfen. Da erwacht Gisi und verzögert leichtsinnigerweise die Schutzsuche. Doch das unschlüssige Verweilen sollte sich bald rächen, denn plötzlich ist das Hochwetter da! Eilends raffen wir unsere Sachen und rennen keuchend zum Sattel empor. Unter grellen Blitzen streben wir einer Höhle der Schaufelkante zu. Als das Gewitter mit voller Wucht ausbricht, flüchten wir rasch an die nächste, wenig Schutz bietende Wand. Ein Hochgewitter gewaltigen Ausmaßes tobt! Taghell erleuchtet eine ununterbrochene Folge von Blitzen, begleitet vom Schmettern und Rollen des Donners, den Berg. Der Sturm schwillt zum rasenden, Hagel peitschenden Orkan, der alles im Nu in eine Winterlandschaft verwandelt. Rasch übergestülpte Rucksäcke schützen unsere Köpfe vor den großen Hagelschloßen, bis es in Strömen gießt. Wasser dringt durch die Kleidung, vor Kälte und Nässe erstarren unsere Glieder. Ein Gewitter löst das andere ab, und das Unwetter will kein Ende nehmen.

Um Mitternacht wird uns klar, daß wir ohne Gefahr für unsere Gesundheit nicht mehr länger untätig bleiben können. Als sich das Hochwetter endlich langsam verzieht, vertauschen wir mit klammen Fingern die nassen Kletterpatschen mit den Bergschuhen und steigen im Scheine der Blitze zum Sattel ab. An dessen Südseite dem Sturm entronnen, stolpern wir pfadlos über Blockwerk talwärts. Um nicht zu stürzen, gehen wir eingehängt, eine Übung, die sich auf nächtlichen Bergwanderungen stets bewährt.

Ab der Quelle verfolgen wir den Steig. An den zu reißenden Wildbächen gewordenen Rinnsalen ist er weggespült. Wir tasten uns schließlich im Wald bei tiefster Finsternis auf allen Vieren zu Tale, das weit und breit überschwemmt ist. Im Labyrinth der Wasserläufe springen wir zuweilen zu kurz, haben das Schuhwerk voll Wasser und erreichen endlich gegen 4 Uhr die rettende Gaststube der Falzthurnalm.

Auf dem Heimweg sahen wir deutlich die Spuren des Unwetters. Hinter dem Almgatter hatte der Bach die Straße fortgerissen, und in Pertisau standen Wiesen und Häuser verschlammt, darunter auch das Großhotel Fürstenhaus.

Eine abenteuerliche Felsfahrt

Eines Spätsommermorgens stehen meine Berggefährtin und ich zu Füßen der höchsten Karwendelwand im Enger Grund. Vorsichtig haben wir uns einem Rudel Gemsen genähert, das friedlich äsend im Kar weilt. Wir verharren regungslos. Da tritt der wachsame Leitbock auf einen Felsblock, steht wie ein Standbild und späht zu Tal. Er hat uns gewittert. Sein Warnungspfiff alarmiert die Herde, die spähend und auseinanderstiebend die Flucht ergreift. Neugierig, wie dieses Wild ist, stoppt es gar bald den Probegalopp, äugt, tut einige Schritte und äugt wieder, um erst nach wiederholten Pfiffen seines Oberhauptes in einem Schuttgraben zu verschwinden. Wir wollten eben weiter, als plötzlich — wie aus dem Boden gestampft — 30 Meter seitwärts zwei Gamsböcke auftauchen. Wir stehen wie Bildsäulen. Zum größten Erstaunen treten beide Tiere interessiert auf uns zu, drehen dann, unschlüssig zögernd, auf zwölf Schritte Entfernung ab und springen bergauf.

Wie ist ihr Verhalten zu erklären? Sahen sie schlecht, näherten sie sich aus Neugierde, oder hatten sie keine Witterung? -- Wahrscheinlich war letzteres der Fall.

An einen Felsblock gelehnt, schauen wir mit einem Zeissglas in die 1000 Meter hohe Nordwand der Grubenkarspitze, Mein Interesse gilt weniger der Route berühmter Namensvettern, der Münchner Brüder Schmid, als der theoretischen Lösung des letzten ganz großen Karwendelproblems, des Mitteldurchstieges der gewaltigen Wand. Namhafte Nürnberger Bergsteiger unternahmen die ersten Angriffe, denen solche berühmter Felsgänger (H. Rebitsch und A. Heckmaier) folgten. Allein ihre mit gewöhnlichen Mauerhaken unternommenen Versuche scheiterten an der Glätte der Wand. Da eine Durchkletterung der hohen, von glatten Überhängen umrahmten Plattenschüsse der unteren Wandhälfte mit althergebrachten Hilfsmitteln unmöglich ist, dürfte die "Direkte" nur mit Bohrern bewaffneten Wandspechten unter großem Aufwand von Zeit und Ausrüstung gelingen. Die mit den bisher verwendeten Hilfsmitteln an der Nordwand der Lalidererspitze ausgeführte Begehung der "Direttissima" durch H. Rebitsch und S. Spiegl würde in der Direkten an der Grubenkar-Nordwand unter Anwendung modernster Hilfsmittel ein würdiges Gegenstück finden.

Wir wenden unser Augenmerk dem Einstieg der Schmid-Route, der fast in der Fallinie des Gipfels fußenden Schlucht zu. Nässe kennzeichnet ihren Beginn. Oberhalb des Sockels, wo wir die Bergschuhe mit den Kletterpatschen wechseln, stiebt ein hoher Wasserfall. Anstatt nun, der Führe entsprechend, nach rechts in die brüchige Wand zu queren, überklettern wir mittels zweier Haken das senkrechte Wandl neben dem Rinnsal und gewinnen über ein festes Band und um eine Kante herum die kurze Verschneidung, welche ein Felsköpfl krönt. Ein schmales, abschüssiges Band zieht unter schwarzen Überhängen links aufwärts, wobei ein Mauerhaken mit Seilschlinge den schwierigen Weg unserer Vorgänger weist. Ich errichte eine neue Sicherung, schlage einen günstiger sitzenden Haken und verfolge vorsichtig das luftige Band bis zum Hakenstand an seichter, wasserführender Steilrinne.

Etwas zögernd, doch sicher folgt die gewandte Gisi, und ich freue mich, daß sie glatt durchkommt, da ich mangels Seilgeländer ein Hinauspendeln nicht hätte verhindern können. Die nasse Rinne, bei der uns das Wasser bei den Armeln hereinrinnt, überklettern wir schleunigst und wenden uns vom folgenden Köpfl rechts aufwärts zu einem wasserüberronnenen, moosigen Überhang. Lange hänge ich dort am dicken, rostigen Haken, bis nach Einschlagen einer weiteren Sicherung die heikle Stelle überwunden ist. Eine Steilrinne bringt uns unter einen riesigen, schwarzen Überhang. Wir queren oberhalb der weißen, schon von unten sichtbaren Platte in den Grund einer Schlucht und verlassen diese bald auf luftigem Quergang nach rechts. Als über einer Folge von Rissen ein Turm sichtbar wird, beenden wir den Erkundungsgang und beginnen die Abseilfahrt, die rasch vonstatten geht. Die letzte überhängende Abseilstelle an der Wasserrinne verschafft uns noch zum Schluß ein erfrischendes Brausebad, wobei in freier Luftfahrt durch kreiselartige Drehungen für eine gleichmäßige Berieselung unserer Vorder- und Hinterfronten gesorgt war.

Da eine Durchkletterung der großen Wand tags darauf wegen zweifelhaften Wetters nicht ratsam erschien, besuchten wir die Falkenhütte und entdeckten dabei die späteren Erstersteiger der direkten Nordwand der Lalidererspitze (Hias Rebitsch und Sepp Spiegl) bei ihren interessanten Versuchen.

Als bei Morgengrauen des letzten Urlaubstages heiteres Wetter herrscht, setzen wir alles auf eine Karte und steigen um 7 Uhr früh in die höchste Wand des Karwendels. Der Erkundungsgang kommt uns sehr zustatten, und so überklettern wir glatt und ungehemmt die schwierigsten Stellen der untersten Wandstufe. Beim großen Turm stehen uns zur Erreichung der Scharte zwischen Turm und Wand zwei Möglichkeiten offen: Anstelle des schönen Stemmkamins erklettern wir über einen besonders schwierigen Riß zuerst den Turm und steigen dann zur Scharte ab. Ein vorhandener Abseilhaken vermag uns kaum über den Zeitverlust zu trösten, der später noch eine Rolle spielen sollte. Oberhalb des Turmes machen wir Pause, doch das Bewußtsein, daß wir noch 500 Meter Wand und einen völlig unbekannten Abstieg vor uns haben, treibt uns weiter.

Um Zeit zu sparen, gehen wir nun gleichzeitig den jetzt nur mehr mittelschweren Kletterweg, welcher mehrere Durchstiegsmöglichkeiten bietet. Über lange Bänder, Rippen und Rinnen erreichen wir gut den Gipfelgrat und bald darauf die Spitze. Ich beglückwünsche Gisi Pervoulesko zur ersten Damenbegehung der Grubenkar-Nordwand (die neunte Begehung seit 25 Jahren). Neun Stunden hatte uns das Seil verbunden.

Nach kutzer Stärkung hoffen wir noch vor Einbruch der Dunkelheit ins Tal zu kommen, wissend, daß der nicht sehr schwierige Abstieg östlich der Plattenspitze über eine Rinne führt. Als wir eilends diesem Gipfel zustreben, steigen Nebel aus den Schluchten, jagen über Wände und Zacken, umhüllen im Nu den Grat. Der tückische Nebel trügt. So wähnen wir bei einer Scharte die Plattenspitze schon hinter uns und spähen nordseits in eine Rinne, deren Begehung, soweit übersehbar, keine Schwierigkeiten bietet. Wir sehen auf die Uhr, es geht gegen sechs, und es drängt die Zeit, da Spätsommertage schon merklich kürzer sind. Rasch entschlossen verfolgen wir daher die leicht gangbare Rinne, was unseren Glauben, auf richtiger Fährte zu sein, noch bestärkt. So gehen wir ahnungslos in die Falle. Nach schwierigen Stufen münden die Rinnen in eine Schlucht, wir sind zum Abseilen genötigt und spähen bei einbrechender Dunkelheit in unergründliche Tiefen: Wir haben den Abstieg verfehlt, zur Umkehr ist es bereits zu spät! Inmitten hoher Wände gefangen, sind wir jetzt in Nacht und Nebel zur Beiwacht gezwungen. Eine winzige Höhle seitlich der Schlucht bietet zur Not der kleinen Gefährtin Platz, während das schmale Felsband davor — meiner Schulterbreite nicht entsprechend — nur ein Liegen im angeseilten Zustand ermöglicht. Der berggewohnten, abgehärteten Gisi genügt das harte Lager. Sie fügt sich ohne Lamento ins Unvermeidliche, entzündet ein paar Spiritustabletten und wärmt eine Dose Apfelsaft. Wir schlürfen mit Wohlbehagen das köstliche Heißgetränk und verzehren bei Kerzenlicht den kärglichen Rost unseres Proviants. Als wir, mit den Füßen im Rucksack, das harte Lager beziehen, beginnt es zu regnen. Eine Zeitlang schützt Gisis Gummimantel vor Nässe, bis mir schließlich das Wasser beim Halse herein und dem Körper entlang bis zu den Zehen herunterrinnt, während die Höhlenbewohnerin glücklicherweise im Trockenen liegt. Trotz der Anforderungen des Tages liegen wir wach und sehen zuweilen auf die Uhr. Wie träge schlaflose Biwakstunden verrinnen! Da hilft nichts, als mit orientalischer Gelassenheit Geduld üben, Ruhe bewahren und das Beste hoffen.

Als wir aus kurzem Morgenschlummer erwachen, graut der Tag. Es regnet noch immer, Nebel hält uns gefangen. So warten wir noch geraume Zeit auf Wetterbesserung. Endlich tritt Bewegung in die Düsternis. Für Sekunden wird der Tiefblick frei, und wir können — in 120 bis 150 Meter Tiefe — am Fuße der Schlucht gut gangbaren Fels entdecken. Bis dahin müssen wir mit wenigen Haken auskommen.

Als wir gegen acht den Abstieg antreten, regnet es erfreulicherweise nur mehr schwach, und das Abseilen geht mit den sorgsam trocken gehaltenen Hanfseilen anfangs "reibungslos" vonstatten. Nur das Hakenschlagen in der ausgewaschenen Schlucht ist schwierig und zeitraubend, wodurch wir nur langsam tiefer kommen. Unsere Seile sind naß und steif geworden, wir müssen zum Abseilen Karabiner verwenden. Gisi fühlt längst, um was es geht, aber nicht ein Wort des Klagens kommt aus dem Munde der tapferen Gefährtin, obwohl Kleider und Kletterpatschen durchlöchert und durchnäßt sind. Nach mehrstündiger Kletterei erkämpfen wir uns den Fuß der Schlucht und streben über wasserüberspülte Platten hinab. Wir fühlen kaum die Nässe in unseren Kleidern, die sich wie nasse Fetzen um den Leib legen, und fühlen weder Hunger noch Durst. Wir haben nur ein Ziel: hinaus aus der Wand!

Den vorletzten Haken zum Abseilen opfernd, entsteigen wir endlich nachmittags halb drei der Wand. Wir holen vom Einstieg unsere Bergschuhe und holen hierauf beim Engwirt das an Speise und Trank Entbehrte nach. Dann eilen wir noch vier Stunden über das Lamsenjoch nach Schwaz und fahren nachts nach Hause.

Das Ringen um die Roßkopf-Nordwand (Rofan)

Jahre, bevor ich um die Sagzahn-Ostwand warb, galt mein alpiner Tatendrang einem der letzten großen Probleme im Rofan: der Nordwand des Roßkopf-Nordossgipfels. In ihrer mauerglatten Wandflucht, die sich über einem Vorbau der Senkrechten nähert, bietet der große, die Wand durchreißende, mit zahlreichen Überhängen versehene Riß die einzige Durchstiegsmöglichkeit. Endlich konnte ich im Herbst 1924 mit Franz Pfeifer, einem schneidigen Innsbrucker Kletterer, den ersten Versuch zur Durchkletterung dieses Felsbollwerkes wagen. Der gänzlich verregnete Sommer und berufliche Pflichten hatten das Vorhaben immer wieder hinausgeschoben. Vorerst bahnten wir uns bewaffneten Auges den Weg. Ein steiler Vorbau führt über Risse und Kamine von links her zum Beginn des Ricsenrisses, welcher zuerst eine Seillänge schräg links aufwärts zieht und, kurz bevor er senkrechte Richtung annimmt, eine Unterbrechungsstelle aufweist. Der große, senkrecht verlaufende Teil des von zahlreichen Überhängen und moosigen Stellen durchsetzten Risses ließ extreme Schwierigkeiten erwarten, deren Bewältigung sehr im Zweisel stand. So blieben nach eingehender Besichtigung drei Schlüsselstellen: Die Rißunterbrechung, das Rißdreieck und der letzte große Überhang in dreiviertel Wandhöhe. Trotz der zu erwartenden großen Schwierigkeiten stiegen wir ein, wußten wir doch aus Erfahrung, daß manches an Ort und Stelle anders aussieht und daß die Begehbarkeit schwerster Kletterstellen zuweilen die Fingerspitzen entscheiden müssen.

Zunächst ging alles glatt. Etwas links der Fallinie des senkrechten Rißverlaufes kletterten wir an der Ostflanke des Vorbaues durch einen Kamin auf ein Schartel und querten "über" das Rinnen- und Kaminsystem des Vorbaues zum großen Riß, der mit einer Steilrampe beginnt. Nach wenigen Metern führt der anfangs breite Riß in schöner Kletterei auf festem, rauhem Fels an einer Höhle vorbei. Ohne Stockung dringen wir bis zur Unterbrechungsstelle vor, wo die erlesenen Schwierigkeiten beginnen. Der grifflos gewordene, stark verengte Riß muß einige Meter in Reibungskletterei überwunden werden.

An diesem ernsten Hindernis scheiterte der erste Versuch, da wir keinen Haken schlagen konnten und die Pflicht rief. Nach dreimaligem Abseilen landen wir unten, und rasch geht es über das Markgatterl zu Tal.

Ein verspäteter Sommerurlaub führte mich Anfang Oktober 1924 ein zweites Mal auf die Roßkopf-Nordwand. Roland Rossi, der Erstersteiger der Nordwand des Monte Pelmo, übernahm an der Unterbrechungsstelle die Führung, hatte in kurzer Zeit die Reibungsstelle überwunden und traf auf den verrosteten Abseilhaken Eichhorns, der sich hier einst geschlagen geben mußte. Eine glatte, überhängende Verschneidung mit fingerbreitem Riß sperrt den Weiterweg. Der in Hochform stehende "Rolli" geht sofort zum Angriff über. Er tritt mittels einer am glatten Rißrand geschlagenen Kerbe höher, seine Finger verkrallen sich im feinen Riß. Rossi zieht sich hoch, schlägt zwei kleine Haken und verschnauft dann kurz in Scherensicherung. Nach wenigen Metern quert er nach rechts um die nahe Rippe auf einen begrünten Stand oberhalb des wulstartigen Überhanges und läßt Hugo nachkommen. Als dieser zu Rossi kommt, beginnt es heftig zu regnen. Aber unter schirmenden Überhängen merke ich nichts, bis am Doppelseil das Wasser herunterrinnt. Da blasen die naß gewordenen Freunde zum Rückzug, doch die Nordwand sollte noch ihre Zähne zeigen. Als wir nach Aufhören des Gewitterregens an der letzten Abseilstelle in der Fallinie des großen Risses sind, kündet ein nervenaufpeitschendes Krachen und Bersten Tod und Verderben bringenden Steinschlag. Aus 200 Meter Höhe hagelt es kopfgroße Geschosse. Rossi steht oben, Hugo neben mir. Wen werden sie treffen? Ein blitzschneller Sprung, ich decke den Kopf im Riß, dann birst, knallt und splittert es um uns! Doch wir bleiben heil. Den glücklicherweise dem Bergtod Entronnenen zeichnet der Schreck aber noch lange die Gesichter.

Mitte Juni 1925 startete ich mit Roland Rossi wieder zu einem Versuch, doch kamen wir nur bis zum Rißbeginn, weil das von der Gipfelschlucht kommende Schmelzwasser

jedes Vordringen vereitelte. Anderentags gingen wir auf Entdeckungsfahrt und wandten uns auf Nieberls Weg über die begrünte Nordostflanke des Roßkopfes zum Nordwandausstieg. Abwechselnd ließen wir uns von der Gipfelschlucht eine Seillänge hinunter. Wir spähten in den Riesenschlund und entdeckten 30 Meter tiefer eine kleine Felskanzel. Wie mochte es darunter aussehen?

Tief unten lag der wohlbekannte Vorbau und darüber eine geschlossene, über 200 Meter hohe Plattenflucht von seltener Glätte. Einzig der gewaltige Riß bot die Hoffnung einer Durchstiegsmöglichkeit.

Im Oktober 1925 scheiterte der vierte Versuch an der Rißunterbrechung, da Rossi nicht in Form war.

Im Juli 1926 lernte ich den namhaften Dresdener Kletterer Fritz Wiehsner kennen, den ich für einen nochmaligen Versuch gewinnen konnte. Zum besseren Einblick in die Wand erklommen wir den vom Hauptmassiv abgespaltenen Turm am Ende des Vorbaues. Wiehsner, der mit Rossi die Erstbegehung der Fleischbank-Südostwand im Wilden Kaiser durchgeführt hatte, hegte Zweifel an der Erkletterbarkeit der Wand mit ihren Überhängen, ihren nassen, grasdurchsetzten Platten und morschen Felsstufen. Lange sahen wir in die Wand, deren Glätte, Steilheit und Schwierigkeit damals nur von wenigen durchkletterten Wänden der Nordalpen übertroffen war, bis uns ein heftiger Regen zum Abstieg zwang.

Nach feuchter Abseilfahrt, nach der wir schließlich wie ein nasser Regenschirm trieften, eilten wir über das Markgatterl zur behaglichen Bayreuther Hütte.

Nach Bewährung unserer Seilschaft an der Sagzahn-Ostwand startete ich am 17. September 1926 mit dem wackeren Gefährten Dr. Simon Moser zum fünften Versuch. Um meine Kräfte für den schwierigsten Teil der Wand zu schonen, führte Simon bis über die Rißunterbrechung nahe der bisher durch Rossi und Hörtnagel höchst erreichten Stelle. Das Lied der Lore summend, löste Simon gewandt und sicher seine Aufgabe, dann trete ich, mit einem stattlichen Mauerhakenigel bewaffnet, in Aktion. Ein besonders schwerer Überhang sperrte den Weiterweg. Ruhig schlage ich zwei Haken, ziehe mich hinan, spreize mit dem linken Bein hoch, suche vergebens nach einem Halt und muß zurück. Nochmals wiederholt sich das Kräftespiel, aber beim dritten Mal gelingt es. Der folgende Überhang ist leichter; dann gewinne ich am Fuße des schon von unten sichtbaren Rißdreiecks einen nischenartigen Standplatz. Die Fortsetzung über den glatten, überhängenden Riß scheint äußerst schwierig, darum versuche ich zuerst, des Rißdreiecks spitzen Winkel zu überklettern.

Der steigende Riß zur Rechten führt als schmales Felsband in die glatte, fast senkrechte Wand hinaus. Ich stehe in großer Ausgesetztheit schon acht Meter weit draußen am Rißende und finde nirgends eine Sicherungsmöglichkeit. Zwei Meter trennen mich noch vom oberen Band, aber die Wand dazwischen ist glatt und grifflos, daher ohne Haken nicht gangbar. Ich muß zurück, ohne Sicherung ein heikler, schwerer Gang! Beim Gefährten schlage ich zum moralischen Halt einen großen Standhaken in morsches Zeug und gehe entschlossen den überhängenden Riß an. Außerst schwierig komme ich höher, dann klebe ich längere Zeit an entscheidender Stelle mit schlechten Griffen auf den Zehenspitzen am Fels. Schließlich zittern meine Füße vor Anstrengung, langsam erlahmen die Finger, und das Herz schlägt fühlbar bis zum Halse, Augenblicke im Bergerleben, die sofortiges Handeln erfordern. In solch gefährlichen Lagen gibt es nur eines: vor oder zurück! Wohl bewußt des entscheidenden Augenblicks um Sein oder Verderben, um Sieg oder Niederlage, ringe ich mich mit zusammengebissenen Zähnen etwas höher. Während meine Linke vergebens nach einem Halt tastet, erspähe ich glücklicherweise einen Tritt. Blitzschnell spreize ich hinüber — es ist mehr ein Fallen —, raffe mich hoch und kann nun zu höchster Zeit etwas verschnaufen. Da zieht über mir wie ein Geschenk des Himmels ein wunderschöner Hakenriß! Schnell treibe ich den unentbehrlichen Stift ein — es klingt wie köstliche Musik —, hänge ein und zerre an dem jeder Belastung standhaltenden Haken, toll vor Freude; dann erklettere ich stark auf "Zug" die überhängende Verschneidung. Weit verspreizt erreiche ich schließlich einen hohen Griff und kann am Scheitel des Überhanges rasch einen Haken schlagen. Das Einhängen des Karabiners ohne Trittschlinge ist kräfteraubend! Dann gelingt es mir, mit Hilfe eines weiteren Hakens leichteren Fels und bald darauf die Schlüsselstelle zu erreichen: den hohen, die Rißverschneidung sperrenden Doppelüberhang.

Simon gibt die äußerst schwere Seillänge tüchtig zu schaffen, bis er auf schmalem, abdrängendem Bande bei mir steht. Am Scheitel des ersten, bauchigen Überhanges klafft eine breite Hakenritze, die nur mit Holzkeil nütze ist, aber wir haben keinen. So bot eine in Bauchhöhe befindliche Felsritze die einzige Sicherungsmöglichkeit. Singend fährt ein Stift in die Ritze - leider nur wenige Zentimeter -, doch sollte er noch eine wichtige Rolle spielen. Durch diesen Haken gesichert, versuche ich nun, den hängebäuchigen Überhang direkt zu überklettern, ein gewagtes Kräftespiel, wobei ich die Wuchtel zwar umfassen, aber nicht hochkommen kann. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen gleite ich beim Zurückklettern ab und - der Haken hält den Ruck! Verbogen steckt er im Fels, aber er und treue Freundeshand taten ihre Pflicht. Wir sehen auf die Uhr, es ist bald sieben! Was tun? Biwakieren? Unausgerüstet haben wir keine Lust dazu. Also abseilen! So kehren wir hier an entscheidender Stelle, in greifbarer Nähe des Sieges, um, denn nach dem Doppelüberhang verheißt der kaminartige Verlauf des Risses Gangbarkeit. Durch den Umstand aber, daß Simons klamm gewordene Finger ein freies Abseilen nicht zulassen, vollzieht sich der Abstieg äußerst langsam. Rasch bricht die Nacht herein, und zu den Schwicrigkeiten der Kletterei gesellen sich neue. Als ich meinen Gefährten ober der Unterbrechungsstelle im Riß langsam hinablasse, tritt ein Seilsalat auf. Während ich in schwieriger Lage mit der einen Hand den Gefährten halte, muß die andere den Knäuel entwirren. Aber es sollte noch Schlimmeres kommen. Als wir unter der Rißunterbrechung das Seil abziehen, bleibt es auf einmal stecken. All unsere Bemühungen, es frei zu bekommen, scheitern. Da kappen wir kurzerhand das Seil und klettern mit dem kläglich verbliebenen Rest von 15 Metern am schiefen Riß zum Vorbau hinab. Der nächtliche Abstieg im Dunkeln ist ein Tasten und Fühlen wie das eines Blinden. Am Haken der letzten Abseilstelle befestige ich schließlich das einfach genommene Seil und lasse mich daran herunter. Es reicht zur Not, und gegen Mitternacht stehen wir endlich nach fünfzehnstündiger Kletterei am Fuße der Wand. Bei tiefer Finsternis kommen wir tappend und stolpernd erst nach drei Stunden zur Hütte. Der Tag hatte uns den in greifbarer Nähe liegenden Erfolg verwehrt. Aber unser Kampfgeist war nicht erloschen.

Fünf Tage später geht es siegesgewiß zum entscheidenen Angriff. Mit Hilfe der noch hängenden Seile und steckengelassenen Haken stehen wir nach wenigen Stunden wieder an der Schlüsselstelle und überwinden dort nach härtestem Ringen den Doppelüberhang: Über dem ersten bauchigen Überhang schlage ich hoch oben einen Haken und klettere dann links zur nahen Höhle, dem einzigen bequemen Rastplatz in der eigentlichen Wand. Nun queren wir wieder in den Hauptriß, der uns in genußreicher Kletterei zum engen, anfangs überhängenden Schlußkamin führt. Während ich dort einen Haken schlage, entlädt sich ein Gewitter. Ein Blitz elektrisiert mich am Haken, dann gießt es in Strömen, und binnen kurzem sind wir naß bis auf die Haut. Jetzt heißt es eilen, denn der Riß wird wasserführend. Klamm werden die Finger vor Kälte und Nässe. Zähneklappernd kämpfen wir uns zur rettenden Gipfelschlucht. Dort aber genehmigt sich Simon, der Antialkoholprediger, "aus Gesundheitsrücksichten" einen überaus kräftigen Schluck aus m eine m Schnapsflaschl. Dann drücken wir uns auf dem Gipfel nach neunstündiger Kletterei siegesfroh die Hand bei Nebel und Sturmgebraus.

"Tauern" auch außerhalb der Zentralalpen — Schicksale und mögliche Herkunft des Gebirgsnamens

KARL FINSTERWALDER

Unter dem Titel "Die paradoxen Tauern" machte in den Mitteilungen 1965, S. 71, Liselotte Buchenauer mit der "paradoxen" Tatsache bekannt, daß neben dem mächtigen Kettengebirge der Tauern, die vom Volk natürlich als Mehrzahl zum einzelnen Paßnamen "Mallnitzer, Heiligenbluter Tauern" usw. verstanden werden, auch ein ganz niedriger Sattel bei Ossiach, Kärnten, fern von den Zentralalpen, Tauern heißt. Es gibt aber noch manche andere "Tauern"-Namen abseits dieser großen Hochgebirgsgruppe, die "echt", d. h. nicht durch irgendeine Namenverstümmelung entstanden und im Volk durchaus verwurzelt sind.

Blicken wir uns weiter in den Ostalpen um, finden wir "Tauern" sogar für bewohnte Orte in einer gewissen, wenn auch bescheidenen Höhenlage, Orte, die als Übergang absolut keine Rolle spielen. Das führt wohl auf frühere Stadien unseres "Tauern"-Namens zurück, ist zugleich aufschlußreich und erklärungheischend.

Wenn man dem Ursprung solcher Tauernnamen systematisch nachgeht, wird wahrscheinlich, daß "Tauern, Tauer" als Ortsbenennung nicht von einer einzigen Sprache und in einer einmaligen Welle über den Alpenraum verbreitet wurde, sondern daß es als verständlicher Begriff der Umgangssprache aus seiner sprachlichen Ursprungsschicht in jüngere Sprachen übernommen, in verschiedenen Zeiträumen und von mehr als einem Volk verwendet worden ist. Eine Zusammenfassung des Namenproblems soll in der gleichzeitig erscheinenden Gedenkschrift für Wilhelm Brandenstein die Erinnerung an diesen hervorragenden Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft an der Universität Graz wachhalten. Auch der folgende Auszug daraus, der in einem Jahrbuch, das die Karte der Schobergruppe bringt, wohl nicht fehl am Platze ist, soll dem Andenken Brandensteins, des begeisterten Bergsteigers, der den Führer durch die Granatspitzgruppe verfaßte und neue Wege in dieser Gruppe der Tauern beging, gewidmet sein.

I. Ein Gang durch das Reich der Tauernnamen

Wir gehen an dem vorläufig dunklen Ursprung des Namens Tauern, seines Zusammenhangs mit den Tauriskern usw. vorüber und suchen uns nur einmal die echten Tauernnamen, d. h. die durch historische Belege als "Tauern" ausgewiesenen Namen zusammen. Einige der bekanntesten zentralen Tauernpässe sind schon in althochdeutscher Zeit¹ als

¹ Als wichtigste älteste Urkundenformen seien angeführt aus der Brandenstein-Gedenkschrift, Abschnitt III: Zwischen 845 und 875 eine lateinische Nennung "ad Taurn", die fehlerhaft und m. E. wahrscheinlich in eine Übersetzung "ad Tauru", für althochdeutsch "az Tauru" zu bessern ist. Sie ist nach Kranzmayer leider nicht genau zu lokalisieren, betrifft aber doch möglicherweise den Mallnitzer Tauern. Im Jahre 1072 wird bei der Abgrenzung eines großen Teiles von Oberkärnten nach Nennung der Flüsse Möll (Molna, "ripa fluminis Molna" = Ufer des Flusses Möll") und Drau (Dravus) die Grenze in ihrem weiteren Verlauf gezogen, "ad acumen montis, qui dicitur Turo", d. i. "auf die Höhe", genauer sogar "Spitze des Turo genannten Berges"; im Jahre 1141 Duri (zweiter Fall), 1143 sub Turo monte, "unter dem Tauernberg"; im Jahre 1207 der "monte Duro", beim Lungau genannt, daher ist dieser wohl der Radstädter Tauern, 1224 ein "montis Thu(o)r" (mit beginnender Zwielautung zu "Tour"), 1244 "in Monte Tauri decem novalia", d. i. "am Tauern zehn Neubrüche (Rodungen)", wohl auf Obertauern, Untertauern (am Radstädter T.) zu beziehen.

Tûro, latinisiert auch als Thurus genannt, was im Deutschen zu "Tauern" führte. Dem Hinweis L. Buchenauers ist noch etwas aus dem schönen "Kärntischen Wörterbuch" von Matthias Lexer, dem großen Kärntner Germanisten, hinzuzufügen, weil diese Wortsammlung durch ihre liebevolle Berücksichtigung des Namenschatzes auffällt und bei ihrem Alter (erschienen 1862) einen älteren Überlieferungsstand wiedergibt. Ihm zufolge heißen im Lesachtal "die nördlichen hohen Berge", das wären also die Gailtaler Alpen, "die Tauern". Es scheint fraglich, ob hier die Vorstellung von "Pässen" vorlag. Aus Steiermark wäre noch zu nennen der "Kleine Tauern" in den Metnitzer Alpen (Murtal) und ein ehemaliger "Tauern" bei Mitterndorf (Ausseer Land), da im Jahre 1482 Mitterndorf als "Mitterdorf unterm Tauern" erscheint. Mit "Tauern" ist nach Auskunft des besten historischen Kenners des Ausseer Landes, Dir. Franz Hollwöger in Grundlsee, in alten Erwähnungen oft der Steinpaß westlich des Grimmings bezeichnet. Als Name eines Überganges erscheint im oberösterreichischen Salzkammergut auch auf den Karten im Einklang mit dem Volksgebrauch ein "Tauern" südöstlich von Ischl über dem Rettenbachgraben. Genauer versteht das Volk unter diesem "Tauern" den Übergang von der Gschwendtalm über das Löckenmoos zum Grabenbach und zur Sandlingalm, d. i. der Sattel zwischen dem Kleinen Rosenkogel und P. 1117 an der "Tauernwand". Er heißt schon 1563 und 1605 "der Thauern". Nicht so klar ist eine historische Benennung Tauern für ein höher gelegenes Anwesen im Markt Aussee und der Name eines anderen Anwesens Tauern unterm Hundskogel (= Siriuskogel) über Bad Ischl, 1665 "der Tauern". Uber die Ortslage eines Tauern, der nach Schiffmann im Gosautal lag, 1665 "der Tauern", 1700 die "Thaurn Alm" genannt, fehlen mir Auskünfte. Ein Tauernhof findet sich am Neideck nordwestlich von Ardning bei Liezen, in der Gegend des Pyhrnpasses; in dieser Gegend ist 1434 ein Ober- und Nieder-Tawren bezeugt (Zahn, S. 127), ein "Tauereck" kommt in der Gegend der "Magdwiesen" bei Mautern und im Liesingtal westlich Donawitz vor. In der Hochschwabgruppe werden in älteren Quellen "die Golstauern" genannt, die aber in der schönen, leider etwas knappen Namenarbeit von Dr. Alfred Webinger über die Hochschwabgruppe, 1953, nicht besprochen werden und hier nicht zu lokalisieren sind. Der Paß Thurn zwischen Kitzbühel-Jochberg und Mittersill wird im Jahre 1297 der "turentawern" genannt.

Das waren, soweit bestimmbar, doch Tauernnamen für Übergänge. Wie leicht z. B. im Gebiet der Hohen Tauern das Volk nach Analogie der schon vorhandenen Pässe namens Tauern neue "Tauern"-Namen schuf, sieht man an zwei ganz unbedeutenden Ortlichkeiten, Einsattlungen, beim Weißsee im Stubachtal, die die Almhirten mir als "Kühtauern" und "Katzltauern" benamsten. Aber andere Tauern, außerhalb der Zentralkette, wenngleich ihr nahe, sind keine Pässe: der Funtenseetauern, der Gotzentauern über dem Königssee bei der Gotzenalm sind massige Erhebungen. Der erste steigt über der Hochfläche des Steinernen Meeres auf. Andere sind bloße Siedlungsplätze, aber doch in einer gewissen Höhenlage. Ein Obertauern (d. i. nicht jenes am Radstädter Tauern) nächst Griesenau bei Kitzbühel1s ist 1480 als Hofname "beim Taurer" bezeugt und, urkundlich besonders klar belegt, ein Einödhof Tauern bei Frasdorf, Oberbayern, im Hochriesgebict, zwar nur 160 Meter über der Talsohle der Rohrdorfer Ache, immerhin aber der höchste der Umgebung; er ist 1369 "auf dem Tauern", 1558 "abm Tauern" ("vom Tauern") genannt (dort kein Übergang!). Merkwürdig berührt bei Schwaz im Unterinntal der Name einer schön ebenen Hangstufe über dem Dorf Vomp "der Teiern", sie trug 1312 und länger einen Hof, dessen Inhaber 1312 Hans ab dem Teuern hieß; Tûro erscheint hier umgelautet, als 3. Fall Tûrin, der "Teuren, Teuern, Teiern" ergab. Nicht zu vergessen, wenn auch nicht so klar, wäre der Name eines Schwaighofes im Alpbachtal, Fraktion Greith, nämlich Taurstein, seit 1416 so geschrieben, und ein Taubichl (= Taurbichl) am Hainzenberg

^{1a} Unterhalb der Trattalm. Auf dieses Obertauern bezieht sich der Beitrag von Fritz Pardeller: Die älteste Wetterbeobachtungsstation in den Alpen, Zs. d. D. u. Oc. Alpenvereins 1921.

im Zillertal. Zum Schlusse der mächtige Bergstock des Tauern bei Reutte, im dortigen Schwäbisch "der Taure", z. T. nasaliert "Taunre" genannt. Die Urkundenformen, seit 1450 "an den Tawrn" u. ä., lassen keinen Zweifel darüber, daß auch dieser Bergname den verbreiteten Stamm "Tauer" enthält?. Von einem Übergang oder Paß kann auch bei den zuletzt genannten Örtlichkeiten Tirols keine Rede sein.

Eine Reihe lautlich anklingender Namen von Siedlungen, Dörfern weit von den Alpen, im Vorland gelegen, wie Tauernhausen, Tauerndorf, gehört nicht hieher, sondern wahrscheinlich zu alten Personennamen, wie der in Salzburger Urkunden bezeugte Name Turo einer ist.

Je weiter weg von den Hohen und Niederen Tauern, um so weniger findet sich die Bedeutung "Paß" für den Namen. Auch in den Tauern wird ja ein solcher "Tūro" im Jahre 1072 als "acumen", also "Bergspitze", bezeichnet. Wie beim "Col" der Westalpen, der eigentlich bloß "Höhe" bedeutet, scheint der Wortsinn von "Paß" sich erst sekundär eingestellt zu haben, weil der Paß über das Gebirge, der Paßscheitel des Bergweges, das Wichtigste am Gebirge schien. Ein Rückblick auf die vordeutschen Schichten des Wortes bestätigt dies.

II. Vom deutschen Wort Tauern zurück zur slawischen Schicht

Mit Recht bringt man das im östlichen Alpenraum heute noch gebräuchliche Wort "Tauern" mit dem noch heute im Slowenischen dafür verwendeten "turje" zusammen. Die deutsche Sprache hat dies als "tûro" übernommen, wie viele Urkunden, darunter eine schon aus dem 9. Jahrhundert, ausweisen; sie hat es später, im 12. und 13. Jahrhundert, zu "Tauer(n)" umgeformt. Auch das slawische turje geht auf Umformung eines älteren, aus einer vorslawischen Sprache übernommenen Wortes zurück. Das slawische "turje" kann aus einem älteren "tauru" entstanden sein3 — ähnlich wie die slawische Sprache - nach Berührung mit den Germanen - auch das germanische Wort kaupôn "kaufen" zu slawisch kupiti "kaufen" wandelte. Aber wie kam das auf einstmals slawischem Boden aus dem Slawischen ins Deutsche entlehnte Wort "Taure" in Gebiete, die nie slawisch waren? Wie konnte es dort Namen bilden? Daß Tauer auch in solchen Gebieten in der jedem geläufigen Umgangssprache für "Berg" oder "Höhe" gebraucht werden konnte, zeigt seine Verwendung in einer bairischen Dichtung aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, einer Prophezeiung vom Weltende, wo es heißt: "Am ersten Tag (beim Weltuntergang) laint sich das mer (bäumt sich das Meer) auf, vierzechen ellen uber all perg un(d) taur." "Tauer" war dem unbekannten Verfasser dieses Gedichts etwas Gemeinverständliches und war bedeutungsähnlich mit "Berg". Der betreffende Text ist bairisch, "Tauer" für Berg scheint aber auch vom 16. Jahrhundert ab im Mitteldeutschen aus besonderen Gründen, die seine Überlieferung begünstigten, gebraucht worden zu sein. Unser "Taur" steht als Lehnwort, das aus dem Slawischen ins Bairische gedrungen ist, nicht allein da. Solche Lehnwörter sind überhaupt noch weit über das von Slawen einst besetzte Gebiet hinaus nach Westen hin gedrungen. Darunter sind besonders Namen für die ärmlichsten Hausund Wohnformen, für Speisen, für Dinge aus dem Fuhrmannsleben, überhaupt aus dem

² Weniger klar der Name der Taurachalpe südwestlich von Vils (Vilsalptal), der von Aug. Kübler, "Berg-, Flur- und Ortsnamen des alpinen Iller-, Lech- und Sannengebiets", Amberg 1909, S. 169, Nr. 157, freilich nicht überzeugend, mit dem "Donner" zusammengebracht wird. Er lautet nach heutigen Karten Taura, im Volksmund aber deutlich "der Taure" (mit einem Nasalklang beim au, der im Schwäbischen manchmal ohne sprachhistorischen Grund eingetreten ist). Taure heißt überhaupt die Berggegend nördlich der Söbenspitze.

³ Dies nach den Arbeiten der Slawisten und Germanisten Primus Lessiak (in "Carinthia", Klagenfurt, Bd. 112, "Stationsnamen Kärntens") und Eberhard Kranzmayer (Ortsnamenbuch von Kärnten, 1956) formuliert.

Transportwesen, allen voran die jedem bekannte "Krax'n" (Traggestell) zu nennen. Durch solche Sprachwellen konnte der Begriff Taure(n) für "Berg", nachdem er einmal aus dem Slawischen entlehnt war, auch innerhalb des Deutschen so weit nach Westen getragen werden, daß man bei Schwaz einen Ortlichkeitsnamen "der Taure, des Teuren"4 bilden konnte und bei Reutte den mächtigsten Bergstock der Umgebung als "den Tauern" benannte.

III. Taurus-Namen nicht durch Slawen, sondern durch Romanen überliefert

Die Erforschung der Gebirgsnamen führt uns aber auf eine neue, interessante Tatsache. Tauer oder genauer "Tauros" ist sicher schon vor den Slawen als Bergbezeichnung gebraucht worden, sein Ursprung kann gar nicht im Slawischen liegen. Einige Tauer-Namen, und zwar solche, die in Urkunden des 9. bis 12. Jahrhunderts vorkommen, lauten nicht Tûro, Turus mons, weisen also nicht die slawische Umformung zu û auf, sondern bewahren die Form mit au, wie das urkundliche Taurn, recte Tauru, zwischen 854 und 876, das aus Kärnten überliefert ist. Kranzmayer geht nicht fehl, wenn er es auf die vor den Slawen ansässige romanische Bevölkerung zurückführt. Bei ihr hatte "Tauru" nicht zu "tûr" werden können. Daß Romanenreste neben den Slawen erhalten blieben und in Sprachinseln weiterlebten, wird mit zwingender Deutlichkeit am Beispiel Kalss in Osttirol klar, wo das Romanische nach Ausweis seiner Flurnamen erstens einen geschlossenen Block um Kals-Großdorf bildete, der keinerlei slawische Einsprengsel in seinem Inneren aufweist, slawische Namen einerseits nur in Hochlagen, andererseits im unteren Talabschnitt neben sich hat. Der Bergname Muntanitz ist dort aus romanischem Stoff geformt, montana = "Berg, Alm" - aber doch auch von Slawen weitergebildet worden zu "Muntanitz"; zweitens konnte das Romanische hier noch Sprachformen ausbilden, die man ins Hochmittelalter setzt. Es überdauerte also in diesem abgelegenen Tal den Slawensturm. Es entwickelte den "Quetschlaut" tsch in dem jedem Bergsteiger bekannten Namen Pfortsch-Scharte, aus lateinisch furca, ladinisch fortscha — oder in "Tschadin" (= catinu, "Kessel") und anderen Namen. Bei solch langlebigen Romanenresten konnte auch das Wort "Tauru" frei von slawischer Umformung sich erhalten und einmal in Urkunden niedergeschrieben werden.

Noch deutlicher spricht das Zeugnis heute noch fortlebender Tauernnamen einerseits in dem alten Welschtirol und andererseits eines vom bayrischen Alpenrand. Diese können nur direkt aus dem Romanischen stammen, ohne Dazwischentreten einer slawischen Schicht.

In der Gegend des Nonsberges (Val di Non) südlich von Bozen wird im 12. Jahrhundert von einer Weidegegend als "de montibus Toure" gesprochen. Der Ort Storo am Idrosee ist sehr oft seit dem 12. Jahrhundert als "Sub Tauro" überliefert, seine Lage rechtfertigt vollkommen die Bezeichnung "unter dem Taurus-Berg". Ein zweites solches Storo findet sich bei Brescia.

Am Nordrand der Alpen, in den Chiemgauer Bergen, steht der mächtige Stock des Geigelsteins. Auf der Nordseite gegen die Kampenwand durch das Aschental, gegen Osten durch das Tal der Großache (Tiroler Ache) abgegrenzt, wird er im Westen vom Bergfluß der Prien (Sachrangtal) umflossen. Die Prien, 1140 Prienna rivolus, hat einen echt keltischen, in Frankreich öfter vorkommenden Namen, nämlich Brig-enna, ctwa

6 "Von den Tauerbergen oder -almen", Huter, Tiroler Urk.-Buch I, 1937.

⁴ Für den Umlaut in "Teuren" ist eine ausführliche Begründung in meinem zitierten Originalaufsatz gegeben.

Uber Kals der Verfasser in Zeitschrift des DuOeAV, 1928 ("Zu den Namen der Glocknerkarte", S. 93; in Zeitschrift für Ortsnamenforschung, München 1929, "Über Tauernnamen"). August Unterforcher, Die Namen des Kalser Tales, Zeitschrift des Mus. Ferdinandeum Innsbruck 1899.

"der Bergfluß", zu keltisch brig = "Berg" (franz. Brienne). Der Name muß von Romanen an die einwandernden Baiwaren weitergegeben worden sein. Romanisch muß der Name jener ausgedehnten Hochfläche am Geigelstein, auf der die "Roßalm" liegt, sein, sie heißt Taurón, sowie auch die noch innerhalb der Waldregion darunterliegende Taurónalm, mundartlich auf der tauron. Sehr auffallend ist die Betonung des Wortes auf der zweiten Silbe, die man nur auf den romanischen Akzent zurückführen kann?. Viele Belege aus dem 18. Jahrhundert lauten übereinstimmend dafür "auf dem Thauran", auch "Kollstatt (Ort eines Kohlenmeilers) auf dem Thauran". Diese Nennungen betreffen weder die Hochfläche noch die Almhütte allein, sondern das ganze Berggebiet, wenigstens das der bayrischen Seite; und der älteste Beleg, von 1585, "auf dem gepurg (Gebirge) Tauron", läßt darauf schließen, daß dieser alte vordeutsche Name einmal für die ganze Gruppe gegolten hat. Hier ist uns offenbar aus romanischer Siedlungszeit eine "Taurana alpis" oder "Tauranu mont" erhalten, was "Taueralpe, Tauerberg" bedeutete und direkt auf die antike Form Taurus - ohne Vermittlung durch das Slawische - zurückgehen muß. Dieser Almname kann auch nicht einfach auf lateinisch-romanisch tauru(s) = "Stier" zurückgehen; denn romanische Ortsbezeichnungen nach Tieren werden nicht mit der Silbe -an gebildet; sie drückt die Zugehörigkeit einer Alpe zu einem Ort oder einer Gegend aus (wie in Cuculana alpis im Jahre 788 = Gugilan-Alpe, benannt nach "Cuculle", das ist das heutige Kuchl bei Hallein). Die Romanen des Prientales haben eher das Alpenwort Taurus zur Kennzeichnung des ansehnlichen Bergmassivs gewählt, das ihnen in erster Linie als ein von der Natur bereitgestellter Weidegrund wichtig war⁸. Ihr völkischer Stammbaum führt aufs Keltentum zurück.

Vom Rhein ab westwärts erscheinen in den Alpen erloschene und noch lebende Namen z. T. schon in der Antike, z. T. seit dem Frühmittelalter mit diesem Taur- gebildet, das man nur als vorrömisch ansprechen kann. In der Antike wird ein Ort Taurasia nach Polybius beim Zug Hannibals über die Alpen angeführt. Mit dem keltischen Wort dunum = "befestigter Ort" ist Tauredunum im Kanton Waadt⁹ zusammengesetzt. Die Wurzel Taur- muß deshalb noch nicht keltisch sein. Denn ein Graubündner Ortsname im Rheintal, Truns, rätoromanisch Trunt, ist 763 zweimal als "in Tauronto" belegt und zeigt eine kaum keltische Wortbildung auf -nt. Die Rolle der Kelten in Graubünden wird überdies gering eingeschätzt. Eher kann Trins im Graubündner Rheintal, das rätoromanisch Trin heißt und im 12. Jahrhundert als "ad Turunnio" erscheint, weitgehend mit dem antiken Taurunum im Pannonien (= Semlin) verglichen und als keltisches Wort betrachtet werden. Höhenlage ist all diesen Orten gemeinsam. Am sichersten ist es bei den obengenannten zwei Ortlichkeiten Storo (Sub Tauro) und bei "montibus Toure" (Nonsberg), daß hinter dem Wort Taur nicht "Stier" stecken kann, weil sie ja nicht zusammengesetzt sind und man einen Ort nicht einfach "Stier" benannt haben kann. Aber auch bei Taurasia, Taurana war die Herkunst von tauru = "Stier" nicht wahrscheinlich. Solch ein Platz war wohl auch jene nur mäßig hohe Ortsgegend, in der von Griechen in Sizilien die Höhensiedlung Tauromenion (= Taormina) gegründet wurde. Der griechische Schriftsteller Diodor nennt diese Gegend Tauros, ihre Bewohner "en to Tauro athroisthéntas" ("die auf dem Tauros zusammengedrängten Siedler") und leitet davon Tauromenion ab. Hier kann "Tauros" doch nicht den Sinn von "Stier" gehabt haben!

⁷ Bei einem fremden Wort ist das auffallend, bei deutschen Zusammenserzungen kommt sie öfter vor, z. B. Kampenwánd (bei Hohenaschau), Durnbachhörn (bei Reit i. Winkel), Brandjöch, Hafelekár bei Innsbruck; das hängt mit ihrem durchaus noch verständlichen Sinn zusammen. Bei fremden Namen wie Taurón kommt eine deutsche Erklärung für diese Betonung auf der zweiten Silbe nicht in Betracht.

⁸ Über diese älteste Almwirtschaft oberhalb der Waldgrenze vgl. Hermann Wopfner, Die Besiedelung unserer Hochgebirgstäler, in der Zeitschrift des DuQeAV, Bd. 51, 1920.

Heißt jetzt Les Evouettes, liegt bei Chessel, nach Alfred Holder, Alt-Celtischer Sprachschatz, Spalte 1770.

Mit diesem weit südlich vorkommenden Namen drängt sich besonders gebieterisch die Frage auf, wo dann die Herkunft dieses "Tauro" zu suchen sein soll. Daß der Begriff in keltischen Namen verwendet wird und von Kelten irgend einmal verstanden wurde, zeigt wohl Tauredunum. Keltisch muß aber nicht sein Ursprung sein. In den romanischen Dialekten Südfrankreichs, der Provence¹⁰ und des spanischen Galicien gibt es ein Wort turäl im Sinne von "Anhöhe", das auf den Stamm taur- zurückgehen und mit dem romanischen Suffix -ale abgeleitet worden sein kann (* taurale). Es konnte "etwas Taurusähnliches" bedeutet haben. Vom gallischen Südfrankreich kann dieses Taur- gut in die Alpen gewandert und von den Kelten bis in die Ostalpen und nach Pannonien (Ungarn) vermittelt worden sein. Doch haben wir hier die Verbreitung der Taurus-Namen im Mittelmeerraum noch gar nicht in Betracht gezogen. Jedenfalls bringt uns jenes vorkeltische Wort aus Südfrankreich der Lösung näher als die Vermutung eines Ursprungs aus taurus = "Stier".

Welche Sprache, welches Volk das Wort schuf, dafür fehlen uns wahrscheinlich überhaupt die völkergeschichtlichen Einblicke in prähistorische Zeit. Die Fundschichten, die uns menschliche Skelette, Begräbnisriten, Werkzeuge, den Alltag der Vorzeitmenschen nahebringen, fördern leider nichts über ihre Sprache und ihren Volksnamen zutage.

IV. Taurisker und Tauern

Es wurde bisher noch nicht der Name der Taurisker, der schon zur Zeit des Plinius nach der Angabe dieses römischen Gelehrten durch Norici = "Noriker" verdrängt wurde, mit der "Tauern"-Frage verknüpft, aus gutem Grunde. Es muß nämlich gesagt werden, daß die "Taurisci", die griechisch, bei Strabo und anderen, "Tauriskoi, Teuriskoi, Teuristai"13 hießen, solche Völker waren, die größtenteils gar nicht in den Alpen saßen. Als incolae alpium, "Alpenbewohner" in allzuweitem Sinn, werden von Plinius zwar die Taurisker und andere Stämme genannt, aber bei Tergeste (= Triest) und Pola lokalisiert12. Taurisker saßen nach Strabo in den Ebenen an der Save, zwischen Birnbaumer Wald und Laibach, Taurisker zusammen mit Boiern in Ungarn westlich des Plattensees, bei Sirmium (Mitrowitza an der Savemündung). R. Heuberger¹³ nimmt daher an, daß trotz unseres Tauernnamens die Alpen nicht die ursprünglichen Wohnsitze der Taurisci sind, daß das Volk erst nachträglich dort eingewandert ist. Ihr Name ist keineswegs an den Gebirgsnamen der Tauern geknüpft¹⁴. Als "Taurisker" hat man auch die westalpinen Tauriner, nach denen Turin, Augusta Taurinorum, seinen Namen hat, wahlweise nebenher bezeichnet, und dort gibt es keinen Gebirgsnamen Taurus, von dem der Volksname abstammen könnte. Auch aus diesem Grunde werden die Taurisker, großenteils nicht Alpenbewohner, nicht von den Tauern den Namen haben, er bedeutete nicht "Bergvölker". Die ältere Forschung brachte den Namen Taurisker überhaupt nicht mit einer Geländebezeichnung zusammen. Sie verwies vielmehr auf den ähnlichen, gut vergleichbaren Namen der keltischen Tcurii, die man im Thüringer Wald vermutete; ihren Namen hatte man aus der Benennung eines germanischen Nachbarvolkes, der "Teuriocheumai" nördlich des Erzgebirges (bei Ptolemaeus), erschlossen, und diesen Namen konnte man mit mehr Wahrscheinlichkeit als die obigen Ortsnamen vom indogermanischen * teuro, touro =

¹⁰ In der Provence auch der antike griechische Ortsname Tauróeis, Tauroentum, jetzt Tarnade (Holder), doch soll die sagenhafte Gründung dieser Stadt mit einem Stiersymbol verknüpft sein.
¹¹ Zitate in der Gedenkschrift Brandenstein.

¹² Plinius, Naturalis historia 3., 133; A. Holder, Altceltischer Sprachschatz, 1768 f.

¹⁸ Richard Heuberger, Taurisker und Noriker, Festgabe für Herm. Ammann, Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. II, Innsbruck 1954, S. 163 ff.

¹⁴ Eine umgekehrte Annahme, daß der immerhin schon im 9. Jahrhundert für die Tauern gebrauchte Namenstamm tauro von dem zweisilbigen Volksnamen der Taurisker abgeleitet wäre, ist sprachlich so unwahrscheinlich, daß sie wohl niemand vertreten wird.

"Stier" ableiten. Sein Sinn läuft auf eine religiös bedingte Sphäre, auf ein Tiersymbol, einen Totem-Namen hinaus; man bedenke, daß in dem Namen eines Italikervolks, der Picentes, das indogermanische Wort für "Specht", in dem Namen der Hirpini das gleiche wie lateinisch hircus = "Bock", im germanischen Stammesnamen Cherusker das Wort für "Hirsch" stecken dürfte, dementsprechend in "Taurisci" taurus = "Stier". Was die Stammesgeschichte der Taurisker und Tauriner betrifft, so werden kaum die so weit verstreuten Taurisker alle von den keltischen Bewohnern des Thüringer Waldes abstammen können, eher liegt eine mehrfach auftretende indogermanische Benennung bei ganz verschiedenen Stämmen vor.

Für die Erforschung des Gebirgsnamens ist der Ursprung der Taurisker nach dem Obigen nicht mehr ein zentrales Problem. Doch sei nicht verschwiegen, daß zu diesen Volksnamen skandinavische Forscher¹⁵ glauben, für den Namen Teurii aus skandinavischen Ortsnamen, wie "Tyrituna", doch eine Geländebezeichnung *teuro = "Bodenanschwellung, Landrücken" aus indogermanischer Wurzel erschließen zu können und in den dortigen Geländeverhältnissen Bestätigung zu finden. Demnach wäre Tauern, Tauros ein Wort, das in der Keltensprache für den Wortsinn "Berghöhe" geschaffen worden wäre. Aber gerade das Kerngebiet der Kelten, Gallien, weist keine Taurus-Namen auf. Und obes nicht ein zu gewagter Schritt ist, dieses selbst in Skandinavien nicht mehr sicher zu belegende Gattungswort auch für die weit entfernte Sprachgruppe des Keltischen anzunehmen, und erst recht, die eindeutig als Taur- benannten Berghöhen des Mittelmeerraumes darauf zurückzuführen, darüber sei der vergleichenden Sprachwissenschaft das letzte Wort überlassen.

Im Text genanntes Schrifttum, genauer zitiert:

Eberhard Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten I und II, 1957, 1958.

Konrad Schiffmann, Historisches Ortsnamenlexikon des Landes Oberösterreich, I. Bd., Linz 1935.

Alfred Webinger, Zur Ortsnamenkunde des Hochschwabgebietes, Graz (Leykam), 1953.

Jos. v. Zahn, Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter, 1893.

Gedenkschrift für Wilhelm Brandenstein, hrsg. von Manfred Mayerhofer unter Mitarbeit von Hermann Ölberg, Hans Schmeja und Fritz Lochner-Hüttenbach, als 14. Band der Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, 1968, im Verlag des Sprachwissenschaftlichen Instituts der Universität Innsbruck.

¹⁸ Hjalmar Lindroth (mit Zitierung Evald Lidéns), Namnet Tjörn etc., Minneskrift utgivna av Filol. Samfundet i Göteborg, Göteborg 1920.



SCHNEEROSE (Helleborus niger)
gez. H. M. Schiechtl

Nomenklatur

Eine nicht immer ganz wissenschaftlich-ernste Plauderei über Pflanzennamen

ROBERT KOHLAUF

Goethe sagte einmal "Namen sind Schall und Rauch", oft aber wird hingegen der Spruch "nomen est omen" angeführt, was besagen will, daß dem Namen eine Vorbedeutung zugeschrieben wird.

Die unvorstellbar überwältigende Fülle an Pflanzen und Blumen fordert gebieterisch eine unverwechselbare Bezeichnung, die mit den gebräuchlichen Namen der heimischen Sprache nur selten gegeben ist. Denken wir z. B. an unsere Schneeglöckchen, so kann sowohl das zierliche Galanthus nivalis der Gärten als auch das mehr gedrungene Leucojum vernum der Auen und feuchten Wiesen des Voralpenlandes gemeint sein, zwei Geschöpfe, die zu gleicher Zeit und mit gleicher Farbe blühen, in der Gestalt aber doch sehr verschieden sind. Überschreiten wir die Sprachgrenze, so können wir wohl ab und zu Übereinstimmung oder Ähnlichkeit des Ausdruckes feststellen; so heißt z. B. unser Edelweiß (Leontopodium alpinum) bei den Franzosen Étoile des Alpes, bei den Italienern Stella alpina, beides also Alpenstern, bei den Engländern schlicht Edelweiß. Ihnen hat es also unser schöner Name so angetan, daß sie sich gar nicht erst nach einem anderen, eigenen, umschauten. Oder sehen wir einmal nach unserem Trollröschen (Trollius europaeus), so finden wir dafür das französische Boule d'or = Goldkugel, das italienische Bottone d'oro = Goldknopf und das englische Globeflower = Kugelblume. Manchmal dünkt mir eine ausländische Bezeichnung schmückender als die unsrige zu sein, z.B. das italienische Scarpetta di Venere = Venuspantöffelchen für unseren Frauenschuh (Cypripedium calceolus).

Von der Nomenklatur wird verlangt, daß keine Verwechslung möglich, daß sie international allgemein verbindlich und ferner beständig ist. Was das letztere anbelangt, so hapert es da ein bißchen, wie wir noch sehen werden. Die wissenschaftliche Pflanzenbenennung fußt auf internationalen Normregeln, die seit etwa 80 Jahren, abschließend 1950 auf dem Stockholmer Kongreß festgelegt wurden.

Schon Mitte des 18. Jahrhunderts hatte der berühmte schwedische Naturforscher Carl von Linné (1707—1778) die binäre Nomenklatur begründet, die jeder Pflanze einen Gattungs- und einen Artnamen zuteilt, ohne aber die Zugehörigkeit zur großen Familie zu offenbaren. Vordem gab es recht umständlich beschreibende Bezeichnungen, z. B. für unser lieblich duftendes, niedliches Alpenveilchen (Cyclamen europaeum), leider botanisch auch Erdscheibe und sogar Saubrot genannt, den Wortschwall "Cyclamen orbiculato folio inferne purpurascente", d. h. Erdscheibe mit kreisrunden, unterseits purpurlichem Blatt. Übrigens sind viele Namen aus der Zeit Linnés geändert worden, da sich öfters herausstellte, daß die gleiche Pflanze schon früher unter anderem Namen beschrieben worden war. Da in der Nomenklatur der Grundsatz des Primats heilig ist, war die Änderung unvermeidlich. Aber auch neuere wissenschaftliche Erkenntnisse gaben den

Ausschlag für Umbenennungen. Der Gattungsname mag unserem Familiennamen, die Artbezeichnung unserem Vornamen entsprechen, doch gibt es zahlreiche Fälle, wo zur klaren Unterscheidung ein Zusatz erforderlich ist, z. B. in Hessen eine römische Zahl oder auf dem Lande der Hausname, bei den Pflanzen ein "ssp" oder "var" oder "fl".

Als einheitliche internationale Sprache verwendet die Wissenschaft das alte Griechisch und Latein; letzteres wurde für die Florennomenklatur gewählt, läßt sich damit doch leicht eine aus anderer Sprache stammende Bezeichnung latinisieren ("Neulatein"). Trotzdem haben weit mehr Pflanzen eine griechische statt römische Wurzel, so besitzt z. B. Dryas octopetala (Silberwurz) aus der Familie der Rosengewächse einen rein griechischen Stamm: dryas von drys = Eiche, octo = acht, petala = Blütenblatt. Es entsteht, wörtlich übersetzt, eine achtblütenblättrige Eiche, worunter wir uns nichts vorstellen können. Und so wird es uns bei näherer Betrachtung mit vielen wissenschaftlichen Namen ergehen. Für die Gattungsnamen wurden vornehmlich alte griechische und römische Pflanzennamen, Namen aus der Mythologie, geographische Bezeichnungen, Phantasienamen, aber auch Pflanzenvolksnamen und schließlich Personennamen, mit denen meist einem Forscher oder auch Mäzen Ehre erwiesen wurde, verwendet. So erinnern z. B. unsere stengellosen Enziane Gentiana clusii und Gentiana kochiana an die Naturforscher Clusius, eigentlich Charles de l'Écluse (16. Jh.), und Koch (1771-1849). Bei dieser Gelegenheit sehen wir, daß im ausgehenden Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit die Neigung, mit latinisierten Namen aufzutreten, auch anderwärts, nicht nur bei uns, bestand. Der Mathematiker und Astronom Johannes Müller (1436-1476), der sich nach seinem fränkischen Geburtsort Königsberg Regiomontanus nannte, steht also nicht allein.

Der wissenschaftliche Name kann auch zu Fehlschlüssen führen. Man wird es niemand verdenken, bringt er die Paradieslilie (Paradisia liliastrum) mit dem biblischen Paradies in Verbindung, hat er doch eine entzückende, blendendweiße Trichterlilie vor sich, der ich im Berner Oberland, über Cortina, unterm Simplonpaß und auf dem Monte Baldo am Gardasee begegnete. Der Name geht auf den italienischen Grafen Paradisi zurück, der als Gönner eines Botanikers von diesem mit der Namensgebung bedacht wurde. Man merkt, daß manches bei der Nomenklatur nicht so ohne weiteres durchschaubar ist; viele Gattungsnamen geben Rätsel auf, aber die Wissenschaftler gleich zu beschimpfen, sie verunglimpften die Pflanzen auf lateinisch, geht entschieden zu weit. Die Artnamen sind meist auf Eigenschaften und Eigenarten der Pflanzen zurückzuführen, z. B. Gestalt, Größe, Farbe, Duft, Umgebung u. dgl., die in der Regel recht anschaulich sind. Der Fülle der Pflanzenwelt entspricht die Zahl der Artnamen, die, so habe ich mir sagen lassen, 10.000 übersteigen soll, bei etwa 4000 Gattungsnamen, das reicht für 40 Millionen binäre Ausdrücke!

Eine wesentliche Umbenennung der letzten Jahre traf die Anemonen (Windröschen), von denen eine Sippe der Pulsatillen (Kuhschellen) abgezweigt wurde. Als Anemonen verblieben u. a.

- A. baldensis = Tiroler Windröschen
- A. hepatica = Leberblümchen
- A. nemorosa = Buschwindröschen
- A. narcissiflora = Narzissenblütige Anemone
- A. ranunculoides = Gelbes Windröschen
- A. silvestris = Großes Windröschen

während den Pulsatillen alle Anemonen mit federschopfigem Fruchtstand zugesellt wurden, so z. B.

P. alpina = Alpenanemone

P. montana = Berganemone

P. sulphurea = Schwefelgelbe Anemone

P. vernalis = Frühlings-(oder Pelz-)Anemone

P. vulgaris = Gemeine Kuhschelle

Ähnlich erging es den Mannsschilden (Androsaceae), von denen einige Arten in Aretia, nach dem Schweizer Professor B. Martin, gen. Aretius (1505—1574), umbenannt wurden. So etwas stimmt traurig; nichts gegen das Andenken an einen verdienten Mann, aber es kommt mir wie ein Verzicht auf einen angestammten Namen durch eine Adoption vor. Ich kann den Unmut nachfühlen, dem ein weißbärtiger Wiener Universitätsprofessor in einem Gespräch auf dem Sellajoch Ausdruck verlieh. Der alte Herr, als Berater bei der FAO in den USA und Brasilien tätig, kam damals alljährlich über den "Großen Teich", seinen von früher her so geschätzten Bergblumen einen Besuch abzustatten.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß mir damals eine seltene Anerkennung zuteil wurde durch die Frage des greisen Botanikers, wo denn ich lesen würde; mein Gesprächspartner staunte nicht schlecht zu hören, daß ich nur ein Diener des schnöden Mammons sei, der sich bekanntlich trotz der schlechten Eigenschaften allenthalben großer Beliebtheit erfreut.

Über die richtige Betonung wollen wir uns keine grauen Haare wachsen lassen; durch unwissenschaftliche Betonung verliert die Blume ja nicht an Schönheit. Wegen dieser meiner Mißachtung bin ich auch nicht auf die Forderung eingegangen, die betonte Silbe mit einem "accent aigu" zu versehen; eine deswegen zugedachte Rüge nehme ich gerne in Kauf.

Die Abhandlung wäre mangelhaft, würden wir uns nicht auch etwas mit den Volksnamen beschäftigen. Sie haben verständlicherweise nur innerhalb gewisser Grenzen Geltung und führen oft zu falschen Vorstellungen und Mißdeutungen. So versteht man in oberbayrischen Gebirgsgegenden unter dem besungenen Almrausch hier die stattliche Alpenrose (Rhododendron hirsutum oder Rh. ferrugineum), dort jedoch das berückend duftende Steinröschen (Daphne striata). Übrigens ist die nette Bezeichnung "Steinrösel" vielfältig anzutreffen, so z. B., außer dem vorgenannten, für:

Erinus alpinus = Alpenleberbalsam

Nigritella nigra = Kohlröschen

Primula hirsuta = Klebrige Felsprimel

Rhododendron hirsutum = Behaarte Alpenrose

Rhodothamnus chamaecistus = Zwergalpenrose

Saxifraga aizoon = Traubensteinbrech

Alle diese Blumen haben nur die rosa oder rote Farbe gemeinsam, ausgenommen die letzte, die weißgeblich blüht, aber wenigstens rot betupft ist.

Bei den Volksnamen haben die verschiedensten Einflüsse Pate gestanden, so vornehmlich Religiosität, Aberglauben, Heilwirkung, aber auch drastische Derbheit und Humor. Dafür mögen zur Aufheiterung unserer sonst meist ernsten Abhandlung einige Beispiele aus der Alpenflora sprechen: Volksname* deutsche botanische wissenschaftlicher Bezeichnung Schwefelanemone Jochengel Pulsatilla sulphurea Frühlingsenzian Vaterunserli Gentiana verna Pfaffenschlappen Cypripedium calceolus Frauenschuh Pfaffenhosen Gentiana acaulis Stengelloser Enzian Hexenbesen Pulsatilla alpina Alpenanemone Warzenbast Daphne mezereum Seidelbast Teufelsfüßchen Nigritella nigra Kohlröschen Teufelspeitsche Stengelloses Leimkraut Silene acaulis Fläschebutzer Polygonum bistorta Schlangenknöterich Bartpirschtl Carlina acaulis Silberdistel Schmalzbatzen Centaurea montana Bergflockenblume Bauchwehblueml Leontopodium alpinum Edelweiß Kuhdrecknagerl Dianthus alvinus Alpennelke Scheißblattl Adenostyles glabra Alpendost Schelmenwurz Gentiana ascepliadea Schwalbenwurzenzian

* Den deutschen Pflanzennamen hat der Gelehrte Heinrich Marzell, Gunzenhausen, viele Jahre seines Lebens gewidmet und als hervorragendster Kenner in seinem "Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen" seinen geliebten Blumen und sich selbst ein unzerstörbares Denkmal gesetzt. Seine Fachkenntnis ist in Hegi: "Alpenflora" und Kohlhaupt: "Alpenblumen — farbige Wunder" dienstbar gemacht.

Es gibt auch die Blume Männertreu, doch soll sie ziemlich selten sein, die Blume natürlich!

Nicht nur wissenschaftliche Kunstausdrücke haben es schwer, allgemein verständlich zu sein, das gilt auch für viele Volksnamen, obwohl die unbestechliche Beobachtungsgabe der heimischen Bevölkerung oft meisterlich treffliche Ausdrücke fand. Und schon Schiller sagte, ein guter Name sei ein hohes Kleinod.

Es wäre noch viel zu besprechen, aber das würde den Rahmen unserer Plauderei sprengen und vielleicht auch langweilig werden, was den Blumenfreund stören könnte. Zum Schluß aber noch eine kleine Frage: Was ist ein Heidelberger Schloßkräutlein? Antwort siehe unten! Bis auf ein andermal, Ihr

(rokoco)

Antwort: Mit Heidelberger Schloßkräutchen, welcher Name in der Literatur zu fehlen scheint, ist das hübsche, kleinblütige Efeublättrige Lein- oder Zymbelkraut (Lamium cymbalaria) aus der Familie der Rachenblütler gemeint, das aus Südeuropa eingewandert ist und Mauerritzen bevorzugt.

Um das Geheimnis der Schalensteine

KARL LUKAN

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts machten Schweizer Heimatforscher beim Aufsuchen von Stätten im Bergland, um die sich das Volk alte und unheimliche Geschichten erzählte, sonderbare Entdeckungen. Sie fanden dort auf Felsblöcken und Felsplatten, die oft Hexen- oder Teufelssteine genannt wurden, winzige Grübchen, kleinere Schalen und oft sogar richtige Schüsseln, deren Entstehung eindeutig auf Menschenhand zurückgehen mußte. Und bereits 1870 schrieb Ferdinand Keller, der "Vater der Pfahlbaukunde" wie auch der "Schliemann der Alpen", folgende Zeilen: "Wer noch keine solchen Grübchen oder Schalen gesehen, beachtet sie nicht, und wer sie zum ersten Mal sieht, aber ihre Bedeutung nicht kennt, hält sie für Vertiefungen, die durch einen Verwitterungsprozeß entstanden sind. Wer aber von der Existenz und Beschaffenheit solcher Denkmäler gehört und auf waldigem Hügelvorsprung die tausendjährige Moosdecke eines Felsblockes abgeschält und eine Anzahl wohlerhaltener Schalen bloßgelegt hat, zweifelt nicht mehr, daß der Stein trotz seines rohen Aussehens in die Reihe der aus grauer Vorzeit herstammenden Monumente zu setzen ist."

Diese Felsen mit Grübchen, Schalen und Schüsseln werden heute allgemein Schalensteine genannt. Mancherorts sind die einzelnen Schalen durch Rillen miteinander verbunden; sehr oft erkennt man neben den Schalen auch von menschlicher Hand eingebohrte

Fußspuren.

Es hat sich herausgestellt, daß es solche Schalensteine auf der ganzen Welt zu finden gibt. Schon von dem chinesischen Kaiser Fuh-he, der 2852 bis 2737 v. Chr. lebte, wird berichtet, daß er die an den Ufern des Ho-Flusses in die Felsen eingehauenen Schalen als Erinnerungszeichen eines fremden Nomadenvolkes deutete. Was für eine Bedeutung diese Schalensteine tatsächlich hatten, ist bis heute ein heftig diskutiertes Rätsel geblieben. Es können jedoch keine Zweifel mehr daran bestehen, daß diese aus prähistorischer Zeit stammen. Bereits 1892 wurde daher auch ein Antrag an den österreichischen Reichstag gestellt, diese Steine unter Denkmalschutz zu stellen.

Schalensteine in den Alpen

"Der Tanz im Sengboden" heißt folgende Geschichte, die Josef Guntern in seinem Buch "Walliser Sagen" nacherzählt: "Nicht gar weit von der Grenzmauer zwischen den zwei Gemeinden Saas-Balen und Saas-Fee befindet sich am Ende der Baumregion eine tiefe Bergmulde. Das ist der obere Sengboden. An diesem weltabgeschiedenen Orte wurde vor vielen Jahren ein sogenannter verborgener Tanz veranstaltet. Als die Tänzer und Tänzerinnen alle erschienen waren, ging der Tanz los. Die nahen Felsen widerhallten von den fröhlichen Weisen des kundigen Geigers und den frohen Jodlern der übermütigen Tänzer und lebenslustigen Tänzerinnen. Zur Beleuchtung des Tanzbodens hatte man in einem ebenen Steine eine schüsselförmige Grube ausgehauen, worin man ein flakkerndes Lichtlein unterhielt und mit Fleischfett speiste. Diese primitive Lampe soll noch heute zu sehen sein. Drei Tage und drei Nächte lang wurde getanzt. Als endlich in der dritten Nacht das Lampenfett ausging, versuchte man es mit Schnee. Und richtig, der Schnee brannte nach Wunsch und Willen. Schon aus diesem Umstande konnte man

schließen, daß da nicht alles in Ordnung war. Man erfuhr es aber auch später: Diesen Tanzboden traf der Fluch. Weder Kraut noch Gras sprießten fürderhin darauf, und kein lebendes Wesen konnte nachts dort Ruhe finden. Zur gerechten Strafe mußten die Geister da tanzen, bis sie Erlösung fanden."

Kein Zweifel: die schüsselförmige Grube ist ein Schalenstein, und die Sage hat ihren Ursprung in der Vorzeit. Auch das mit Fleischfett gespeiste Lichtlein hat Tradition. An vielen Wänden romanischer Kirchen Deutschlands und Frankreichs finden sich eingebohrte Schalen, in denen noch in unserem Jahrhundert Fettspuren gefunden wurden. Das Beschmieren der Schalen mit Fett muß also einen alten Kultbrauch darstellen. Dieser Schalenstein auf dem Sengboden ist jedoch nur einer von den vielen im Wallis!

"Pierre des sauvages" heißt ein großer Felsblock oberhalb von St. Luc am Fuß des Weißhorns in einer Höhe von 1800 Metern. Auf einem einzigen Quadratmeter kann man auf diesem Stein bis zu fünfzig eingeschnittene Schalen zählen. Als man im Jahre 1887 den Gasthof "Bella Tola" erweiterte, stieß man beim Graben des Fundamentes ebenfalls auf einen Felsblock, der mit Schalen übersät war. Neben diesem Block fand man Gräber mit Gegenständen aus der Bronzezeit wie auch Gräber mit römischen Münzen. Daß St. Luc in alter Zeit schon besiedelt war, ist somit auch wissenschaftlich bewiesen.

Sogar am Fuße des Matterhorns hat der Schweizer Forscher B. Reber schon im Jahre 1890 Schalensteine entdeckt und und darüber berichtet: "Eine Sage spricht von der Heidenplatte, eine halbe Stunde nördlich vom Weiler Zmutt, an den sogenannten Hubelwängen. Da ist noch jetzt eine flache Steinplatte von ziemlichem Umfang zu sehen, auf welcher man mehrere Aushöhlungen und Eindrücke deutlich wahrnimmt, in welche kleinere und größere Fersen von Menschenfüßen ganz gut hineinpassen. Mancher Reisende steht nachdenklich still, wie doch die Natur solche Erscheinungen zutage fördern könne? Da will nun eine Sage Aufschluß geben. Vor vielen Jahrhunderten lebten in diesen Gegenden wilde Heiden, die auf dieser Platte ihre Versammlungen abgehalten haben sollen. Man sagt von ihnen, sie wären auf ihren Fußfersen gestanden und gegangen, hätten darum dieser Platte, jetzt "Heidenplatte" geheißen, solche Merkmale eingedrückt.

Hubelwängen nennt man ein sehr ausgedehntes Gebiet, 2100 bis 2350 Meter hoch an den Abhängen des Gabelhornes mit Aussicht auf eine unbeschreiblich imposante Alpenwelt. Die Stelle, wo die "Heidenplatte" liegt, bildet eine große, nicht sehr abschüssige Mulde, welche mit erratischen Blöcken wie übersät aussieht. Der betreffende Block ist leicht zu erkennen, indem seine ebene Oberfläche mit den schönsten und regelmäßigsten Schalen, 105 an der Zahl, absolut überdeckt ist, so daß man ohne jegliche Übertreibung behaupten darf, daß die "Heidenplatte" der schönste Schalenstein der Schweiz sei. Nach genauerer Untersuchung der Umgebung fand ich noch vier andere Blöcke mit vorhistorischen Zeichen; alle fünf bilden also eine monumentale Stelle ersten Ranges."

In dem Buch von Gustav Gugitz über "Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch" werden bei so vielen Wallfahrtsorten auch Schalensteine angeführt, daß man wohl schließen darf, diese waren der ursprüngliche Kultgegenstand. Erst in späterer Zeit wurden die heidnischen Kultplätze zu christlichen Gnadenstätten, wobei immer das Faktum Schalenstein mit irgendwelchen frommen Geschichten erklärt wurde. Also: Spuren im Stein, welche knieende Heilige hinterlassen haben, oder Schüsseln, in denen Maria das Jesukind gebadet hat, usw. Doch viel mehr Schalensteine gibt es, die in den alten Geschichten mit Heiden, Teufeln und Hexen in Beziehung stehen.

Mancherorts allerdings hat es die christliche Kirche gestört, daß die alten Heidensteine noch immer von der abergläubischen Bevölkerung aufgesucht wurden. Der Hexenstein bei Terenten (Südtirol) ist ein zerschlagener Schalenstein. Aber weder Blitz noch Frost können den Stein gesprengt haben. Mit guten Gründen nimmt man an, daß dies ein eifriger Pfarrherr besorgen ließ. Interessant ist bei diesem Schalenstein die Ortsbezeichnung "Im Badl". Tatsächlich entspringt neben dem Stein eine starke Quelle, eine sehr kalte Quelle. Kein Mensch würde in diesem Wasser freiwillig ein Reinigungsbad

nehmen. Daß aber der Mensch alter Zeiten dem Wasser magische Kräfte zuschrieb und an besonderen Stätten kultische Waschungen vornahm, ist bekannt. Quelle und Schalenstein scheinen in diesem Fall ein heidnisches Heiligtum gewesen zu sein.

Es gibt keinen Schalenstein in den Alpen, in dessen Nähe nicht auch Bodenfunde aus prähistorischer Zeit gemacht wurden. Auf einem schönen Schalenstein in der alten Alpenstadt Susa stehen die Fundamente eines römischen Aquädukts, was ein eindeutiger Beweis dafür ist, daß dieser Stein schon zur Römerzeit existierte.

Man weiß heute schon von sehr vielen Schalensteinen. Viele, sehr viele sogar sind aber noch zu entdecken.

Es war im Sommer 1964, und wir fotografierten in dem kleinen Weiler Bichl bei Matrei in Osttirol den dort gefundenen ältesten Römergrabstein Osterreichs. Die drei Meter hohe Steinsäule mit dem aufgesetzten Kopf trägt die Inschrift "Popaius Senator". Dieser Senator soll den Kupferreichtum des Gebietes für Rom erschlossen haben. Viele Bodenfunde melden aber, daß man dort schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. Bergbau betrieben hatte.

Während der Fotograf arbeitete, ging ich zu der kleinen Kapelle auf dem Bühel (Bichl) hinauf. Davor einige Felsplatten. In den Platten lange Rillen. Ich entfernte einige Kuhfladen und sah, daß alle diese Rillen stets in einer Schale endeten. Ich begann, an der Platte Gras, Kuh- und Hühnerdreck zu entfernen...

"Da haben wir schon als Kinder gespielt!" sagte plötzlich neben mir eine alte Bäuerin. "Was haben Sie gespielt?"

"Nichts Besonderes... wir haben Steine durch die Rillen in die Schüsseln gerollt." In einem nahen Bauernhaus borgte ich mir Werkzeug und begann, das etwa 20 Zentimeter hohe Erdreich abzugraben und legte dabei eine Schale nach der anderen frei! Wer einmal "eine Anzahl wohlerhaltener Schalen bloßgelegt hat", zweifelt nicht mehr daran, daß Schalensteine "aus grauer Vorzeit herstammende Monumente sind", schrieb schon Ferdinand Keller.

Das Phänomen Schalensteine kann man tatsächlich nur dann begreifen, wenn man etliche solcher Steine an Ort und Stelle mit eigenen Augen gesehen hat.

Versuche, ein Geheimnis zu ergründen

Es gab von Anfang an die Vermutung, daß Schalensteine zu einem Opfer- oder Totenkult gehörten.

Man goß Milch in die Schalen als Opfer für eine Gottheit. Man goß Ol in die Schalen und entzündete dann ein Totenlicht. Dazu eine Beobachtung von Franz Kießling in seinem 1927 erschienenen Buch "Über heidnische Opfersteine": "Auf alten Friedhöfen, zumeist im Gebiet des bairischen Volksstammes, aber auch in Tirol, Salzburg und Oberösterreich war es noch in den 1870er Jahren eine häufige Erscheinung, daß am Kopf- oder Fußende des Grabes kleine, meist regelmäßig zugearbeitete Steinblöcke eingegraben waren, die oben eine von Steinmetzen ausgearbeitete Schale oder kleine Schüssel aufwiesen. In diese Vertiefung wurde, wie der Verfasser noch um 1896 zu Salzburg am alten St.-Peters-Friedhof erfuhr, in früheren Zeiten von den Hinterbliebenen der Toten entweder am Sterbetag oder am Allerseelentag gekochte Speisen aus Eiern oder Mehl oder Hülsenfrüchten, auch kleine Brotlaibchen hinterlegt, und zwar in guter Meinung. Kamen dann Vögel und verzehrten die Gaben, so tat dies der Meinung keinen Abbruch, denn Vögel sind Seelenträger."

Gegen die Milch- und Olschalenhypothese kann nun eingewendet werden, daß sich viele Schalen auch in stark geneigten Felsplatten befinden. Dafür spricht aber wiederum die volkstümliche Bezeichnung "Lichtsteine" für etliche Schalensteine.

Weitere Theorien: Schalensteine waren "steinerne Landkarten". Die Schalen waren Sonnensymbole. Zahl und Anordnung der Schalen ergaben Sternbilder. Die Schalen waren Erinnerungszeichen an gewisse Ereignisse. Die Schalen dienten zum Auffangen von Opferblut. Keine dieser Theorien jedoch kann durch überzeugende Beweise gestützt werden.

Daß heute noch bei primitiven Völkern Getreide, Eicheln usw. in auf Felsblöcken befindlichen Schalen zermahlen werden, brachte einige Gelehrte zu dem Schluß, daß die Schalensteine keine kultische, sondern nur eine hauswirtschaftliche Bedeutung gehabt hätten. Gegen diese Hypothese spricht wieder die Tatsache, daß sich solche Schalen auch an Orten befinden, wo man auch in grauer Vorzeit keine Hauswirtschaft betrieb — zum Beispiel in megalithischen Gräbern.

Und die Fußspuren auf Schalensteinen? Man sah in ihnen Zeichen der Besitzergreifung eines Landes ("Er setzte seinen Fuß auf das Land"). Zeichen für die Anwesenheit eines Gottes, aber auch ein Zeichen für den Gott, der seinen Fuß auf das Land setzte, um es fruchtbar zu machen.

Schon seit mehr als hundert Jahren beschäftigen sich Gelehrte mit dem Problem Schalensteine. Fast auf der ganzen Welt gibt es Schalensteine, und aus den verschiedensten Beobachtungen und Schlüssen ergibt sich folgendes Bild:

Man fand wohl auch viele Schalen bei Grabstätten, jedoch ist diese Zahl nur ein Bruchteil aller anderswo vorkommenden Schalen.

Viel mehr Schalen finden sich an Stätten, die eher auf einen Opferkult schließen lassen: Schalensteine in der Nähe von heiligen Quellen (z. B. 500 Opferschalen bei der Quelle el-hafire in Palästina, Schalen bei Aquasanta in Ligurien, oder der Schüsserlbrunn in Osterreich, der auch heute noch eine Wallfahrtsstätte ist). Schalensteine inmitten der Fluren (Arthur Nordén stellte fest, daß fast alle nordischen Schalensteine, Elfenmühlen nennt man sie dort, im fruchtbaren Land liegen). Schalensteine an besonderen Punkten in der Landschaft (z. B. auf dem Adamsberg auf Ceylon oder am Berg Sinai).

Bei vielen Schalensteinen lassen sich bis in unsere Zeit noch Kultbräuche feststellen. Und diese Bräuche lassen auf einen Fruchtbarkeitskult schließen. So melken heute noch die beduinischen Hirtinnen in den eben zitierten Schalenstein am Sinai ihre Ziegen, um Fruchtbarkeit zu erlangen. In der Schweiz nennt man einige solcher Steine auch "Kindlisteine", weil, nach alten Märchen, die Mütter aus diesen Steinen die Kinder holen. Über manche Schalensteine rutschen Frauen hinunter, welche sich Kinder wünschen. (Eine der schönsten dieser Rutschbahnen kann man auf Castelfeder in Südtirol sehen, an einem Ort, der nachweisbar schon in prähistorischer Zeit besiedelt war). In dem bereits erwähnten Buch von Gugitz über Österreichs Gnadenstätten finden sich ebenfalls viele Schalensteine, die hauptsächlich von Frauen aufgesucht werden. Einige Beispiele:

Eisgarn. Kolomanistein, ein Schalenstein. "Bei Mondenschein waschen sich die Mädchen im Wasser des Schalensteins das Gesicht, weil sie dadurch hoffen, ihren Burschen zu gefallen."

Rankweil. Liebfrauenberg. Spurstein. "Das Brauchtum dieses Steines wahrscheinlich älter als das Christentum." (Dazu eine Bemerkung von Walter Weinzirl in seiner Schrift "Spuren längstvergangener Kulturen in Vorarlberg": "Junge und kinderlose Frauen knieen gerne in den Stein, um Fruchtbarkeit und Kindersegen flehend.")

Wülfleinsdorf, Mariarast. Spurstein. Abdruck der hl. Maria, die hier ihre müden Füße mit einem Bad erquickte. "Die Mädchen haben wegen Heiratsangelegenheiten eine besondere Verehrung für diesen Platz."

Judenstein bei Hall. Wallfahrtskapelle über dem Stein, auf dem der selige Anderl ermordet wurde. "Die Legende sehr fraglich und zu untersuchen, ob sie nicht einem

alten kultischen Schalenstein angedichtet wurde. Die Frauen genesen in Leiden ihres Geschlechts. Namentlich für glückliche Geburten und von unfruchtbaren Eheleuten aufgesucht."

Maria Waldrast. Schalenstein, über den die hl. Maria geschritten ist und dabei ihre Fußspur hinterließ. "Maria hätte bei dem Stein gerastet, um Wasser (Muetterwasserl) zu trinken."

Auch ohne von all dem zu wissen, hat schon vor fast hundert Jahren (1877) der in Indien lebende Engländer Rivett-Carnac in den Schalensteinen Denkmäler eines Fruchtbarkeitskultes gesehen. Er fand in Sivatempeln "einen aufrecht stehenden Stein, der in einem in der Mitte einer Steinplatte ausgehöhlten Loch ruht; das Ganze repräsentiert eine Darstellung von Lingam und Yoni, d. h. der symbolisierten Zeugungskraft der Natur, nämlich des Sivas und seiner Gemahlin Sakti." Er schloß, daß das Bohren im Fels den Befruchtungsvorgang beschwören und symbolisieren soll.

Dieser Meinung schloß sich auch Oscar Almgren, ein um nordische Felsbilder verdienter Forscher, an. Er sah auch darin, daß die Schalen in Indien noch heute mit Wasser begossen werden, während sie im Nordland mit Schweinefett bestrichen werden, keinen Unterschied. "Es gibt in der Tat einen für beide Opferarten gemeinsamen Zug: in beiden Fällen handelt es sich um Löcher im Boden für die Aufnahme von flüssigen oder schmierigen Stoffen, denen man ernährende oder befruchtende Kraft zuschrieb. So wäre wohl beim Gebrauch der Schalengruben eine Vereinigung oder Vermischung beider Zwecke nicht undenkbar. Selbst die Schalen in Megalithgräbern könnten nicht nur Nahrungsopfern gedient, sondern auch die Wiedergeburt symbolisiert haben." Und: "Daß solche Gedanken in der Tiefe der Volksseele heute noch leben, ist nicht verwunderlich, wenn wir bedenken, wie die Frage nach den Geheimnisen des Lebens und seiner Entstehung wie heute noch die Primitiven, so früher auch den europäischen Menschen der ältesten Vorgeschichte bewegt haben, sobald überhaupt geistiges Leben da war", erkannte schon L. Rütimeyer in seiner 1924 erschienenen "Ur-Ethnographie der Schweiz".

Schalensteine als Erlebnis

So belastet mit einer Hypothese, versuchte ich, möglichst unbelastet und kritisch vor Schalensteine in den Alpen zu treten. Das gelang mir nicht. Ich mußte immer wieder zu der Fruchtbarkeitskulthypothese zurückkehren, sooft ich nach einem "Warum? Wozu?" der Schalensteine fragte. Denn diese Hypothese "paßte" immer.

Ich fand Schalensteine auf Bergkuppen und auf Vorsprüngen, von denen man das ganze Land ringsum gut übersehen konnte. An Stellen, an denen man auch heute noch mit Vorliebe Sonnwendfeuer abbrennt. Ich konnte mir gut vorstellen, daß der Mensch der Vorzeit an bestimmten Tagen zu diesem Platz ging, um seine Anliegen den Göttern darzulegen: Er wollte leben, seine Acker sollten fruchtbar sein, seine Tiere auf der Weide sollten sich vermehren, und auch seine Nachkommenschaft möge das Leben weiter tragen.

Wer heute aus besonderem Anlaß einen Wallfahrtsort aufsucht, hinterläßt eine Votivtafel. Doch der primitive Mensch der Vorzeit konnte nicht schreiben. Also bohrte er Löcher in den Stein. Dieses den Zeugungsvorgang symbolisierende Bohren war für ihn eine Beschwörung der lebenschaffenden Kräfte der Erde. Wer einmal einige Schalensteine von Erde und Tannennadeln gesäubert hat und dabei den Vorgang des Reibens wiederholen mußte, kann das Unmittelbare dieser Zeremonie besser begreifen.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß mit dem Ende der Steinzeit und dem Beginn des Metallikums die erste Weltreligion sich immer mehr ausbreitete — die sogenannte Megalithkultur. Das war ein Steinkult (mega = groß, lithos = Stein) und ein Kult der Erdmutter, der sich ab dem 4. Jahrtausend v. Chr. vom Morgenland nach Ost und West immer weiter ausbreitete. Die Schalensteine im Norden Europas wie auch in Indien sind ganz bestimmt Denkmäler dieses Kultes.

Auf meinen Alpenwanderungen in die Vorzeit fand ich auch viele Schalensteine in der Nähe von Quellen. Schon immer hat das Wasser auch eine kultische Bedeutung gehabt. Die Taufe Christi im Jordan und die vielen heiligen und heilkräftigen Brunnen, die noch heute aufgesucht werden, haben dieselbe Wurzel.

Immer wieder kann man auch feststellen, daß sich Schalensteine an besonderen Punkten in der Landschaft befinden. Der Mensch der Vorzeit mußte schon ein Naturgefühl besessen haben.

Und wenn die Untersuchungen der einzelnen Schalensteine bald auf einen Totenkult, bald jedoch auf einen Fruchtbarkeitskult schließen lassen, dann ergibt auch dies keinen Widerspruch. Denn zwei Dinge waren es, die das Leben des Menschen in alten Zeiten bewegten: das Leben (die Ernährung, das Gedeihen, die Fortpflanzung) und der Tod. Schon lange vor Christi Geburt wollte der Mensch nach seinem Tod nicht für alle Zeiten tot sein, sondern in irgendeiner Form weiterleben oder eine Wiedergeburt erleben. Daher sind alte Totengottheiten auch gleichzeitig Fruchtbarkeitsgottheiten (zum Beispiel auch der Mars Latobius vom Magdalensberg in Kärnten).

So wird jede Begegnung mit Schalensteinen immer wieder zu einem Erlebnis. Wir stehen an einem Platz, den schon der Mensch der Vorzeit aufsuchte, wenn er sein irdisches wie auch sein überirdisches Dasein mit einer Gottheit besprach. Es sind wohl nur einige Löcher im Stein, vor denen wir stehen. Aber die Worte, welche diese Schalen symbolisieren, verstehen auch wir — oder glauben zumindest, sie zu verstehen.

Vor fast hundert Jahren schrieb Ferdinand Keller über die Schalensteine noch folgende Worte: "Es sind archäologische Rätsel, deren Lösung kaum je gelingen wird, es sind Hieroglyphen und Symbole, zu deren Erklärung der Schlüssel verlorengegangen und wohl nie wieder gefunden werden wird." — Eine sichere Erklärung kann und wird es nie geben. Doch alles, was wir heute von den Schalensteinen wissen, gibt uns immerhin schon einen Schlüssel zu deren Erklärung.

Ob dieser Schlüssel auch paßt?

Es gibt viele Geheimnisse auf dieser Welt, die ewig Geheimnisse bleiben werden. Aber die Beschäftigung mit diesen Geheimnissen ist immer ein Abenteuer, ein geistiges Abenteuer, das weit über den Alltag hinausführt. Es lohnt sich, auch solche Abenteuer zu erleben.

Die gastfreundlichen Räuber vom Ararat

GÜNTER HAUSER

Als ich ihn zum erstenmal sah, war ich angenehm berührt. Aber vielleicht habe ich mich durch den ersten Eindruck täuschen lassen; höchstwahrscheinlich sogar, denn wir können es heute noch immer nicht fassen, daß wir ohne seine Bekanntschaft jetzt mit durchschnittenen Hälsen hoch oben am Berg Noahs liegen würden . . . Doch zurück zur ersten Begegnung:

Er kam auf einem munteren Pferd die mit hartem Gras bewachsenen Hänge des Ararat zu unserem Lager heruntergeritten, auf dem Rücken ein solides Gewehr.

"Kommt herauf zu meiner Alm", so konnten wir mit Hilfe des türkischen Wörterbuches seinen Wortschwall entziffern, "bei mir gibt es wieder Wasser; hier unten ist es schlecht, da ihr euch noch in der Trockenzone des Berges befindet." Und stolz bemerkte er beiläufig:

"Ich bin der einzige Türke hier, ich kann lesen und schrei-

ben, alle anderen sind Kurden." Zum Beweis kritzelte er seinen Namen auf ein Stück Papier und buchstabierte Worte aus dem Wörterbuch.



Hassan

Das stolz zurückhaltende Auftreten Hassans unterschied sich wohltuend von dem Verhalten eines Dutzends Kurden, die kurz zuvor mit ihren Ziegenherden unsere Zelte belagerten, neugierig, ja aufdringlich unsere Ausrüstung inspizierten, Pullover hochhoben, um Medikamente bettelten und so von ungefähr mit einem Eispickel spielten. Später fehlte er. Auch eine Hose war gerade im Begriff zu verschwinden, als wir den fliehenden Dieb eben noch erwischen konnten. Wir dankten Hassan und versprachen, morgen zu kommen.

Das alles ereignete sich in unserem ersten Lager in etwa 2300 Meter Höhe am Ararat. Wir¹ waren aus Deutschland hergefahren, um ohne fremde Hilfe und ohne Hast diesen Berg zu ersteigen. Etwa zwölf Kilometer hinter der Stadt Dogubayazit ließen wir unseren Wagen in dem tristen Lehmhüttendorf Çiflik zurück, rund 1600 Meter hoch. Von hier schleppten wir in zwei Gängen unsere 30 Kilogramm Lasten durch die zu dieser Jahreszeit, es war Juli 1967, schweißtreibende Trockenzone des Berges.

Erst im Verlaufe der nächsten Etappe, die uns bis auf nahe 3000 Meter bringt, stoßen wir auf Bäche, die vom Schnee des Ararat gespeist werden, und sogar auf einen kleinen See. In diesem Bereich haben die Kurden, die im Rhythmus der Jahreszeit dem Wasser folgen, jetzt ihre runden, weißen Spitzzelte und die großen Planen aus grobem, dunklem Ziegenhaargewebe aufgespannt. Jeder dieser Almen, Yayla genannt, steht ein Familienoberhaupt vor. Die erste Yayla gehört Hassan, der noch am Tag des geschilderten Besuchs in unserem Lager Philip und Renzo fürstlich mit Tee, Joghurt und Ayran (verdünnter Joghurt) bewirtete, als sie auf dem Wege zu unserem neuen Lager am Abend seine Zelte passierten. Nicht minder herzlich ist die Aufnahme am folgenden Tag, und der Dank auf seiner Seite ist offenbar groß, als wir vielfach schwer erkrankte Kinder

¹ Lavinia und Philip Rosenthal, Renzo Vidoni und Verfasser.

und Frauen mit Medikamenten versorgen. Der Ruf nach dem "Doktor" reißt übrigens von da an nicht mehr ab: Auch aus den Almen darüber eilen die Kranken herbei, um sich behandeln zu lassen. So vergessen wir unser Mißtrauen ein wenig, das erstmals in Çiflik aufflammte, als aus unserem Gepäck die ersten Dinge verschwanden, und das nach dem intensiven "Interesse" im letzten Lager nicht unbegründet zu sein schien.

Müde vom Lastenschleppen und von den Behandlungen der Patienten lassen wir uns entspannt auf einer "Märchenwiese" nieder, wie wir sie niemals am Ararat erwartet hätten. Sie breitet sich an einem kleinen Bach weit außerhalb der Kurdenalmen aus und wird von einem steilen Talkessel eingeschlossen. Angeregt durch diesen herrlichen Lagerplatz übertrifft Philip noch seine bisherigen Kochkünste auf einem selbstgebauten Herd. Nach vielen wasserknappen Tagen waschen wir uns und die verschwitzte Kleidung und legen uns dann faul in die Sonne. Kurzum, wir sind so recht mit uns und der Welt zufrieden, nicht zuletzt deshalb, weil morgen über ein Zwischenlager der Gipfelanstieg in zwei Gruppen erfolgen soll. Als es bereits dämmert, kriechen wir in die Zelte.

Flucht

Pferdegetrappel. Rufe: "Oy, oy, ooy!"

Wir fahren hoch: "Firmament, Gesäß und Faden!"2

Hassan auf dampfendem Roß steht in der Dämmerung, redet, gestikuliert. Schwer können wir aus dem Wortschwall Einzelheiten verstehen, aber unverkennbar und nicht zu mißdeuten sind seine heftigen Bewegungen:

In ein bis zwei Stunden sind die Kurden hier, er habe es gehört. Sie werden von der Höhe den Talkessel umzingeln und uns in den Zelten die Hälse durchschneiden, um in den Besitz unserer Ausrüstung zu kommen.

"Der spinnt wohl, wir leben doch nicht im Mittelalter", sagt Renzo erbost über die Störung und dreht sich auf die andere Seite. Einen Moment wissen wir nicht, ob wir die Warnung für einen makabren Scherz halten sollen, dann überlegen wir blitzschnell: Sind auch nur für fünf Prozent Wahrheit an der Warnung, so wären wir heldenhafte Idioten, wenn wir ohne Waffen einem mit Gewehren und Messern recht gut ausgerüsteten Feind gegenüber auf unsere letzte Stunde warteten. Warum sollte Hassan auch nicht recht haben? Die abgelegene, strategisch günstige Lage des Talkessels ist verlockend, sich unserer begehrlichen Ausrüstung zu bemächtigen; die Gendarmen sind weit, und kein Richter würde jemals erfahren, welche unter den zahlreichen Kurden am Ararat es gewesen sind. Schließlich sind im Hindukusch zwei Bergsteiger unter ähnlichen Umständen und aus gleichen Motiven ermordet worden.

"Tesekkür ederim — danke, Hassan! Nimmst du unsere Sachen aufs Pferd, und wir gehen zu deiner Alm?"

Hassan lächelt verlegen, gibt plötzlich seinem Pferd die Sporen und reitet davon. "Hassan, Hassan..." Er wendet sich nicht um, treibt nur sein Pferd zur Eile an.

"Vielleicht darf niemand erfahren, daß er uns warnt, sonst ist auch er dran." — "Oder er steckt selbst mit den Kurden unter einer Decke, will nur, daß wir alles liegen- und stehenlassen, um es dann selbst einzustecken, oder daß wir das Tal hinunter und in eine Falle laufen."

"Den Gefallen tun wir ihm nicht, wenn das so ist", meint Philip, und in Erinnerung an das, was er einst über "taktische Kriegsführung" gelernt hatte, entwickelt er einen Fluchtplan, der alle Möglichkeiten einschließt:

"Rasch alles Wichtige zusammenpacken, schnell 'raus aus dem Talkessel, denn es wird bereits Nacht, und die Kurden mögen uns schon aus dem unübersichtlichen Blockgelände ringsum beobachten, in einem großen Bogen hinauf zum Berg, denn das ist der einzige Ort, wohin sie uns nicht folgen."

² Abgemilderte Übersetzung für einen in solchen Situationen gerne gebrauchten Fluch.

Gesagt, getan. Schwer keuchen wir unter den Lasten hinauf. Nur Lebensmittel und einige wenige Ausrüstungsgegenstände haben wir zurückgelassen. Zwei Leuchtsignalstifte halten wir griffbereit als Abschreckungswaffen. Kein Wort wird gewechselt. Auf Handzeichen bleiben wir sofort stehen und lauschen. Manches Mal glaube ich, die Schritte eines Kurden zu hören; es ist aber nur der eigene Herzschlag. Hin und wieder löst sich ein Stein oder fliegt knapp neben uns ein Vogel auf; dann halten wir erschrocken inne. Manche Felsen sehen wie Menschen aus. Oft fallen wir hin, wenn die Steine unter uns kippen oder wir danebentreten. Später erhellt der Mond das Gelände und läßt uns eine Entdeckung befürchten.

Zwei Bäche haben wir schon überquert, und der Berg steht nun umittelbar über uns.

"Rafft euch nochmals zusammen, bald sind wir so hoch, daß wir einigermaßen sicher sein können!"

Kaum gesagt, fangen unmittelbar vor uns mehrere Hunde wild an zu bellen. "Jetzt haben sie uns den Weg abgeschnitten", ist unser erster Gedanke, "wenn die Hunde unsere Spur haben, sind wir verloren!"

"Das Leben ist wichtiger als die Ausrüstung!" stellt Lavinia nüchtern fest, "verstecken wir sie hier und versuchen, nach unten durchzukommen."

Nach kurzer Abwägung unserer Chancen — wobei wir sicherheitshalber stets die für uns ungünstigsten Möglichkeiten annehmen müssen — stimmen wir zu und setzen den anstrengenden Nachtmarsch mit leichtem Gepäck nach unten fort. Schon bald ertönt wieder heftiges Hundegebell, dieses Mal unter uns. Im Bogen weichen wir nach links aus, das nächste Mal nach rechts und immer weiter nach rechts, denn Gebell und nun auch Eselsgeschrei wollen kein Ende nehmen. Mitternacht ist längst vorüber, und noch können wir nicht nach unten in die Trockenzone durchstoßen. Auch wenn die Kurden dieser Bergseite mit dem uns angedrohten Überfall nichts zu tun haben sollten, müssen wir damit rechnen, daß sie rasch mit ihren Gewehren bei der Hand sind, wenn plötzlich des nachts schleichende Gestalten auftauchen, da sie sich auch untereinander nicht immer freundlich gesonnen sind.

Endlich verstummt das Gebell; wir gehen abwärts — da, plötzlich Zelte, ein Mann hustet neben uns. Es muß recht komisch ausgesehen haben, als wir uns behutsam rückwärts bewegen, um erneut einen Bogen zu schlagen und bei der ersten Möglichkeit durch die Trockenzone hinabzusteigen.

"Kürzen wir ab und überqueren die Geröllzunge!"

Dieser Vorschlag gibt uns den Rest. Drei Stunden lang irren wir bei nun schon hochstehender, stechend heißer Sonne ohne Wasser durch die Urlandschaft aus riesigen schwarzen Basaltblöcken, die zu Hügeln zusammengeschoben und teils mit Riesengräsern, Blumen und Bäumchen bewachsen sind, bevor wir, ohne an Wegstrecke auch nur nennenswert gewonnen zu haben, endlich in der Ebene stehen, die sich am Fuße des Ararat ausbreitet. Aber noch ist der Leidensweg nicht zu Ende; ein verschilfter See zwingt uns zu einem viele Kilometer langen Umweg, ehe wir nach 19 Stunden ununterbrochenen Gehens die Straße und kurz darauf Dogubayazit erreichen.

Unsere Beschützer

Nach zwei Stunden ist auch ein Dolmetscher gefunden, und die Herren Offiziere von Gendarmerie und Militär hören sich im Landratsamt von Dogubayazit unsere Erzählung an. "Ist nicht so schlimm", meint der Dolmetscher treuherzig, als wir geendet haben, und erst, als wir darauf hinweisen, daß uns unsere Hälse eigentlich doch nicht so unwichtig seien und uns die nächtliche Flucht nicht so richtig Spaß gemacht hätte, ist man bereit, uns trotz des Präsidentenbesuches am kommenden Tag zwei Gendarmen mitzugeben und einen Führer zu empfehlen.

Hat Hassan es wirklich nicht ernst gemeint? Helmut Rinnhofer aus Innsbruck, den wir gleich darauf in einem Lokal kennenlernen, berichtet uns, daß er zirka zehn Tage zuvor den Ararat allein besteigen wollte. Oberhalb der Almen ist ihm ein Kurde nachgeklettert, hat ihn überholt und plötzlich Felsbrocken auf ihn geworfen. Am Hinterkopf getroffen, taumelte er, raffte sich jedoch auf und entkam mit knapper Not ins Tal. "Ich bin froh, daß ich noch lebe", versichert er. Die Suche nach dem Täter mit fünf Gendarmen in den sie aufs gastfreundlichste bewirtenden kurdischen Almen hatte keinen Erfolg; dafür wurde ihm dort noch fast sein ganzes Geld entwendet. Auch zwei Autos von Franzosen, die sie optimistisch am Fuße des Ararat parkten, waren bei ihrer Rückkehr von allem beweglichen Inventar befreit. Wir sind deshalb froh, unseren Wagen noch unbeschädigt vorzufinden, wenn auch der Wächter 400 Lire (ca. 140 DM)!) dafür will und wir schließlich 100 Lire bezahlen müssen.

Die Karawane, die wir nun zu bilden gezwungen sind, besteht neben Philip und mir aus einem Führer namens Mehmet, zwei Pferdetreibern mit einem Pack- und zwei Reittieren sowie den bis an die Zähne bewaffneten beiden Gendarmen. Der übliche Arger, den man mit einem Troß zu haben pflegt, setzt hier gleich anfangs ein, als unsere Herren Begleiter nicht den von uns gewünschten Weg zu dem in jener Nacht zurückgelassenen Gepäck einschlagen wollen. Obwohl wir die meiste Zeit unserer "Schutzmacht" die Pferde überlassen, klagen sie schon nach der zweiten Stunde und sind nach Erreichen der ersten Alm nur noch mit Mühe zur nächsten zu bewegen. Allein Mehmet, der Führer, bewahrt Disziplin. Das Oberhaupt der Yayla, es ist eine, die wir in der Nacht umgangen hatten, überschüttet uns mit einer fast beschämenden Gastfreundschaft: wertvolle Teppiche werden für uns ausgerollt, Brotfladen gebacken, Fleisch gekocht und zusammen mit Käse, Joghurt und Tee in reichlichem Maße auf der landesüblichen, großen gravierten Kupferplatte zwischen uns gestellt, so daß jeder nach Herzenslust zugreifen kann. Die übliche Behandlung der Kranken und einige Zigarren sind unsere Gegengaben. Auch in der nächsten Alm, in der wir anderntags schon nach einer Stunde Marsch rasten müssen, da unsere Gendarmen hungrig nach "ekmek — Brot" schreien, ist die Gastfreundschaft nicht minder groß.

Allein mit Mehmet machen wir uns von hier aus auf die Suche nach dem nächtlichen Depot. Aber, o Schreck: es ist vollständig ausgeräumt! Die Ausrüstung im Wert von weit über 1000 DM verloren! — Verloren?

"Mehmet, frag die Kurden! Wir geben eine Belohnung von — sagen wir 500 Liren. Die Gendarmen sollen dir helfen. Wir steigen inzwischen mit dem, was wir haben, auf den Ararat."

Wir lagern uns nun in der dem leeren Depot nächstgelegenen Yayla, derselben, aus der wir in jener Nacht erstmals Hundegebell vernahmen und deren Bewohner mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Ausrüstung gefunden hatten, dies aber jetzt von sich weisen. Die lautstarken Vernehmungen der Gendarmen verlaufen jedenfalls ergebnislos.

Unfreundlicher Ararat

Wir zwei brechen auf, froh, diesem "Zirkus" entrinnen zu können, folgen einem Pfad, steigen dann über Blöcke und beziehen in etwa 3500 Meter ein Biwak.

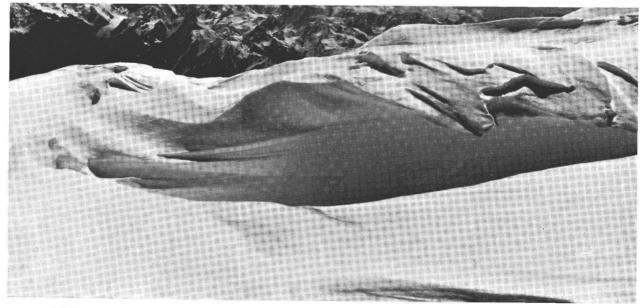
"Schau, dort unten geht eine Kolonne. Wenn das nur nicht unsere Leute sind."

"Sicher gibt's da wieder eine böse Überraschung, wenn wir 'runterkommen. Aber was kümmert's uns heute; morgen wollen wir erst mal auf den Ararat."

Nach vielen wolkenlosen Tagen, an denen wir nach Plan zweimal auf dem Gipfel gewesen wären, wenn nicht Hassan unsere Pläne durchkreuzt hätte, ist der nächste Tag so schlecht wie noch nie seit unserer Ankunft in Dogubayazit. Je eine Wolkendecke unter und über uns, die sich im Verlauf unseres Aufstiegs einander näher rückten. Schon kurz oberhalb des Biwaks können wir in Firnrinnen aufwärtssteigen, denn es liegt noch viel

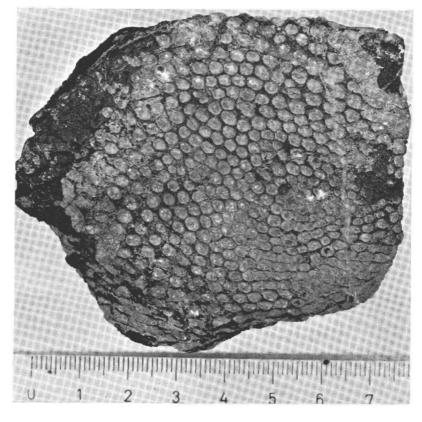


Elbrus-Ostgipfel (5595 m) vom Iriktal (Foto: E. Reismüller)



Blick vom Elbrus auf Zentralkaukasus; Kasbek links und Besengimauer Mitte (Foto: E. Reismüller) Tafel 18

Zu: R. Vogeltanz: Receptaculites neptuni DEFR.



Schnee in diesem Jahr. Aus Furcht, in den durchlässigen Leichtbergschuhen (die Bergstiefel waren gestohlen) die Zehen zu erfrieren, gehen wir jedoch abwechselnd auch auf dem sich weit hinaufziehenden lockeren Geröll. Da wir vom Standort unseres nächtlichen Fluchtdepots ausgehen mußten, verfolgen wir keine übliche Route (gewöhnlich steigt man von Dogubayazit über Ganikor direkt oder vom Sattel zwischen Großem und Kleinem Ararat an, wir gehen dazwischen etwa Südost). So stoßen wir unerwartet auf einen aus den Wolken auftauchenden Eisbruch, der uns alsbald Blankeis beschert. Kein Seil mehr und nur ein Paar Steigeisen stehen uns zur Verfügung. Stufenschlagend treffen wir zu allem Überfluß auf eine Querspalte, die wir umgehen müssen.

"Der böse Geist Hassans verfolgt uns", bemerkt einer ärgerlich. Das Eis weicht wieder dem Firn, und Schritt über Schritt kommen wir trotz des Sauerstoffmangels ohne besondere Anstrengung höher — dank Training und sicherlich auch dank der Wirkung von Persantintabletten, die die sonst langwierige Akklimatisationszeit wesentlich herabsetzen und die wir zu Versuchszwecken erstmals anwenden. Wir können sie auch Expeditionen empfehlen.

Es kann nicht mehr weit sein, aber wo ist der Gipfel? Nur wenige Meter beträgt die Sicht. Wir gehen nach Gefühl. Noch eine Spalte, dann plötzlich eine Eisenstange — der 5165 Meter hohe Gipfel des Ararat! Ein handfester Sturm bläst darüber hinweg. Nur kurz ist daher die Rast. Einige Fotos, und schon geht's rasch in den Spuren abwärts. Hagel peitscht nun in solchen Mengen herab, daß er beim Hinabgleiten über die steilen Flanken ein lautes Rauschen verursacht. Vorsichtig steigen wir inmitten dieses Höllentanzes über die vereisten Stellen hinunter, ehe wir weiter drunten in großen Sprüngen an Tiefe gewinnen können. Als der Schnee faul wird, lassen wir uns auf dem Hinterteil gleiten (wie gut hätten wir jetzt die fehlenden Firngleiter gebrauchen können!), stolpern danach wieder über die Blöcke und erreichen eben noch vor Dunkelheit müde und durchnäßt die knapp 3000 Meter hoch gelegene Yayla.

Die Wahrheit bleibt ein Rätsel

Sie eilen uns entgegen und überstürzen sich vor Eifer: "Alles ist wieder da, kommt und seht! Ein Junge hat's gefunden, und wir, die Gendarmen und ein Pferdetreiber haben's herangeschafft."

In der Tat liegt alles bis auf einige unwichtige Kleinigkeiten in dem Rundzelt, das uns ein alter Kurde als Unterkunft anbietet. Er reicht uns zu trinken und zu essen, was immer wir wünschen. Dann sinken wir in tiefen Schlaf und bemerken nur noch nebenbei, daß einige Ziegen auf der Flucht vor einem Gewitterregen, aber auch kleinere Tierchen zu uns ins Zelt springen und ihre Spuren hinterlassen.

"Wo ist denn Mehmet, wo die Pferde?" Wir hatten sie gestern abend schon vermißt, fragen nun am Morgen aber energisch nach ihnen. Man habe ihnen zunächst die Gastfreundschaft verweigert, erklären sie zögernd, worauf sie alle über einen Bergrücken hinweg zu einer anderen Alm gegangen seien. Die Gendarmen kehrten mit einem Pferdetreiber zurück, fanden das Gepäck, und plötzlich habe sich auch die Gastfreundschaft eingestellt. Seltsamer Wandel!

Während wir Führer und Pferde holen lassen, prüsen wir das Wiedergefundene. Neugierig solgen uns dabei viele Augenpaare, und hier und dort beginnen wieder Hände wie zufällig zuzugreisen. Aber wir sind auf der Hut, packen rasch alles ein — bis auf Rasierzeug und Seise, auf deren Benutzung wir uns lange freuten. Als Philip sich einmal umdreht, ist beides verschwunden.

"Heh, wo ist das Zeug? - Großer Gastgeber, wo ist es?" Achselzucken, verlorene Blicke.

"Hör mal, Alter, die deutsche Seife kannst du ja behalten, leih mir eben türkische, aber gib mir den Rasierapparat!"

Er versteht unsere mühsame Übersetzung, eilt ungeniert in ein Zelt, kommt mit unserem Rasierapparat und einer schlechten türkischen Seife wieder — er, der uns gleichzeitig jeden Wunsch von den Augen abliest, Teppiche ausbreitet, Speise und Trank in Fülle bietet.

"Jetzt hab' ich's endlich kapiert, wie das geht", bemerkt Philip schmunzelnd während der Rasur, "man muß immer darauf achten, daß man mindestens soviel verzehrt wie man geklaut bekommt, dann stimmt die Rechnung."

Nachdem wieder die Kranken Medikamente und der (vielleicht) findige Junge 20 Lire erhalten haben, den Löwenanteil der Belohnung bekommen Gendarmen und Pferdetreiber, ziehen wir über den genannten Bergrücken. Aber nicht etwa zur Yayla Hassans, wie ursprünglich beschlossen, um ihn zu verhören, sondern weit davon entfernt über andere Almen. Warum meiden sie ihn? Wir können es nicht erfahren und bedrängen sie auch nicht; sollen die Kurden und Hassan die wenigen auf der "Märchenwiese" zurückgelassenen für sie fast wertlosen Dinge haben!

Nach vielen Stunden, wobei wir nochmals die großartige Gastfreundschaft der Kurden genießen dürfen, sind wir in der heißen Ebene, werden in Ganikor von Lavinia und Renzo mit dem VW-Bus abgeholt und fahren zusammen mit unseren Begleitern zur Gendarmerie nach Dogubayazit. Wir zahlen aus, vergessen auch das Bakschisch nicht; man berichtet den Herren Offizieren, wozu wir natürlich wegen der Sprachschwierigkeiten wenig beitragen können. Erfreut nehmen wir deshalb das Angebot eines später hinzugekommenen Offiziers an, englisch zu dolmetschen.

"Yes please", sagen wir, "können Sie mal fragen, was nun eigentlich die Rolle Hassans war?"

Eine lange Unterhaltung in Türkisch folgt. Wir bitten wieder und wieder um Übersetzung, aber der Offizier schweigt. Plötzlich erhebt er sich, bemerkt flüchtig, daß sein Englisch "very little" sei und verschwindet. Seltsamer Wandel! Wir verabschieden uns rasch und tun dasselbe.

Die Wahrheit über Hassan werden wir offenbar nie erfahren. Lebensretter oder Schurke? Das ist hier die Frage.

Bemerkung für Araratkandidaten:

Der Ararat wird immer häufiger meist von Dogubayazit/Ganikor aus bestiegen. Zur selben Zeit trafen Gruppen von Osterreichern, Franzosen, Belgiern und Schweizern in Dogubayazit ein, die offenbar alle eine Besteigung planten. Es scheint, daß kaum eine Gefahr von seiten der Kurden besteht, wenn man Pferde und damit Pferdetreiber bis zur letzten Alm oder darüber hinaus mietet. Zumindest ist es ratsam, einen sogenannten Führer, z. B. unseren Mehmet, mitzunchmen. Bei einem raschen Aufstieg haben die Kurden weniger Zeit, eine Aktion zu planen, als bei einem etappenweisen Anstieg wie dem unseren. Auch wurde uns glaubhaft berichtet, daß Elemente aus Persien und anderen Gebieten, die keine weiße Weste haben, am Ararat Zuflucht finden, und es ist anzunehmen, daß nicht die einheimischen, sondern nur einzelne zugewanderte Kurden bis an die Grenze des Raubmordes gehen könnten. Wir sahen selbst, wie einer dieser Leute flüchtete, als Mehmet von den nachfolgenden Gendarmen sprach. Es ist also kein Grund vorhanden, sich durch unsere Erlebnisse von einer Araratbesteigung abhalten zu lassen; diese mögen nur dazu anregen, sich nicht unwissend in Gefahr zu begeben.

Alpenvereinsbergfahrt 1967 zum Elbrus und Kasbek

MARCUS SCHMUCK

Schon vor Jahren wurde im Ausschuß der Sektion Salzburg des OeAV über eine Kaukasusfahrt diskutiert. Den leistungsfähigen Mitgliedern sollte damit das Betreten eines fernen Berggebietes und verhältnismäßig hoher Berge ermöglicht werden. Der Elbrus (5633 m) wurde als der höchste und der Kasbek (5047 m) als der östlichste Fünftausender im Kaukasus für unser Vorhaben gewählt. Für die Ersteigung beider Berge sind Erfahrung und Ausdauer notwendig. Die technischen Schwierigkeiten der Normalrouten sind gering und erscheinen für eine größere Gruppe überwindbar. Von den gewählten Gipfeln würden die Teilnehmer einen umfassenden Überblick über den gesamten Gebirgszug zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer erhalten. Unter diesen Gesichtspunkten erfolgte nach einjähriger Vorbereitung die Ausschreibung der geplanten Bergfahrt.

Das Interesse war sehr groß: 38 Personen von 12 Sektionen (Wien, Edelweiß, Innsbruck, Graz, Salzburg, Linz, Vöcklabruck, Gmunden, Zell am See, Werfen, Saalfelden und Lofer) nahmen vom 15. bis 29. Juli 1967 an der Kaukasusbergfahrt teil.

Die notwendige Korrespondenz wurde von der Hochtouristengruppe der Sektion Salzburg erledigt. Die Zustimmung zur Ersteigung der beiden Berge erhielten wir vom Präsidium der Federazija für Alpinismus. Es wurde die Voraussetzung geschaffen, innerhalb von 14 Tagen das Vorhaben abwickeln zu können. Dieser Zeitaufwand entsprach den Wünschen und Vorstellungen der meisten Teilnehmer.

Sieben Damen und einunddreißig Herren bestiegen in Wien am 15. Juli eine zweistrahlige Tupolev nach Kiew. Der eineinhalbstündige Flug führte über Budapest und die Waldkarpaten. Nach einer Nächtigung und Besichtigung der 1,4 Millionen Einwohner zählenden Stadt flogen wir am Nachmittag weiter. Bemerkenswerte Sehenswürdigkeiten der ukrainischen Hauptstadt waren für unsere Gruppe die Sophien-Kathedrale, das Höhlenkloster, die Untergrundbahn und das Denkmal des hl. Wladimir über dem Dnjepr. Eine viermotorige Maschine trug uns über den 120 Kilometer langen Dnjepr-Stausee. Nach einer kurzen Zwischenlandung in Rostow am Don wurde Mineral'nyje Vody erreicht. Hier ist der Flugstützpunkt für die nordkaukasischen Bäder- und Kurstädte.

Im Flughafen war für uns das Abendessen vorbereitet. Mit bereitgestellten Autobussen begann um 21 Uhr die 190 Kilometer lange, nächtliche Fahrt in das Baksantal. Über Pyatigorsk—Baksan erreichten wir um 1 Uhr nachts den Ausgangspunkt für die Ersteigung des Elbrus, das 2047 Meter hoch gelegene Hotel Itkol. Der dritte Tag nach unserer Abreise von Salzburg galt organisatorischen Dingen: Vorstellen beim Hausherrn, dem Chefinstrukteur für bergsteigerische Angelegenheiten, Herrn Rototajew. Er ist Mitglied des Präsidiums der Federazija für Alpinismus und lenkt die Touristenströme in richtige Bahnen. Es wurde uns die Durchführung unseres Vorhabens genehmigt. Es war nicht schwierig, den notwendigen Leistungsnachweis für die Ersteigung des Elbrus zu erbringen. Auf die allgemein übliche ärztliche Untersuchung hat man verzichtet. Ausrüstungsvorbereitungen wurden getroffen. Die Bergverpflegung erhielten wir im Hotel. Wir versorgten uns für vier Tage.

Itkol ist kein Dorf, sondern ein Großhotel, welches 300 Personen Unterkunft bietet. Es steht im bewaldeten Talgrund. Südlich von Itkol erhebt sich der Tscheget. Ein Sessellift führt bis über 3000 Meter hinauf. Die russischen Schimeisterschaften werden auf diesem Gelände ausgetragen. Karl Schranz nahm einige Wochen vor unserem Eintreffen hier an einer Konkurrenz teil.

Die Ersteigung des Elbrus

Am 18. Juli fuhren wir mit einem Bus von unserem Hotel noch drei Kilometer das Baksantal aufwärts. In der Ortschaft Terskol, ca. 2200 Meter hoch gelegen, begann unser Aufstieg. Die bestellten Lastwagen für die Auffahrt bis zur Gletscherbasis konnten nicht bereitgestellt werden. Wir hatten also ca. zweitausend Höhenmeter bis zur Schutzhütte Prijut 11 in 4137 Meter Höhe zu gehen. Unsere Kolonne zog sich auseinander; sechs bis zehn Gehstunden mit Gepäck wurden für den Aufstieg benötigt. Entlang eines für Lastwagen befahrbaren Weges marschierten wir über Almhänge mit schönen Blumen und üppigem Bewuchs. Die Baumgrenze liegt bei 2500 Meter. In dieser Höhe gibt es noch große gelbe Lilien. Bis in das innerste Baksantal führt eine asphaltierte Straße. Ein Großhotel und die Talstation für die Elbrusseilbahn sind im Bau. Das Almgebiet, auf dem hauptsächlich Schafe weiden, reicht bis 3200 Meter Höhe. Russische, polnische und ostdeutsche Bergsteiger sind auch auf dem Weg zur Prijut 11.

Das Wetter ist gut. Begeistert sind wir vom ersten Anblick des vergletscherten Doppelgipfels. In 3500 Meter befindet sich die Hütte Piket 105. Bis hierher hätte man mit einem Lkw fahren können. Schnee liegt noch teilweise auf dem Weg, welcher bis zur Gletscherbasis in 3800 Meter Höhe führt. Aus dieser Entfernung kann man das Ausmaß dieser Einzelvergletscherung noch nicht erfassen. Sie ist größer als die großen Alpengletscher. Der Durchmesser des Berges am Beginn der eisigen Gipfelhaube beträgt etwa fünfzehn Kilometer! Auf den flachen Gletschern zur Prijut 11 hüllen uns teilweise Nebel ein. Gelegentlich wird der Blick zu den Viertausendern Dongus Orun und Nakra Tau frei. Die durchschnittliche Gehzeit von Terskol bis zur Gletscherbasis beträgt fünf Stunden. In weiteren zwei Gehstunden erreicht man die Prijut 11 in 4137 Meter Höhe. Wir werden im zweiten Stock der 120 Personen Platz bietenden Hütte untergebracht, Gelegentlich schnappt man nach frischer Luft. Die Prijut 11 ist eine Selbstversorgerhütte und sieht eher wie eine riesige Diesellokomotive aus. Kein Dachvorsprung, der stromlinienförmige Bau ist außen mit Blech beschlagen. In zwei Küchen wird um die Zubereitung der Speisen gedrängt. Decken und Schlafsäcke werden zur Verfügung gestellt. Kalt ist es in der Hütte nicht. Es kommen noch Bergsteiger. Die Hütte ist überfüllt. Auf den Gängen, im Eßraum und in den Vorräumen werden Schlafstellen eingerichtet. Die Fenster können nicht geöffnet werden, sie sind fix verglast. Einige Kameraden haben ihre Schier heraufgetragen. Sie kosten die schönen Firnhänge um die Hütte herum aus. Mit dem Hüttenwart vereinbare ich die Einschaltung der riesigen Lautsprecher am Dach der Hütte für den Fall eines Schlechtwettereinbruches. Nach fünf Ruhestunden — von Schlaf konnte bei der Luft und Überfüllung nicht gesprochen werden — halten wir nach dem Wetter Ausschau. Nebelig und leichtes Graupeln! Es ist 12 Uhr nachts. Wir bleiben liegen. Ein Unbehagen über diese Entscheidung liegt in der Luft. Eine Viertelstunde später: Durch den Nebel sind Sterne zu erkennen! Um halb 2 Uhr brechen wir auf. Zweihundert Meter oberhalb der Hütte waren wir bereits über dem Nebel. Die beiden Elbrusgipfel erglänzen im Mondlicht. Im Dunkeln wird monoton und halb schlafend die langen Schneeflanken hinaufgestapft. Zwei Mann unserer Gruppe steigen mit Schiern auf. Ein Wolkenmeer brodelte unter uns. Blitze erhellten gelegentlich die Landschaft. Im Morgengrauen erhob sich im Südosten die Uschba (4696 m). Die Fünftausender der Besengigruppe heben sich von dem hellen Morgenhimmel ab. Es ist eisig kalt. Minus 20 Grad und Windböen zwingen uns für kurze Zeit in die Biwaksäcke. Schnee wird vom Wind über die Flanken getrieben. Fliegende Schneekristalle erglänzen in der Morgensonne. Unter uns liegen die Pastuchowfelsen in 4700 Meter Höhe. Bruchharsch und windgepreßter Schnee erschweren die Spurarbeit. Sofort sind die Spuren wieder verweht. Nach einer mühsamen Querung unterhalb des Ostgipfels wird die 5260 Meter hohe Scharte zwischen Ost- und Westgipfel erreicht. Der Raum der Biwakschachtel ist mit Schnee voll. Es ist erst 8 Uhr. Wir machen eine Rast.

Unser einbeiniger Teilnehmer, Bruno Wintersteller, ist energiegeladen. Er stapft die Gipfelflanke voraus. Der Spitzenmannschaft, den Spurern, dauert die Rast schon zu lange, sie bricht auch auf. Zumeist wird am Elbrus der niedrigere Ostgipfel erstiegen. Sein Anstieg dürfte um zwei Stunden kürzer sein. Die Gipfelflanke auf den höheren Westgipfel ist nicht zu unterschätzen. Wir hatten zu tun, ohne Steigeisen auszukommen. An einer Stelle ist die Gipfelflanke 25 Grad steil. Wir schlagen Stufen. Zwischen 9 und 11 Uhr wird der Plateaurand erreicht. Wir glauben uns schon auf dem Gipfel. Die höchste Erhebung erreichen wir aber erst entlang des halbkreiskörmigen Lavarückens in einer weiteren halben Stunde.

Wir stehen um den kleinen betonierten Vermessungspunkt der höchsten Erhebung herum. Von dem verschneiten, nach Westen offenen Grat fließt ein großer Gletscher ab. An seinem Ende beginnt der Kuban seinen Lauf. Die Wolkendecke liegt bei 5000 Meter und steigt immer höher. Über uns ein strahlend blauer Himmel. Nur die höchsten Erhebungen ragen noch aus dem Wolkenmeer heraus: Dychtau, Koshtantau Schara, Dzangitau und weit im Osten der Kasbek. Über eine Viertelstunde Gipfeleinsamkeit knapp über den Wolken in 5633 Meter Höhe freuen sich alle. Erst vor viereinhalb Tagen sind wir von zu Hause weggefahren. Wie klein ist doch die Welt geworden! Ludwig Purtscheller mußte 1891 einen ganzen Sommer für seine Kaukasusreise aufwenden. Unser alpiner Pionier führte damals die neunte Begehung des Elbrus aus. Es muß zum Abstieg gedrängt werden. Das Wetter verschlechtert sich. Die Strapazen, große Höhe, Spurarbeit, Kälte und die schlaflose Nacht machen sich bemerkbar. Unter 5000 Meter kommen wir in den Nebel. Vereinbarungsgemäß schaltet der Hüttenbetreuer die Richtungslautsprecher ein. Wir konnten uns im Nebel kaum verirren. Die genauen Richtungen habe ich mir schon beim Aufstieg genommen. Die Gefahr, sich auf den weiten Gletschern zu verlaufen, ist sehr groß. Alle Gipfelersteiger waren bis um 16 Uhr wieder auf der Hütte. Am darauffolgenden Tag, es war der 20. Juli, nahmen wir nach einem vierstündigen schnellen Abstieg das Mittagessen wieder in Itkol ein. Vor zweieinhalb Tagen sind wir hier aufgebrochen. Die Überwindung von 3586 Höhenmetern bis in eine Höhe von 5633 Metern in der kurzen Zeit ging nicht spurlos an uns vorbei. Wir freuten uns auf einen Rasttag.

Besuch des Adylsutales

Der vom Wind, von der Kälte und der Sonne angegriffenen Gesichtshaut tat die Pflege während des Rasttages gut. Wir hatten eine Woche Aufenthalt im Hotel Itkol gebucht. Die Zeit bis zur Übersiedlung zum Kasbek ausnützend, unternahmen wir von Itkol aus einen Besuch des Adylsu- und Scheldatales. An mehreren Bergsteigerlagern vorbei, erreichten wir nach zwei Stunden das Ende des Schuttstromes vom Scheldagletscher. Russische Bergsteiger mit riesigen Rucksäcken waren unterwegs. Uschbaplateau, Scheldaund Uschbaüberschreitungen waren ihre Ziele. Wir standen vor der Kaukasusspitze und der gewaltigen Scheldawand. Die Uschba hüllte sich in Wolken. Auch hier sind wir von dem üppigen Bewuchs von Blumen und Gräsern beeindruckt. Nachmittags gingen wir oberhalb des unberührten Bachbettes des Scheldaflusses wieder zu Tal. Mehrmals haben wir uns bei einer guten Mineralquelle in der Nähe von Itkol eingefunden.

Am 23. Juli verließen wir am Vormittag mit zwei Bussen Itkol. Herr Alois Kropf, Mitglied des Präsidiums der Federazija für Alpinismus, Referent für das Bergrettungswesen, ein gebürtiger Grazer, traf knapp vor unserer Abreise in Itkol ein. Seinen Bemühungen verdanken wir vor allem den Kasbek. In halsbrecherischem Tempo fuhren die beiden Busse die Baksanschlucht hinaus. Von auf der Straße liegenden Steinen ließen sich die Fahrer nicht beeindrucken. 240 Kilometer beträgt die Fahrstrecke von Itkol über Baksan und Nalcik nach Ordshonikidse. Wir waren gut in einem Hotel der Hauptstadt der autonomen Republik Nordossetien untergebracht. Es war notwendig, auch bei den zuständigen autonomen Behörden die Besteigungsgenehmigung für den Kasbek einzuholen. Nach einer kurzen Vorsprache und der Glaubhaftmachung unserer bergsteigerischen Befähigung stimmte man unserem Vorhaben zu. In Ordshonikidse, dem ehemaligen Władikavkas, beginnt die Grusinische Heerstraße. Über den 2383 Meter hohen Kreuzpaß führt sie nach Süden, nach Grusien.

Entlang des Terek durch die Darjalschlucht gelangen wir nach 47 Kilometern nach Kasbegi. Um das Gepäck weitgehendst zu reduzieren, teilen wir uns in sieben Verpflegungsgemeinschaften.

Auf zum Kasbek!

Am 25. Juli um 10 Uhr verlassen wir den 1740 Meter hoch gelegenen Ort. Über schöne Almhänge mit blühenden weißen Alpenrosen steigen wir auf. Seit der Ersteigung des Elbrus war das Wetter schlecht. Auch heute ziehen Nebel, und zwischendurch regnet es. Düster sieht das Wetter aus, als wir in 3000 Meter Höhe den Orzwerigletscher betreten. Eine halbe Stunde weiter oben wird es immer heller. Langsam entschleiert sich über uns der Kasbek. Eine "Knips"-Panik ist ausgebrochen. Wer weiß, wie lange uns dieser Anblick am Rande der Nebelschwaden gegönnt ist? 1900 Meter überragt uns noch der Gipfel des 5047 Meter hohen Kasbek. Es ist 17 Uhr, als die letzten auf dem 3600 Meter hoch gelegenen Observatorium eintrafen. Ein eingeschossiger Bau von 20 x 8 Metern. Neben den Unterkünften für die drei Wetterwarte gab es nur leere Räume. Wir richteten uns einen Raum zurecht. Vor die zerbrochenen Fenster werden Teile von Türen gestellt, damit es nicht so zieht. Jede Verpflegungsgemeinschaft hat ihren Platz auf dem feuchten Holzboden. Gekocht und gegessen wird auf Vorrat. Vollkommen angezogen und auf spärlichen Unterlagen, wie Seilen, Rucksäcken und kleinen Luftkissen, liegend, erwarten wir den Aufbruch. Um 2 Uhr nachts war es soweit.

Eine wolkenlose, klare Nacht. Sterne und Mond begleiten uns durch das ausgedehnte Firnbecken des mittleren und oberen Orzwerigletschers. Unterhalb des Westsattels haben wir bereits alle Kleider angezogen. Es ist sehr kalt. In der Morgendämmerung konnten wir vom 4400 Meter hoch gelegenen Westsattel aus die Lichter von dem 40 Kilometer entfernten Ordshonikidse ausnehmen. Immer mehr wurde das Mondlicht vom heller werdenden Horizont verdrängt. Die 600 Meter hohe Nordflanke ist 15 bis 25 Grad steil. Die Schneedecke bricht immer wieder durch, und bis 30 Zentimeter tief sinken wir ein. Mehrmals wechseln sich die Spurer ab. Minus 15 bis 20 Grad beträgt die Temperatur. Langsam erhebt sich die Sonne über dem Kaspischen Meer. Die ersten Strahlen erreichen uns. Unsere Spur führt in die Scharte zwischen West- und Hauptgipfel. Eine 100 Meter hohe Steilstufe bringt uns auf das flachere Gipfeldach. Kein Wind und keine Wolken! Vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer breitet sich der Kaukasus um uns aus. Weit im Westen sind der Elbrus und etwas näher die gesamten Fünftausender der Besengigruppe zu sehen. Sechsundzwanzig Teilnehmer erreichen zwischen 7 und 9 Uhr früh den Gipfel. Wir freuen uns über das Wetterglück und die schöne Gipfelstunde in 5047 Meter Höhe. Um 11 Uhr verließ der letzte den Gipfel. Wir hatten noch einen Abstieg von 3300 Höhenmetern hinunter bis Kasbegi zu überwinden. Teilweise rutschten wir von der Scharte die Flanken ab. Am Westsattel und im weiteren Abstieg durch das Firnbecken des Orzwerigletschers setzt uns die Sonne noch zu. Nach einer kurzen Rast verlassen wir am Nachmittag auch das Observatorium. Lang ist noch der Abstieg. Viel länger scheinbar

als der Aufstieg! Die Almböden hinunter bis zum Höhenkloster und nach Kasbegi gehen nicht zu Ende. Durst und Hunger verspüren wir. Bis zum Abend sind alle in Kasbegi. In einem Touristenhotel oberhalb Kasbegi auf der anderen Talseite beziehen wir Quartier. Gebührend wird über das Zweitageunternehmen am Abend noch geplaudert. Der Verlust an Flüssigkeit wird ohne Wasser ausgeglichen. Ein heiterer Abend zum Abschluß der geglückten Kurzunternehmung entwickelt sich.

Rückreise über Tiflis

Wie vereinbart trafen die Autobusse am 27. Juli in Kasbegi ein. Über den Kreuzpaß bewältigten wir den Hauptkamm des Kaukasus. Eine schöne Straße führt durch Lawinengalerien und in vielen Serpentinen auf die Paßhöhe. Von den Bergen war nichts zu sehen. Wieder regnete es. Auf der Südseite des Passes bedecken große Rhododendronsträuche mit orangen Blüten weite Flächen der Almböden. Entlang der Mietsker Steilflanken führt die Straße hinunter in das Kaischaurtal. Tief unten schlängelt sich die Weiße Aragwa durch das enge Tal. Überreste alter Festungen, Wachtürme und Kirchen sind auf der Fahrt nach Tiflis zu sehen. Am Zusammenfluß von Aragwa und Kura liegt die alte Hauptstadt Grusiens, Mzecheta. Eine Fotopause wurde wegen der Dshawarikirche, welche aus dem 6. Jahrhundert stammt und auf einem Berg über der Kura steht, eingeschaltet. Nach 160 Kilometern Fahrt sind wir in Tiflis. Wir sind überrascht von dem Leben und Treiben in dieser 800.000 Einwohner zählenden Stadt.

Eine wunderbare Übersicht bietet sich vom Mtazmindaberg. Wir machen am Abend im Bergrestaurant einen gemütlichen Abschluß unserer Kaukasusfahrt.

Leider teilte man uns früher die Flugplätze zu, und wir müssen Tiflis verlassen. Heimwärts überfliegen wir den östlichen Kaukasus. An seiner Nordseite fliegen wir an der Grusinischen Heerstraße am Kasbek, am Chimarei Choch, an der Besengigruppe vorbei. Ganz rechts ist der Elbrus zwischen Wolkenbergen zu erkennen. An den kleinen Fenstern des Flugzeuges wird gedrängt. Alle wollen noch einmal die Berge sehen, denen in den letzten Tagen unser Mühen galt. Die Blicke suchen Elbrus und Kasbek, die sich hoch über grüne Almböden mit ihren weißen Häuptern erheben. Angenehm ist wohl das Gefühl der Geborgenheit in der Kabine eines Flugzeuges. Die Gedanken jedoch sind bei den erstiegenen Gipfeln. Der Kaukasus entschwindet unseren Blicken, wir kehren auf die Sitze zurück. Über die Weiten der Ukraine fliegend, sind wir bald in Kiew und dann in Wien. Das Erlebte und Erschaute wird zur Erinnerung.

Als verantwortlicher Leiter möchte ich noch einige Bemerkungen rückblickend anführen: Obwohl es eine zusammengewürfelte Gruppe war, ist alles in kameradschaftlicher Form verlaufen. Die Leistungen der gesamten Bergsteigergruppe sind bemerkenswert. Für den Aufstieg zum Elbrus von Itkol aus und zurück wurden zweieinhalb Tage und für den Kasbek von Kasbegi aus und zurück zwei Tage benötigt. In beiden Fällen wurden große Höhenunterschiede in kurzer Zeit bewältigt. Die Unternehmung ist unfallfrei verlaufen und läßt auf Erfahrung der Beteiligten schließen. Es seien in diesem Zusammenhang die Leistungen der älteren Mitglieder besonders gewürdigt. Mehrfach wurde der Wunsch geäußert, derartige Bergfahrten in fernere Berggebiete auch weiterhin durchzuführen. Ich glaube, man sollte diesen Wünschen unserer Mitglieder entsprechen.



BLICK VOM ELBRUS AUF USCHBA Zeichnung von Oswald Rampl

Hindukusch-Expedition 1967 der Hochtouristengruppe Salzburg

KURT LAPUCH

Seit Monaten träumen wir von einer Reise in das Gebiet des Hindukusch. Nun ist es endlich soweit. In 11.000 Meter Höhe schweben wir über der russischen Landschaft der Millionenstadt Moskau entgegen. Unter uns ein glühendes Wolkenmeer; die Abendsonne sendet ihre letzten Strahlen.

Langsam weicht die Spannung von uns. Arbeitsreiche Wochen liegen hinter uns, ausgefüllt mit den Vorbereitungen für unser großes Unternehmen.

Weiterflug nach Taschkent mit einer Aeroflotmaschine. Die Zwischenlandung kostet uns wohl einen Tag, aber das liegt in unserem Programm. Der Grund dafür waren die wesentlich niedrigeren Flugkosten der innerrussischen Fluglinien.

Nächstes Ziel ist die Hauptstadt von Afghanistan, Kabul. Plötzlich reißt es uns an die Fenster. Die Wolken lösen sich auf, und zum Greifen nahe sind unzählige Berggipfel. Wir überfliegen die Ausläufer des Hindukusch. Unter uns Vier- und Fünftausender, weiter hinten die Sechs- und Siebentausender. Irgendeine dieser Spitzen, der Istoro-Nal, muß unser Ziel sein. Ein sonderbares Gefühl ist in uns; Sorge, Ungewißheit, Neugierde. Wird es auch diesmal klappen? So manche schwierige Bergfahrt haben wir gut hinter uns gebracht. Wir sind eine verschworene Gemeinschaft, das gibt uns riesigen Auftrieb.

Peshawar; die Hitze schlägt mit voller Gewalt zu. Die schweren Bergschuhe, die warmen Berghosen machen das Leid vollkommen. Dollarschwere Amerikaner, elegante Geschäftsleute schauen uns mitleidig an. Unser "Hand"-Gepäck, je eine Aktentasche, schleppen wir zum Taxi. Aber wir haben schon gewußt, warum wir das ganze Eisenzeug in den Taschen verstauten. So manches Kilo Fluggepäck haben wir uns damit erspart. Wir sind heilfroh, als wir am nächsten Tag, nachdem wir uns das Permit für das Fürstentum Chitral, befristet mit 30 Tagen, besorgt haben, von Peshawar über den Lowaripaß nach Chitral fliegen. Wir hatten besonderes Glück. Tagelang ist oft der Flugverkehr wegen starken Windes eingestellt.

Unsere Sorge gilt dem Gepäck. Es hat geklappt! Fünf Kisten und zwei Seesäcke verlassen den Bauch des Flugzeuges. Das ist herzlich wenig für eine Expedition, doch diese 200 Kilo Ausrüstung und Verpflegung müssen für uns drei ausreichen. Wir haben genauestens kalkuliert. In Chitral melden wir uns beim Polizeioffizier, und erst nach zähen, langwierigen Verhandlungen gibt er uns den Weg in das Landesinnere frei.

Ein ausgemergelter Jeep bringt uns in gefährlicher Fahrt weiter, unserem Ziel entgegen. Ab Maroi heißt es marschieren. Die Lasten werden drei Mulis auf den Rücken gebunden, das restliche Gepäck wird von uns geschultert. Meile um Meile geht es bei fast unerträglicher Hitze durch die ausgedörrte und steinige Landschaft. Die Siedlungen drängen sich auf kleinstem Raum zusammen, und nur schmal sind die Streifen der Wiesen und Wälder. In Utul werben wir Träger an, da der Weg über den fast 4000 Meter hohen Zanipaß für die Mulis nicht mehr zu machen ist. Wieder unterwegs, stehen vor uns plötzlich die Eisriesen des Hohen Hindukusch, in deren Mitte der Istor-o-Nal, das Ziel unseres Unternehmens, mit seinen Gipfeln.

Am 14. Juni marschieren wir von der letzten menschlichen Ansiedlung, dem Bergdorf Shagrom, weg in das unwegsame und von Schluchten durchfurchte Udrental hinein. Bis zu 6000 Meter steilen sich die Felsen rechts und links des Tales auf. In Shongolasht zweigen wir nach Westen ins Lopartal ab. Unglaublich, wie die Träger die steilen Felsenabsätze mit ihren Lasten überwinden. Wir suchen einen Platz für das Lager. Nachts beginnt es zu schneien; ein weißer Teppich bedeckt unser Zelt. Ein kleiner Gletschersee in der Nähe liefert uns Wasser zum Trinken und für mich auch zum Waschen. Meine beiden Begleiter halten das letztere für reinen Luxus.

Am folgenden Morgen spuren wir mit unserem Träger Neyab Khan, der bei uns geblieben ist, eine steile Rinne hinan. Bald stecken wir im Nebel. Nur langsam kommen wir höher; die dünne Luft raubt unsere Kräfte. Ein kühner Felszacken ragt gespenstisch aus dem Nebel. "Diesen Zapfen müssen wir packen!" rufe ich begeistert. Und nach einigen Seiliängen stehen wir tatsächlich auf dem höchsten Punkt, der "Salzburger Spitze" (5200 m).

Nachts klart es wieder auf. Voller Eifer steigen wir im tiefem Pulverschnee einem neuen Ziel entgegen. Mühsam ist der Anstieg über die steilen, lawinengefährlichen Schneeflanken, bis wir endlich den Südostgrat unseres Berges erreichen. Doch wiederum setzen Nebel und Schneetreiben ein. Friedwagner hat irrsinnige Zahnschmerzen, mich plagt der Höhenhusten, und Oberegger leidet unter Kopfschmerzen. Nur kurze Zeit kann jeder von uns spuren, dann läßt er sich erschöpft in den Schnee sinken. Immer schwieriger wird der Grat. Ich seile den Träger an; er hält tapfer mit. Endlich, ein letzter Aufschwung, wir stehen auf dem Gipfel des Shongolasht Zom (5820 m). So gerne hätten wir den Istor-o-Nal gesehen, doch um uns sind nur graue, schleichende Nebel und tanzende Flocken.

Wir eilen hinunter. Der Sturm hat unsere Spuren verblasen. Nur mit Mühe finden wir unser Zelt. Ich koche schnell Tee und Suppe, doch es will nicht richtig schmecken. Wir müssen uns akklimatisieren, das haben wir nun eingesehen. So ohne weiteres sind eben Gipfel zwischen 5000 und 7000 Metern nicht zu machen.

Wir erkunden die nähere Umgebung. Ein Anstieg auf den Lopar Zom (6400 m) ist wegen der Stein- und Eisschlaggefahr nicht zu wagen. Von der Loparscharte erblicken wir zum ersten Male den Istor-o-Nal. Wir sind enttäuscht. Steile Eisflanken und Felswände riesigen Ausmaßes trennen den Gipfel vom Gletscherbecken, das tief unter uns liegt. Ein Angriff von dieser Seite wäre ein aussichtsloses Beginnen. Wir müssen unseren Ersteigungsplan ändern und von der SW-Seite, aus dem Tirichbecken, einen Versuch unternehmen. Wände wie Eigernordwand oder Druwestwand sind hier an der Tagesordnung.

Ein Gipfel ragt aus dem Felskranz heraus. Es ist eine wundervolle weiße Pyramide mit Firngraten nach allen Himmelsrichtungen. Dieser Berg zieht uns in seinen Bann. Er ist einen Versuch wert. In der Morgendämmerung krallen sich die Spitzen unserer Steigeisen in den hartgefrorenen Firn. Riesige Spalten gähnen zu unseren Füßen, Eistürme drohen uns zu erschlagen. Doch dann kommt der Grat. Ein Gang zwischen Himmel und Erde; ein Biancograt in fast 6000 Meter Höhe. Plötzlich gibt es nur mehr Pulverschnec, wir versinken bis zum Bauch. Eine Sicherung ist kaum möglich. Oberegger mit seinen langen Beinen muß voraus. Ich komme mir in seinen Stapfen wie ein Zwerg vor. Ein senkrechter Aufschwung. Der Pickel arbeitet Griffe und Tritte heraus. Einige Minuten später stehen wir auf dem sonnenumstrahlten Gipfel, 5700 Meter hoch. Lopar Jooz Zom, d. i. Lopareisspitze, taufen wir diesen herrlichen Berg mit seinen weißen Graten. Unsere Begeisterung kennt keine Grenzen. Ein schwieriger Absteig über die Ostflanke folgt. Weiter unten sausen wir auf dem Hosenboden abwärts.

Friedwagner ist inzwischen mit dem Träger nach Shagrom abgestiegen. Sein Zahn bereitet ihm Sorge. Er hofft, die tschechische Expedition, die sich in der Gegend befinden muß und einen Arzt dabei hat, zu treffen. Einen Tag später kommen wir auch nach

Shagrom. Ein Rasttag tut uns gut. Endlich ausspannen und sich erholen. Ein Festessen krönt den Tag. Es gibt Huhn mit Reis; das Huhn halbiert und am Rost gebraten. Es schmeckt vorzüglich. Nur mit dem Pudding kann sich Manfred nicht anfreunden. Suleika, die Morgenröte, nennt er dieses schwabbelige Zeug.

Am Abend kommen die Tschechen — 14 Mann mit 90 Trägern und 4 Tonnen Gepäck. Lächerlich klein wirkt unser Häufchen daneben. Sie wollen zum Tirich Mir. Doch ihre Träger streiken, und leider erklären sich auch unsere solidarisch. Das könnte uns einen Tag kosten, doch bringe ich meine Leute mit guten Worten und etwas Bakschisch zum Abmarsch. Die notwendigsten Worte der einheimischen Sprache sind mir schon geläufig, das hilft weiter! Die Zahnschmerzen von Friedwagner haben nachgelassen, und wir sind froh, daß er mit uns gehen kann.

Wieder ein Marsch durch weglose Täler, immer den reißenden Atakbach aufwärts. Am Abend findet sich ein märchenhafter Platz mitten in der Steinwüste. In einem Birkenwäldchen schlagen wir unser Lager auf. Die Träger braten Steinbockfleisch. Dazu gibt es Tschapatti, das an Ort und Stelle gebackene Fladenbrot. Es schmeckt herrlich. Der Abend ist lau und warm — in 3600 Meter Höhe! Hatschi-Machmad-Khan beginnt leise zu singen; wir denken an unsere Hüttenabende und schließen mit unserem Bergvagabundenlied. "Tschutschi bissi", sagen wir zu den Trägern, "bei Sonnenaufgang gehen wir!", dann versinken wir in tiefen Schlaf.

Zwei volle Tage marschieren wir den Gletscher aufwärts. Vor unseren Augen steht der weiße Gipfel des Ghul Lasht Zom (6600 m). Zur Linken und Rechten wachsen mächtige Sechstausender in den Himmel hinein, alle noch unbestiegen. Wir stolpern über die endlosen Moränen dahin, stundenlang! Erst im oberen Tirichbecken nehmen die Eistürme bizarre Formen an. Spalten versperren oft den Weg. Unsere Träger bringen die Lasten bis 5100 Meter, dort stellen wir unser Lager auf. Rund um uns ein Kranz von gewaltigen Gipfeln. Erstmals sehen wir die eisgepanzerte Westseite des Istor-o-Nal-Nordgipfels. Da hinauf sollen wir eine Anstiegsmöglichkeit finden? Fast scheint es aussichtslos. Wir packen unsere Sachen: zwei Zelte, die Verpflegung für drei Tage, Schlafsäcke und kleine Schaumstoffmatten. Über den anfangs flachen Gletscher steigen wir zu den ersten Eisbrüchen an. Über uns absturzbereite Eistürme, zur Linken senkrechte Felswände. Endlich finde ich eine schwache Stelle. Das Eis splittert unter meinen Pickelhieben, Eisschrauben geben die nötige Sicherung. Meine beiden Kameraden warten auf das erlösende "Nachkommen". Eisbrocken, oft in Größe eines Kleiderschrankes, halten uns die Gefährlichkeit des Anstieges vor Augen. Wir beeilen uns, trotzdem kommen wir nicht so schnell aus diesem gefährlichen Labyrinth heraus. Eine riesige Eismauer, 30 bis 40 Meter hoch, versperrt uns den Weiterweg.

Der Traum ist aus, denke ich verzweifelt, doch nach einer langen Querung erspähe ich einen Durchschlupf, einen schmalen Eishang, der noch eine Chance offenläßt. Weiter oben zwingt uns Pulverschnee zu erhöhtem Kräfteverbrauch. Wir haben schon lange die 6000-Meter-Grenze überschritten. Wenn wir heute noch auf 6500 Meter kommen, dann kann morgen der Gipfel fallen. Verbissen kämpfen wir weiter. Ich spure im tiefen Schnee voraus; die schweren Lasten drücken uns fast zu Boden. Wir sind zum Umfallen müde, und bei 6450 Meter kann auch ich nicht mehr.

Unter einem Eisturm kleben wird das Zelt hin. Das 1,20 Meter breite Zweimannzelt ist viel zu klein. Schlafzimmer, Abstellraum und Kochnische werden eingeteilt. Fürs Speisezimmer reicht der Platz nicht mehr. Ich schmelze Schnee, die Kameraden richten es sich "gemütlich" ein. Die Schuhe sind naß, sie müssen noch in den Schlafsack. Endlich kann ich Suppe servieren. Das reicht für heute. Ein paar Zuckerln haben wir ja schon zu Mittag genossen. Es wird Nacht. Jeder grübelt vor sich hin. Wird morgen der Gipfel uns gehören? Wie zum Hohn heult der Wind auf, und das Perlonzelt knattert wie ein Maschinengewehr. Das Kondenswasser an den Innenwänden ist zu Eis gefroren, bei jedem Windstoß rieselt es uns ins Gesicht. Als der Morgen graut, liegen wir noch immer

wach. Ich kratze Schnee zusammen für den Kocher. Nach einer Stunde ist das Frühstück (Ovomaltine) fertig. Doch eine ungeschickte Bewegung, und das köstliche Getränk sucht sich einen Weg zwischen den Schlafsäcken. Das Spiel beginnt nochmals, die Rationen werden auf eine halbe Tasse pro Mann gekürzt.

Wir treten vor das Zelt. Draußen klirrende Kälte, der Westhang liegt im Schatten. Ich hacke einige Stufen ins Eis, nur langsam komme ich in den richtigen Rhythmus. Jeder schnelle Schritt kostet ungewöhnlich große Anstrengung. Teilweise trägt der Harsch, doch dann brechen wir wieder bis zu den Knien ein. Das ermüdet. Friedwagner bleibt zurück, ihm machen Höhe und Zahnschmerzen arg zu schaffen. Stunde um Stunde spure ich über den steilen, schmalen Gletscher aufwärts. Noch eine Eisrinne, und ich stehe auf dem Gipfel in 7248 Meter Höhe!

Das Ziel ist erreicht; das Ziel, nach dem ich mich seit Monaten gesehnt habe. Bald steht Manfred neben mir, wir reichen uns die Hände. Ein großes Glücksgefühl ist in uns, die Gedanken wandern in die Heimat. Der Rundblick ist einmalig. Wir stehen mitten im Reiche der Siebentausender. 2800 Meter unter uns liegt Nobaisum. Dort war die Expedition aus Lofer im vorigen Jahr. Im Süden ist ein großes Firnbecken, umschlossen von den Gipfeln des Istor-o-Nal.

Weiter östlich steht noch ein Gipfel. Nur eine Scharte trennt uns von ihm. Ein Blick genügt, und wir gehen los. Wir spuren abwechselnd. Der schmale Wächtengrat hinauf zum Gipfel ist gefährlich. Nur einer von uns kann jeweils auf dieser Spitze stehen, der andere muß sichern. Wir müssen wieder zurück zum Nordgipfel.

Beim Abstieg treffen wir auf Friedwagner. Er hat bereit 7000 Meter erreicht. Trotz seines bedenklichen Zustandes will er weiter. Endlich können wir ihn überreden, umzukehren. Für ihn bricht eine Welt zusammen. Doch er hat sich richtig entschlossen, und gemeinsam steigen wir ab.

Plötzlich ein Schrei! Oberegger ist mit seinen Eisen irgendwo hängengeblieben und stürzt. In wahnsinnigem Tempo saust er 300 Meter den steilen Eishang hinunter. Er versucht zu bremsen, überschlägt sich und bleibt knapp vor den großen Spalten liegen. Sein Bein ist gebrochen. In 6800 Meter Höhe! Was tun? Hilfe holen? Lächerlich. Vier bis fünf Tage sind es bis zur ersten Ansiedlung. Holzstreben aus dem Rucksack und eine Reepschnur geben schließlich seinem Bein etwas Halt. Mit dem Seil ziehe ich ihn abwärts, den Kopf nach unten. Manchmal muß er selbst wie ein weidwundes Tier über den Schnee kriechen. Max transportiert das Gepäck. Er torkelt wie ein Betrunkener. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichen wir unser kleines Depotzelt auf 6000 Meter. Es ist von einer Eislawine umgerissen worden. Ich baue es neu auf. Dann folgt eine schreckliche Nacht.

Am 30. Juni herrscht Gott sei Dank wieder schönes Wetter. Das ist unser Glück. Der Transport geht weiter, manchmal müssen wir abseilen. Endlich erreichen wir den flachen Gletscher. Doch der Schnee ist weich und tief, und wir sinken tief ein. In das Zelt eingewickelt, ziehen wir Manfred über den Firn. Unsere Kräfte lassen merklich nach.

Meine beiden Kameraden bleiben beim Basislager, während ich am nächsten Morgen über den langen und mit Steinen gespickten Gletscher absteige. Ich suche das Lager der Tschechen. Dort ist ein Arzt, und das bedeutet Hilfe für Manfred. Ich rufe, schreie, doch nur das Gurgeln der Gletscherbäche ist die Antwort. Den ganzen Tag suche ich den Gletscher ab, doch erst am Abend finde ich endlich die Zelte. Mit dem Arzt und einigen Trägern geht es am nächsten Tag wieder diesen langen Gletscher hinauf. Oberegger wird auf die Tragbahre gebunden und von den Trägern in zweitägigem Marsch zum Lager der Tschechen transportiert. Dort wird er bestens versorgt.

Der Salzburger Kurt Diemberger ist inzwischen mit dem Deutschen Dieter Proske eingetroffen. Er lädt mich ein, mit ihm noch einen Siebentausender zwischen Shingeik Zom und Istor-o-Nal zu ersteigen. Meine beiden Kameraden sind einverstanden damit, und so geht es wieder den langen Tirichgletscher hinauf. Bis 6000 Meter wählen wir den gleichen Anstieg wie zum Istor-o-Nal-Nordgipfel. Die Hitze macht uns schwer zu schaf-

fen, die Felsen sind mit Wassereis überzogen. Vom Hochlager auf 6050 Meter studieren wir den neuen Anstieg. "Diese steile Eisrinne dort drüben müssen wir hinauf", erkläre ich Kurt, "und oben geht es über den Felsgrat. Vom Istor aus habe ich eine Umgehungsmöglichkeit des senkrechten Aufschwunges gesehen!"

Es ist der 10. Juli. Wir hacken uns über die 350 Meter hohe, etwa 55 Grad steile Rinne empor. Die Eisen greifen gut. Seillänge um Seillänge arbeite ich mich hinauf. Oben wird der Schnee gefährlich locker. Dann erreichen wir die Scharte, doch der Weiterweg über den Grat erscheint problematisch: riesige Wächten und abrutschbereiter Schnee auf Felsplatten. Endlich wird das Gelände leichter, der Gipfel liegt vor uns. Kurt spürt die Höhe stark, da er noch nicht richtig akklimatisiert ist. Es ist bereits 15 Uhr, als wir den Gipfel des Nobaisum Zom erreichen. Der Höhenmesser zeigt 7070 Meter (Kote 6999 m). Einfallender Nebel gibt nur teilweise die Sicht auf die umliegenden Berge frei.

Es ist schon sehr spät, und wir müssen sofort absteigen, wenn wir nicht biwakieren wollen. Ich laufe voraus zur Scharte und koche etwas Teee. Das weckt die Lebensgeister. Schritt für Schritt geht es die Rinne hinunter. Gleichzeitig! Wir haben keine Zeit mehr zum Sichern. Die Dämmerung bricht herein. Weiter! Im Nachtdunkel überschreiten wir die Randkluft. Mit der Taschenlampe suchen wir unser Zelt.

Der Abstieg zum Basislager stellt kein ernsthaftes Problem mehr dar, er ist uns bereits bekannt. Trotzdem müssen wir den Weg neu suchen, denn Seraks sind zusammengestürzt, und Eislawinen haben unsere Aufstiegsspuren verschüttet. Endlich erreichen wir den flachen Gletscher, der zum Basislager hinunterführt. Da kommt uns auch schon unser Träger Muscherav Din entgegen, er ist Bürgermeister von Shagrom, und führt einen wahren Freudentanz auf.

Dann schauen wir glücklich zu "unseren" Gipfeln hinauf. Sie leuchten in der Abendsonne. Nie zuvor hat sie ein Mensch betreten.

Zeit der Durchführung: 4. Juni bis 27. Juli 1967

Teilnehmer: Kurt Lapuch (Expeditionsleiter), Manfred Oberegger, Max Friedwagner

Erstiegene Gipfel:

- 16. 6. 1968 Salzburger Spitze (5200 m), Lapuch, Oberegger, Friedwagner
- 17. 6. 1968 Shongolasht Zom (5820 m), Lapuch, Oberegger, Friedwagner u. Träger Neyab Khan
- 21. 6. 1968 Lopar Jooz Zom (5730 m), Lapuch, Oberegger
- 29. 6. 1968 Istor-o-Nal-Nordgipfel I (7248 m), Lapuch, Oberegger (Höhe nach Dr. G. Gruber 7373 m lt. Jahrbuch 1965)
 Istor-o-Nal-Nordgipfel II (7235 m), Lapuch, Oberegger
- 10.7.1968 Nobaisum Zom, 7070 m (Kote 6999 m), Lapuch, Diemberger



AM NOBAISUM ZOM (7070 m) Zeichnung von Oswald Rampi

Ein Apfel auf dem Tirich Mir

Österr. Hindukusch-Kundfahrt 1967

KURT DIEMBERGER

Wer einmal den Tirich Mir sah, hat das Verlangen, wiederzukommen. Ich sah ihn 1965, und ich kam wieder — 1967. Mein Weg führte viele Tage lang rund um das ganze Massiv, kreuz und quer ging es durchs Zauberreich seiner Gipfel und Gletscher, und mit einem kleinen, glückstrahlenden Japaner stand ich oben auf seinem höchsten Schnee. Wir gruben dort einen Apfel ein — 7700 Meter hoch — für die Feen des Tirich, die uns so viel Glück gewährt hatten! Das geschah nicht ohne einen leisen Gedanken an den Abstieg, denn von den Einheimischen wußten wir, daß so mancher, der zu weit hinaufgegangen war, es ihrem Zorn oder ihrer Liebe zuzuschreiben hatte, daß er nicht wiederkam.

Als wir 1965 zu viert — Herwig Handler, Franz Lindner, meine Frau und ich — den Oberen Tirichgletscher hinaufzogen, waren wir die einzige Expedition in diesem Gebiet (vgl. hiezu den Bericht im Jahrbuch 1966). Wir hatten schöne Erfolge, aber es blieb noch genug zu tun über, und die Berge am Oberen Tirichgletscher waren so attraktiv, daß 1967 gleich mehrere Expeditionen ihr Basislager dort aufschlagen wollten. Die meisten planten eine Wiederbesteigung des erst einmal von Süden her erreichten Hauptgipfels des Tirich Mir, des höchsten Berges des Hindukusch. Obwohl schon 1950 den Norwegern unter Arne Naess' Leitung die Erstbesteigung gelang, wird dieser Berg immer ein Ziel bleiben — so wie der Nanga Parbat, mit dem er an Größe und Schönheit wetteifert; er steht wie dieser allein und beherrschend über dem Land.

Ich selbst hatte außer den Bergzielen auch andere: es gab noch unbetretene Winkel dort, Fragezeichen auf der Landkarte und viele Punkte, von denen ich noch geologisches Material für die 1965 begonnene Arbeit meiner Frau beschaffen wollte. Nach einiger Überlegung entschloß ich mich zur kleinstmöglichen Form einer Expedition: der Einmannkundfahrt. Wollte ich einen schwierigen Berg besteigen, so würde ich das mit ein oder zwei Gefährten einer anderen Expedition tun — wir kannten uns ja. Freilich war auf diese Weise alles unbestimmter — aber ich empfinde das nicht als Nachteil: man entscheidet sich im Augenblick, und die Bewegungsfreiheit ist groß.

An diesem Prinzip änderte sich auch nichts, als ich kurz vor dem Start Dietmar Proske aus Starnberg kennenlernte, denn er dachte so ähnlich wie ich. Wir kamen überein, die Anfahrt und gegebenenfalls auch einige Gipfel gemeinsam zu machen. Wie sich später herausstellte, war das eine recht gute Kombination, und wir verbanden unsere beiden Hindukuschfahrten mit bestem Erfolg.

Die ganze Fahrt dauerte dreieinhalb Monate, wovon allein 60 Tage auf reine Expeditionstätigkeit im Gebiete des Tirich Mir entfielen — eine relativ lange Zeit im Vergleich zur Dauer der anderen dort tätigen Expeditionen. Aber wir wollten das anhaltend schöne Wetter bis zum letzten nützen, und so verging ein derart erfolgreicher Sommer, wie ich ihn mir nie hätte erträumen können. Drei Monate eines Lebens so richtig aus dem vollen: Abenteuer, Entdeckungen, Hoffnungen und Ungewißheit, Glück... nie könnte man das alles hier nur auf ein paar Seiten beschreiben. Aber ich will von einigen der schönsten Erlebnisse erzählen, nachdem ich vorweg einen kurzen Überblick über die Ergebnisse der Kundfahrt gebracht habe.

Ergebnisse der österr. Hindukuschkundfahrt 1967

Im Rahmen der Kundfahrt wurden folgende Gipfel erstiegen:

Nobaisum Zom (7070 m), erste Ersteigung am 10. Juli 1967 mit Kurt Lapuch aus Salzburg.

Ghul Lasht Zom Süd (ca. 6400 m), erste Ersteigung am 20. Juli 1967 mit Dietmar Proske.

Anogol Zom (ca. 6000 m), erste Ersteigung am 23. Juli 1967 mit Dietmar Proske.

Tirich West IV (7338 m), erste Ersteigung am 6. August 1967 mit Dietmar Proske über die sehr schwierige Nordwand. Neun Tage ab Hochbasis (5900 m) und wieder dorthin zurück.

Achar Zom II (ca. 6300 m), zweite Besteigung am 11. August 1967 mit den Japanern Nishina und Takahashi.

Pyramide (Dirgolzom) (6778 m), Wiederbesteigung am 14. August 1967 mit Dietmar Proske und Masaaki Kondo, Japan.

Tirich Mir (7708 m), dritte Besteigung, z. T. auf neuer Route am 19. August 1967 mit Masaaki Kondo. Ab Hochbasis (6500 m) und wieder dorthin zurück insgesamt fünf Tage.

Ich versuchte mit Dietmar Proske auch erstmals Schier auf dem Oberen Tirichgletscher einzusetzen. Aber während man dort 1965 wegen des schlechten Wetters herrliche, viele Kilometer lange Abfahrten hätte machen können, brachte das schöne Wetter 1967 dem Schifahrer nichts als ein schnödes Rütteln auf einer rauhen, von "Miniaturbüßern" bedeckten Fläche. Wir fuhren trotzdem einmal von 5500 Meter mehrere Kilometer den Gletscher hinunter. Später wurden die zackigen "Büßer" immer größer, stellenweise mannshoch, und wir haben dort, wo es keine Spur gab, in stundenlangen Märschen sicher all unsere bisherigen Sünden "abgebüßt".

Weitere Ergebnisse der Kundfahrt:

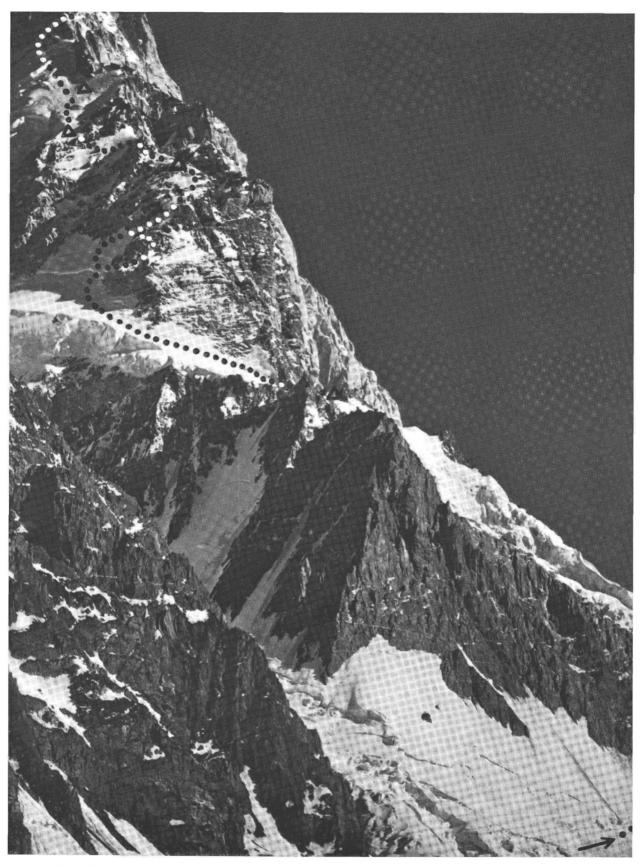
- 1. Erkundung des Anogol. Dieses Gletschertal, das den Nordwestarm des Tirichgletschers darstellt, war bisher noch von keiner Expedition betreten worden. Ein mächtiger Eisbruch sperrt das Tal am Beginn. Mit Dietmar Proske konnte ich zu den beiden ca. 5600 Meter hohen Sätteln im Nordosten und Süden des im Talschluß aufragenden Anogol Zom vordringen. Wir suchten nach Übergangsmöglichkeiten ins Obere und Untere Gazikistan. Der Übergang ist in beiden Fällen ziemlich schwierig und nicht ungefährlich, aber für Bergsteiger möglich. Um der Eisschlaggefahr beim Abstieg ins Untere Gazikistan auszuweichen, empfiehlt es sich, am Anogol-Zom-Südgrat bis ca. 5800 Meter anzusteigen und dann nach Westen über eine steile brüchige Gratrippe zum Unteren Gazikistangletscher abzusteigen. Die bisherigen Karten zeigten entweder eine trennende Barriere zwischen Anogol Zom und Ghul-Lasht-Zom-Ostgipfel oder dort überhaupt nur einen weißen Fleck. Der Kamm existiert nicht, hingegen ein Gletscherbecken. Der namenlose Gletscher in diesem weiten Becken nördlich der Ghul-Lasht-Zom-Gruppe fließt eigenartigerweise sowohl nach Osten als auch nach Westen ab, und zwar nur etwa ein Viertel - zu einem erheblichen Teil als Eislawinen - nach Westen ins Untere Gazikistan, während der Hauptstrom nach Osten umbiegend durchs Anogol zum Oberen Tirichgletscher fließt. Wer den Übergang nach Gazikistan unternimmt, darf nicht damit rechnen, dort Menschen zu treffen. Es gibt dort nur sehr viele Steinböcke. Vielleicht begegnet er zufällig einem Jäger oder Schmuggler (z. B. von Edelsteinen aus Afghanistan).
- 2. Erstmaliger Übergang aus dem Tirich Gol ins Untere Gazikistan und anschließend erste Umkreisung des Tirich-Mir-Massivs (Gesamtwegstrecke: 16 Tage).

Nobaisum Zom (7070 m) (erstiegen von Lapuch und Diemberger 1967) (Foto: K. Diemberger)

Tafel 19

Tirich-Mir-Gruppe (von Norden) aus dem Anogolgletscherbecken. Von links nach rechts: Ost-, Hauptgipfel, 4 Westgipfel (1 u. 4 von Diemberger und Proske erstiegen über N-Wand) (Foto: K. Diemberger)

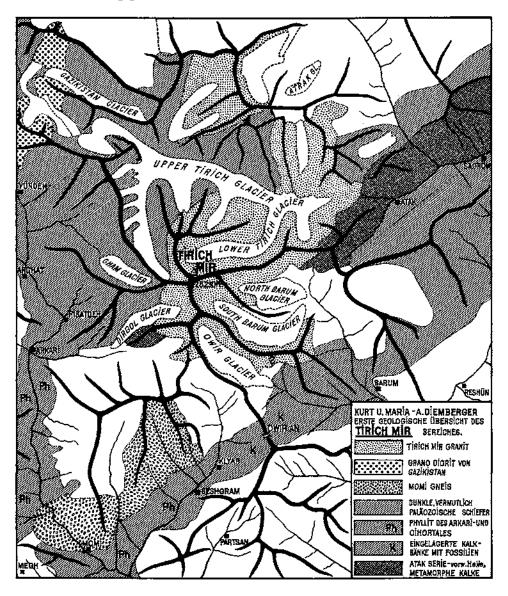
Tirich Mir (7700 m) vom Owir An (Foto: K. Diemberger)



Tirich Mir West IV (7300 m) mit der erstmals durchstiegenen N-Wand (Foto: K. Diemberger)

Tafel 22

3. Geologische Ergebnisse und Fossilfunde. Zahlreiche geologische Proben und Versteinerungen, so z. B. Seelilienstiele aus dem Anogol, Korallen, Seelilien und die höchst seltenen Receptakuliten (Zweitnachweis für Asien!) vom Owir An (über diesen seltenen Fund berichtet anschließend Dr. Rudolf Vogeltanz vom Haus der Natur Salzburg). Die geologische Auswertung ist noch nicht abgeschlossen. Eine erste Übersichtskarte ist hier beigegeben.



Ich möchte abschließend noch bemerken, daß es wohl immer schwieriger werden wird, so frei im Lande herumzustreifen, durch Täler und zu Gipfeln zu gehen, die einem gerade gefallen. Die Regierung gibt allen offiziellen Expeditionen einen Begleitoffizier mit. Dadurch werden aber Unternehmungen, wie etwa die Umkreisung des Tirich Mir, sogar beim besten Willen (!) dieses Begleiters praktisch unmöglich. So bleibt dem "sportlichen

Touristen" — als der man dann gilt, wenn man keine Expedition ist — nur die Hoffnung, daß der jeweilige Political Agent die offiziellen Bestimmungen großzügig auslegt und ein Herz für den Wanderer und Bergsteiger hat, so wie ich zweimal das Glück hatte. Für diesen vergangenen Sommer sei daher vor allem ihm zusammen mit allen anderen Förderern der Kundfahrt der herzliche Dank ausgesprochen.

Durch die Nordwand des Tirich West IV (7338 m)

Manche Leute behaupten, ich hätte eine Schwäche für Nordwände. Sie haben recht. Als "Didi" Proske und ich am Nachmittag des 20. Juli auf dem Gipfel des Ghul Lasht Zom Süd stehen, ist das nicht nur der erste Sechstausender für Didi, sondern vor allem ein phantastischer Präsentierteller, auf dem wir da in rund 6400 Meter Höhe stehen und zu Hunderten von Gipfeln nach allen Seiten blicken können. Vor allem können wir auch nach Südosten blicken: dort ragen, uns direkt gegenüber, die Gipfel des Tirich Mir. Auf dem Hauptgipfel hängt eine Wolkenfahne. Weit oben. Darunter: eine ganze Galerie von Steilwänden, zwischen zwei- und dreitausend Meter hoch. Schroffe Pfeiler, Platten, Hängegletscher — und alles bis in Höhen von 7300, ja 7700 Meter! Eine große Herausforderung.

Am ehesten ginge noch die Nordwand des äußersten Westgipfels. Er ist ein wenig niedriger als die anderen drei Gipfel des Westgruppe des Tirich Mir, aber er ist der markanteste und trägt auch eine eigene Kote: 7338 Meter soll er hoch sein! Er ist der Eckpunkt dieser Riesenmauer, die man wohl am besten mit den Grandes Jorasses vergleichen könnte - hier wie dort eine mächtige, von Pfeilern durchbrochene Granitmauer, auf deren Schneide dicht aneinandergereiht und relativ wenig voneinander abgesetzt die einzelnen Gipfel stehen. Die Höhe der Gipfel steigert sich langsam nach Südosten in Richtung auf den Tirich Mir zu: Westgipfel Nr. III, ein weißes Schneehaupt mit Wächte, dürfte nur wenige Meter höher sein als unser Nr. IV und ist von ihm durch die tiefste Einsattelung, die es im ganzen Kamm gibt, getrennt. Westgipfel Nr. II, eine scharfe Schneide, führt schließlich hinüber zum höchsten Punkt des Kamms, der so wie Nr. IV ebenfalls eine Kote trägt, nämlich 7478 Meter. Er ist am leichtesten aus dem Nordwestsattel des Tirich Mir zu erreichen - von dort sind es nur etwa 250 Meter hinauf. Wenn die große tschechische Expedition, die den Tirich Mir belagert, ihren Weg über den Nordwestsattel nimmt, wird sie es gewiß nicht versäumen, den so nahe liegenden "Einser" mitzunehmen. Wir blicken in die Tiefe: da unten zieht dünn wie ein Haar die Trägerspur, die die Lager der Tschechen verbindet, den Gletscher hinauf, schlingt sich im Bogen um die Felsburg des Tirich West IV herum und verschwindet dahinter in Richtung auf den Tirich Mir.

Jeden Tag müßten sie die Rampe sehen, die den unteren Teil der Wand durchreißt — den Weg hinein in die Wand... Aber auch das, was dann kommt. Nein, die Burg da drüben ist uns sicher, wir sollten uns nicht sorgen. Sicher? Vielleicht kommen wir gar nicht hinauf.

Ich schaue zur Wolkenfahne auf dem Gipfel des Tirich Mir. Wie lange werden sie hinaufbrauchen?

Nach einer Erkundung des Anogol und einem weiteren Sechstausender fühlten wir uns beide in Form, die unbekannte Wand anzugehen und aus der Nähe zu probieren, was aus der Ferne trotz Fernglas rätselhaft geblieben war. Viele Wandstellen erweckten immer wieder neue Eindrücke je nach Beobachtungspunkt und Tageszeit, und manches, das jetzt möglich schien, sah am nächsten Morgen unmöglich aus. Unsere Akklimatisierung war durch reichliches Lastenschleppen mittlerweile in bester Ordnung, und meine schlechte Form vom Nobaisum Zom, wo ich — eben erst auf 5000 Meter angekommen —

mit Kurt Lapuch aus Salzburg in nur zweitägigem Aufstieg unbedingt einen, wenn auch knappen Siebentausender packen wollte, war längst vergessen. Lassen wir nun Didi — mit einigen Ergänzungen von mir — erzählen, wie er den Aufstieg auf seinen ersten Siebentausender erlebt hat!

Eigentlich wollten wir diesen Berg mit einer größeren Mannschaft ersteigen, nachdem diese Gruppe jedoch nicht wie beabsichtigt in unserem Gebiet auftauchte, schmieden wir die Pläne eben für uns zwei. Freilich, dieser gewaltige, unübersichtliche, 7338 Meter hohe Granitklotz sieht nicht gerade nach einem leichten Gipfelerfolg für eine Zweierseilschaft aus.

Zunächst richten wir uns auf dem Südarm des Oberen Tirichgletschers ein neues Ausgangslager für den Tirich West IV ein. Es liegt 5900 Meter hoch. Mit Musheraf Din, unserem einzigen Hochträger, schaffen wir dabei zu dritt 100 Kilogramm Bergausrüstung und Verpflegung von unserem unteren Lager 4950 Meter in einem achtstündigen Gewaltmarsch zum neuen Ausgangslager herauf. Von hier aus geht der Hochträger wieder hinunter ins Tal nach Shagrom — er soll sich erst nach 15 Tagen wieder mit uns hier treffen. Am 31. Juli geht es los. Kurt und ich schleppen jeder einen 20-Kilogramm-Sack über scheußlichen Büßerschnee zum Anfang einer breiten Eisrinne. Unser Ziel ist der große Eisbalkon in der Nordflanke, ein langgezogenes, schmales Plateau mitten in der allgemeinen Steilheit in etwa 6300 Meter Höhe. Und diese Vierhundertmeterrinne ist der leichteste Weg da hinauf!

Nach fünf Stunden mit all dem Jammer eines "20-Kilogramm-Sackschleppens" erreichen wir das obere Ende der Rinne. Hier deponieren wir die Ladung, und 'runter geht es wieder. Am 1. August wiederholt sich die ganze Angelegenheit, nur mit dem Unterschied, daß wir diesmal oben bleiben. Wir können unser Zweimannzelt am Beginn des Balkons unter einem Felsturm windgeschützt aufstellen. Besonderer Luxus von L 1: der "Eissee", zwei Meter lang und meist zugefroren, erspart uns fast immer das lästige Schneeschmelzen. Leider erfordert dieser Luxus 50 Meter Abstieg — spät abends oder zu eisiger Morgenstunde entscheidet das Los!

Gleich nach dem ersten Zeltaufstellen geht es weiter, den geneigten Balkon hinauf. Er wird eben und bricht dann ganz plötzlich senkrecht ab gegen den Unteren Tirichgletscher. Tief geht es da hinunter, und riesig strebt die nahe Nordwand des Tirich Mir vor uns auf. Wir sind die ersten, die sie von hier in ihrer ganzen Größe sehen können — von dieser phantastischen Warte aus.

Der Weiterweg sieht böse aus. Quer durch die Nordflanke, die sich nun furchtbar steil über uns aufschwingt, laufen immer wieder, vielfach übereinander, Granitbänder — senkrecht, überhängend, oft 30 Meter hoch. Dazwischen steile Eisfelder oder dachziegelartig nach unten geschichteter schwarzer Schiefer. Das ganze ist ein geologischer Kontakt und für uns, die wir da hinauf wollen, voll Überraschungen und Rätsel. Durchs Fernglas suchen wir lang einen Weg, die Granitbänder in Verschneidungen oder Rinnen zu überwinden.

Eins hilft uns auf alle Fälle: dieses Jahr ist das Wetter im Hindukusch anhaltend schön (30 Tage schon), und wir rechnen für die nächsten Tage mit ähnlichem Wetterglück. Kurt meint, daß man 1965 hier allein schon wegen der schlechten Verhältnisse nicht hinaufgekommen wäre. Unser Risiko bei einem vielleicht notwendig werdenden Rückzug ist um ein ganzes Stück kleiner.

Von unserem Lager L 1 auf 6300 Meter tragen wir am nächsten Tag jeder 15 Kilogramm Last hinauf übers Plateau und dann über ein steiles Schneefeld hinein in die Flanke. Wir beabsichtigen, im Zeitabstand von sechs Stunden zu unserem ersten Hochlager in der Flanke ein Depot zu errichten. Beim Queren der ersten Schieferwände geht es recht langsam vorwärts. Fast jeder Griff und Tritt verschwindet bei Belastung in der Tiefe, Haken lassen sich kaum anbringen, und tausend Meter unbekannte Wand liegen über uns.

Doch dann geht es endlich; eine Seillänge und wieder eine Seillänge können wir uns vorsichtig höherarbeiten; unser Auftrieb steigt. Die Granitbänder, die wir überwinden müssen, fallen uns trotz großer Höhe (6500 m), klobigem Gepäck und dicken Schuhen nicht besonders schwer (Schwierigkeit bis IV). Auf ca. 6650 Meter errichten wir am Nachmittag ein Depot. In der ganzen Flanke fanden wir bis hieher keinen ebenen Platz, um auch nur ein Biwakzelt aufzustellen. Auch hier oben ist nur Platz zum Verstauen des Materials. Beim Abstieg haben wir es leichter: die Strecke ist nun mit Fähnchen markiert, und wir sind ohne Gepäck. Am Abend erreichen wir wieder Lager 1.

Am 3. August schaffen wir weitere Seile und Verpflegung hinauf ins Depot. Jetzt ist alles bereit für den Aufstieg ins nächste Stockwerk unserer Granitburg. Am 4. August steigen wir mit leichter Ladung relativ rasch zum Depot auf. Dort kommt aber eine Riesenmenge Material in und auf dem Rucksack dazu — nur langsam bewegen wir uns weiter. Gerade ober uns sperrt ein senkrechter gelber Riegel alles ab. Wir müssen queren.

Dieser Weiterweg ist voll heikler Passagen: ein scharfer Grat, mal rechts, mal links zu klettern, steile Eisrinnen und wieder sperrende Granitbänder. In dieser Wand ist es immer fraglich, ob man durchkommen wird und vor allem wo: man sieht immer nur ein Stück von ihr. Wir queren fast einen halben Kilometer auf- und absteigend von rechts nach links durch die Steilflanke und kommen zuletzt mit Hakenhilfe über eine sehr anstrengende Viererstelle bis unter einen Hängegletscher. Ein Augenblick ist mir bei dieser Querung in besonderer Erinnerung geblieben; beim Steigeisenanlegen bewegte sich plötzlich der große Block, auf dem ich stand. Ich konnte ihn noch rechtzeitig verlassen, ehe er weg war.

Die Sonne steht bereits tief, als wir nun in den oberen Teil der Wand kommen, der hauptsächlich aus Eisfeldern und Granitbollwerken besteht. Hier glaubten wir leichter einen Platz für das kleine Biwakzelt zu finden. Aber daraus wird nichts. Nach dem Dunkelwerden müssen wir uns für eine Spalte des Hängegletschers entscheiden. Auf einer soliden Brücke — wir bleiben natürlich angeseilt — können wir das Biwakzelt einigermaßen unbequem aufstellen. Mit Aushacken und Planieren nimmt das zwei Stunden in Anspruch. Trotz Kreislauftabletten haben wir dabei von unseren Füßen und Fingern schon weitgehend "Abschied genommen", und es dauert eine ganze Weile und kostet viel Mühe, bis sie wieder "da" sind.

Die Kälte — bis minus 30 Grad Celsius — war überhaupt das schwerste zu bewältigende Problem bei dem ganzen Unternehmen "Tirich West IV". Wir hatten die beste Ausrüstung (Schuhe, Essen, Kleidung, Medikamente), die es für solche Vorhaben gibt, aber es müßten noch bessere Sachen erfunden werden, vor allem Schuhe!

Im Biwakzelt war es furchtbar eng, aber die Nacht verging doch noch tausendmal besser als nur in einem Biwaksack. Alle Sachen, die wir nicht unbedingt brauchten, hingen, um sie vor Absturz zu bewahren, draußen rund ums Zelt an Eisschrauben. Es war überall glatt und abschüssig. Aber die Dunkelheit verbarg, wie weit es hinunterging.

Beim Teekochen und auch als schließlich die Sonne wiederkam, hatten wir in unserem Perlongehäuse das unvermeidliche "Tröpferlbad", weil das Kondenseis an der Innenwand schmolz oder abblätterte. Dazu kam in diesem Lager noch der starke Wind, der dem an der Außenseite Liegenden unerwünschte Kühlung durch Anliegen der Zeltbahn brachte. Es war damit am nächsten Tag unser größter Wunsch, ein komfortables Lager zu beziehen.

Bei starkem Wind, der uns immer wieder Eisnadeln ins Gesicht peitscht, steigen wir daher am 5. August nach Abbruch des Biwakzeltes das Eisfeld hinauf. Unsere Hoffnung ist groß. Aber nach zwei Stunden ist davon nicht mehr viel über. Schon gehen die Gedanken wieder hinunter zum alten "L-2"-Platz mit seinen "Annehmlichkeiten", da finden wir dann doch noch auf ca. 7000 Meter in einer großen, geräumigen Spalte einen herrlichen Lagerplatz, sogar mit Eisdach darüber und außerdem windgeschützt. Auch in

diesem Eispalast mit Panoramablick hinunter auf die Welt bleiben wir sicherheitshalber an der Leine.

Am 6. August machen wir uns auf den Weg zum Gipfel. Das Wetter ist herrlich, doch die enorme Kälte und der Wind machen uns zu schaffen. Wir sind nicht umsonst auf der Nordseite des Berges und 7000 Meter hoch. Nach jeder Seillänge im steilen Pulverschnee müssen wir die Füße kräftig schwingen, damit sie wieder ein bißchen fühlbar werden.

Lange queren wir unter einem glatten Granitbollwerk nach links aufwärts, bis wir in ein steiles, hartes Eisfeld kommen, das im Blau des Himmels endet. Hier geht es ganz umheimlich hinunter: etwa 2000 Meter unter uns sehen wir Lawinenkegel — dort ist der Boden des Unteren Tirichgletschers. Das Herz bleibt einem oben hängen. Behutsam tastet der Fuß bei jedem Schritt über diese Tiefe. Mitten in der Steilheit winkt wie eine Insel eine kleine Felskanzel: hier wollen wir Tee kochen und rasten. Wie wird ein heißer Schluck uns gut tun!

Nach der Teepause ging alles dreimal leichter. Wir bekamen sogar Freude am Fotografieren, und ich hatte den Eindruck, es sei fast so schön wie an einem herrlichen Tag in der Wiesbachhorn-Nordwestwand.

Wir hatten auch allen Grund zur Freude: der Ausstieg aus der Nordwand über dieses schmale Eisfeld war der Schlüssel zum Gipfel. Wir hatten ihn jetzt gefunden — von unten her konnte man auch mit dem starken Fernglas nie erkennen, ob und wo es da einen Durchstieg zwischen den senkrechten Granitwänden und -türmen des Gipfelaufbaus gab. Trotz verschiedener Standpunkte blieb alles Vermutung. So aber standen wir nun plötzlich auf einer kleinen Schulter, erblickten voll Erleichterung und mit einem inneren Jubel direkt vor uns das letzte Stück der Westflanke und darüber die gezackte Schneide des Gipfels.

Ein paar Seillängen durch die sonnige Flanke, im Zickzack zwischen Riesenblöcken, die aus dem Schnee ragen -- wir schnaufen vor Höhe und Aufregung und Nicht-mehrerwarten-Können -- dann ein letzter Turm, ein riesiger Monolith, der wie ein Wächter den Grat sperrt und auf uns herunterblickt . . .

Um 15 Uhr standen wir auf dem Gipfel.

Die Freude war groß.

Beim Dunkelwerden erreichten wir nach langem Abstieg unser Lager in der Gletscherspalte. Am nächsten Tag kamen wir bis zu Lager 1 mit seinem "Eissee". Das Zweimannzelt erschien und groß und geräumig wie ein Zimmer und das Leben wunderbar. Noch am selben Abend fing es zu schneien an. Das war für uns so ungewohnt, daß wir es kaum glauben konnten. Wir dachten daran, daß unser Gipfel auf Tage hinaus unerreichbar geworden war und freuten uns noch mehr darüber, rechtzeitig oben gewesen zu sein. Und auch darüber, daß wir hier unten waren.

Am 9. August, zehn Tage nach unserem ersten Aufstieg zum "Balkon", stiegen wir mit großem Gepäck die Eisrinne zum Ausgangslager hinunter. Es war wie das Ballett zweier Elefanten. Und unten beschlossen wir, daß unser nächstes Ziel der Tirich-Mir-Hauptgipfel sein werde.

Zum Gipfel des Tirich Mir (7708 m)

Der kleine Masaaki lacht, und die dunklen Augen tanzen vor Freude in dem runden, braungebrannten Gesicht — "Very lucky", sagt er und "Very happy" und lacht wieder.

Wir umarmen uns und schlagen uns auf die Schultern. Und dann holen wir unsere Wimpel hervor, die wir aus Papier und knallrotem Heftpflaster zusammengeklebt haben: rot-weiß-rot der eine und ein großer, runder Pflasterflecken auf dem anderen weißen Blatt — die japanische Sonne.

Ich muß mich ein wenig bücken, als ich für das Gipfelfoto Masaaki die Hand über die Schulter lege -- Pat und Patachon auf dem Gipfel der "Pyramide"!

Und Ost und West in unseren Händen, die haben wir vertauscht. "Servus" — "Yes — very happy" — und Didi drückt ab.

Masaaki Kondo ist der Pechvogel der japanischen Tirich-Mir-Expedition, aber heute merkt man nichts davon. Er ist glücklich, doch noch auf einem Gipfel zu stehen — sei es auch bloß der P 6778, schon vorher von den Tschechen erreicht. Außerdem sind wir eine fröhliche Gesellschaft, und das ganze war bloß eine Tagestour von unserem derzeit höchsten Lager (6500 m) aus, dem Ausgangslager für den Tirich Mir.

Während wir absteigen und Fels und Wolken sich langsam gelb färben, blickt Masaaki immer wieder hinauf zum Gipfel des Tirich. Irgendwo dort oben müssen seine Kameraden sein — vor etlichen Tagen schon sind sie aufgebrochen. Ohne Masaaki — er war schon ziemlich am Beginn der Expedition unten auf dem Tirichgletscher 20 Meter in eine Spalte gefallen, hatte sich dabei eine Rippe angeknackst und auch sonst was abgekriegt. Deshalb stiegen die andern lieber ohne ihn in die Hochregion. Und die Rippe tat ihm auch heute noch manchmal weh — aber sicher nicht so sehr wie das Untenbleibenmüssen.

Die Tschechen waren mittlerweile abgezogen. Sie hatten den Tirich Mir über den Nordwestsattel und -grat bestiegen und den ersten Westgipfel vom selben Sattel aus. Vom Sattel aus hatten sie, wie sie den Japanern berichteten, noch zwölf Stunden für Aufund Abstieg auf den Tirich Mir benötigt und zehn Stunden für den andern Gipfel. In dem 7250 Meter hohen Sattel hatten sie ein Zelt zurückgelassen. Im übrigen sollte es dort fürchterlich kalt und stürmisch sein. Nun, das konnten wir uns lebhaft vorstellen. Auch wenn das Wetter schön war, stiegen doch manchmal um die Mittagszeit Wolken um den Berg hoch, hüllten ihn ein — und dann war dort oben sicher allerhand los, was einen Aufenthalt gar nicht nett machte. Oft tauchte dann am Abend der Gipfel wieder heraus und war weiß überzuckert. Während den Berichten der Tschechen nach der Aufstieg über den Grat vom Sattel zum Gipfel keine großen technischen Schwierigkeiten bot, gab es im Aufstieg von der Hochbasis (6500 m) zum Nordwestsattel eine ausgesprochene Schlüsselstelle auf ca. 7000 Meter: ein 80 Meter hoher Kamin, Schwierigkeit IV; sogar eine Fünferstelle sollte drin sein.

Immer wieder blickten wir durch das Glas: der Kamin sah genauso aus; --- da oben stand uns noch allerlei bevor.

Vorläufig wollte ich aber noch auf die Rückkehr der japanischen Gipfelmannschaft warten.

So stand unser kleines Zweimannzeltchen eher bescheiden neben dem komfortablen Gewölbe aus sonnengelbem Perlon und Bambus der Japaner. Da konnte man bequem mit dem alten, freundlichen Takahashi, dem ruhigen Nishina und dem trotz allem fröhlichen Masaaki im Fünferkreis auf Matten rund um den summenden Teekessel sitzen, über Japan und Europa reden, über Berge und über tausend andere Dinge. Wir lernten japanischen Seetang, Pudding, Kaffee und Whisky schätzen, und ich kredenzte eine fast richtige Triestiner Fischsuppe — nach eigenem Geheimrezept. Auch Geselchtes und Pfanni waren beliebt. Nur für meinen zelteigenen Milchreis baute mir nicht einmal fernöstliche Höflichkeit eine Brücke.

Die Gipfelmannschaft sollte jetzt eigentlich wieder herunterkommen — aber es war immer noch nichts zu sehen. Nur eine feine Spur rechts des Sattels auf einem Schneefeld. Aus Gewichtsgründen hatten sie das Funksprechgerät heruntengelassen, und Nishina begann, sich Sorgen zu machen. In dieser Situation hielt ich es für das beste, unseren Gipfelvorstoß lieber sofort zu unternehmen; Nishina konnte mir das Funksprechgerät mitgeben, und ich bzw. die andern konnten dann nach unten mitteilen, was los war. Das Poch wollte es, daß Didis Eingeweide die west-östliche Mischung nicht vertragen hatten;

das konnte Tage dauern, und er begriff von selbst, daß der Anstieg auf einen so schwierigen Berg, dem außerdem nur dreihundert Meter zum Achttausender fehlten, eine gute Kondition verlangte. Wir waren zunächst etwas ratlos. Dann dachten wir an Masaaki. Ob er...?

Masaaki wollte. Er konnte es zunächst kaum fassen. Aber er wollte. Nur — einen sehr schweren Sack würde er noch nicht tragen können... er deutete auf seine Brust, wiegte den Kopf und verzog das Gesicht ein wenig; lächelnd, wie fast immer. Ja, ich wußte schon, die Rippe. Aber wir hatten ja gesehen, wie er ging, er war gut akklimatisiert und nicht zuletzt ein feiner Kerl. Erst am Vortag war ich mit ihm bis etwa 6900 Meter in Richtung auf den großen Kamin zu aufgestiegen. An einem Haken hatten wir Verpflegung und einen Spezialthermos mit Tee hinterlassen, für den Fall, daß die von oben zurückkämen. Und ich brachte Masaaki etwas österreichische Eistechnik bei; einziges Hindernis dabei: Masaaki konnte vielleicht zwanzig Worte Englisch, sagte aber voll guten Willens trotzdem immer "yes" und tat dann ganz was anderes. Immerhin strahlte er mich sogar auf österreichische Kraftausdrücke hin noch mit freundlichem "Yes" an — und so kamen wir recht gut aus miteinander.

Der plötzliche Entschluß erforderte einige Vorbereitungen, und erst um die Mittagszeit konnten wir von unseren Kameraden Abschied nehmen. Doch hatten wir Hoffnung auf einen kleinen Platz für das Biwakzelt an einem Vorsprung unterhalb des Kamins. Wir stopften uns noch die Taschen mit Apfeln voll, die uns Didi und Musheraf Din aus dem Zelt reichten, während sie uns alles Gute wünschten. Dann gingen wir.

Gegen Abend erreichten wir den erwähnten Vorsprung in etwa 7000 Meter Höhe. Zur Rechten wie zur Linken strebte ein steiles Couloir durch die senkrechten Granitbastionen. Ich stieg noch eine Seillänge links empor, voll Hoffnung, am Rande eine bessere Möglichkeit für unser Zelt zu finden — aber jeder Absatz entpuppte sich bei näherem Zusehen als abschüssige Fläche. So fixierte ich das eine Seil und kehrte an ihm rasch zurück hinunter zum Vorsprung. Es war höchste Zeit, denn er war zu klein für unser Zelt. Die Japaner hatten hier sitzend biwakiert — ich hätte das gerne vermieden.

Wir schafften es dank der Pickelhämmer; das Gestein war mürbe, und an den zwei Schmalseiten bauten wir kunstvolle Erker hinaus; seibstgesichert waren wir ja. Am meisten Kopfzerbrechen bereitete uns die Verspannung — wir mußten die Haken teils senkrecht unter dem Zelt, teils links und rechts draußen anbringen; aber zuletzt stehen die beiden Stäbe, die den Perlonschlauch zum Zelt machen, fest; zwei metergroße Schaumstoff-Flecken als Boden hinein und dann der Trapezakt des Einsteigens; nach Luft schnappend, liegen wir schließlich beide Kopf bei Fuß drinnen und rasten einmal. Der Vorsprung samt Zusatzbauten reicht gerade für uns zwei, aber viel rühren dürfen wir uns nicht. Muß man auch nicht — wir sind froh, daß wir liegen können.

Zwischen Kopf und Felswand habe ich einen meiner Schuhe gestellt, den Kocher hinein und zugeschnürt — das hält. Langsam schmelzen ein paar Eisbrocken in dem Aluheferl für einen prächtigen Kaffee aus Tokio. Durch ein kleines Guckfenster sehen wir hinunter auf die Pyramide im Mondlicht,

Wir stehen eher spät auf. Bis wir alles demontiert und zusammengepackt haben, vergeht wieder eine ganze Weile. Und als wir endlich in das Couloir einsteigen wollen, um den Kamin anzupacken, der gleich darüber respekteinflößend als dunkler Schlund auf uns wartet, kommt polternd ein Felsbrocken von oben herunter. Wir springen sofort in Deckung. Dann hören wir eine Stimme. Ein Ruf weit oben, Eine Antwort. Sie kommen.

Nach Stunden sitzen wir alle bei den Blöcken und Stufen des Biwakplatzes beisammen. Sie sind müde und niedergeschlagen; sie haben den Gipfel nicht erreicht, auch wenn sie ihm nahegekommen sind. Kälte und Sturm. Glücklicherweise ist keinem der vier etwas passiert, sie haben auch keine Erfrierungen davongetragen. Während der Teepause

fixiere ich noch zwei der langen Japanerseile für ihren weiteren Abstieg. Damit könnten sie bis in die Nähe unseres Depots gelangen, von dem aus der Abstieg keine großen Probleme mehr bietet.

Als Masaaki und ich endlich in dem großen Kamin stecken, steht die Sonne schon ganz tief. Die fixen Seile erleichtern den Aufstieg etwas, nur leider sind sie sehr elastisch, und mein Rucksack hat an die 20 Kilogramm. Es ist eine Schinderei. Fluchend schlage ich mir wieder einen Haken, weil die Seile — wohl zufolge der vorangegangenen Abseilmanöver — nun so verlaufen, daß sie mir nichts nützen. Langsam bricht die Dämmerung herein.

In einer Nische habe ich einen Standplatz und auch die Seile wieder. Hier werde ich sie brauchen: links ober mir ein kurzer, aber unten überhängender Riß. Zwei Haken stecken, das wird wohl die Fünferstelle sein. Welcher Jammer, daß ich nicht weiß, was "Zug" auf englisch heißt — aber Masaaki wahrscheinlich auch nicht. Ich hänge ein und probier's allein. Fast bin ich drüber, da merke ich, daß ich's nicht schaffen werde. Ich keuche und kämpfe um Zentimeter. Dieser verdammte Rucksack! Ich muß wieder hinunter. Ein Haken her und den Rucksack drangehängt! Es klingelt — der ist fort. Im Dämmerschein find' ich einen Riß: der nächste Haken hält. Wie ich mich vom Rucksack befreie, hör' ich plötzlich ein Poltern unter mir...

"Attention! Stone!" brüll' ich in die Tiefe.

Es klatscht von Wand zu Wand.

"Masaaki!"

"Yes ..."

Na, dann ist ja alles in Ordnung.

Ohne Rucksack ist es ganz etwas anderes. Aber als ich oben stehe, ist es Nacht. Weiter geht es jetzt nur mehr mit Masaakis Scheinwerfer. Der ist in seinem Rucksack.

Es wird ein längeres Manöver: erst muß Masaaki die ganze Seillänge herauf bis in die Nische, dann muß der Rucksack über den Wulst unter mir — ein paar Meter nur, aber eine schreckliche Plage, dann Masaakis Rucksack, zuletzt kommt er selber. Er scheint ruhig und ungerührt trotz der Nacht und unserem luftigen Standort, und ich bin wieder beruhigt. Im freundlichen Schein der Lampe entwirren wir die Seile — meine eigene, weit schwächer, bleibt in Reserve. Dann tastet sich das Licht die Plattenwand zu unserer Linken empor, direkt ober uns erfaßt der Kegel eine vorspringende Felsschwarte in einer Art Verschneidung; da kommt das Seil herab. Es ist wieder eine Viererstelle, und mit den Füßen auf der Plattenwand und dem Rucksack im Kreuz gibt's nochmals eine saubere Plackerei. Doch jetzt schimmert's von oben weiß, und es wird leichter. Wie lange es gedauert hat, bis wir im Schneefeld waren? Ich weiß es nicht mehr.

Der Mond ist aufgegangen, wir sind im Schatten der Felsen rechts ober uns, aber man ahnt genug; die Fingerspitzen ertasten die Neigung des Schnees; die Lampe haben wir weggesteckt. Wir sichern von Standplatz zu Standplatz. Es ist wahnsinnig kalt, und der gerade Wartende bebt und zählt die Augenblicke, die ihn von den nächsten vierzig Metern Bewegung trennen. Wir könnten mehr anziehen, aber keiner hat den Geist, jetzt noch auszupacken. Hinauf, bloß hinauf, ein paar Seillängen noch! Eine Felskulisse über dem leuchtenden Schnee ragt links oben gegen den Nachthimmel. Grad ober uns muß die Scharte sein.

Wir treten ins Mondlicht. Alles wird klarer. Es bringt uns Erleichterung.

Wer kennt sich hier mit Entfernungen aus? Erst sagten wir: ein paar Seillängen — und dann wurden es immer noch mehr. Jetzt bemerken wir plötzlich, daß es nur noch eine Seillänge ist.

Durch die Stille des Mondlichts faucht unvermittelt ober uns der Wind über den Schneekamm, überschüttet uns mit kaltem Staub. Wir schlagen die Füße in den windgepreßten Schnee, die Zacken knirschen auf Eis, im Wirbel von Staub taucht eine dunkle Masse auf, ein knatterndes Gebilde aus Stoff, hingeduckt am einsamsten Punkt der Welt — das Tschechenzelt.

Es steht noch - und so brauchen wir unser eigenes jetzt nicht aufstellen. Wir sind froh drum.

Über den kleinen Platz des Sattels heult der Sturm, eine kurze, meterhohe Barriere aus Eis reicht seitwärts herein und gibt notdürftigen Schutz — das Zelt ist stark mitgenommen, eine Verspannung ab- und der Eingang aufgerissen. Es flattert wie ein dunkles Gespenst — es gelingt mir noch, eine Verspannung anzuziehen, aber dann . . . hinein, nichts wie hinein.

Wir haben den Eingang zugebunden, sitzen in einem Chaos von zurückgebliebenen Büchsen, Beuteln, Ausrüstungsstücken, da und dort überzuckert von Pulverschnee, eingedrungen durch ein paar Löcher in der Zeltwand. Aber wir fühlen uns geborgen.

Nur eine einfache Stoffwand trennt uns von draußen, der Sturm drückt dagegen, baucht sie wegen der fehlenden Verspannung weit herein, erfüllt mit mörderischem Knattern die Luft, rüttelt den dort Sitzenden unbarmherzig am Kopf... Aber das Zelt ist groß, und wir rücken einfach ab. Wir kochen uns was, haben einen Beutel mit tschechischen Keks gefunden, ordnen alles, richten uns ein. Man kann sogar in einer Eisbude das Gefühl der Geborgenheit haben, wenn man in einer Daunenjacke sitzt. Und schließlich haben Menschen sie aufgestellt.

Daß ich mit Kondo nicht allein bin, habe ich längst begriffen. "Masaaki! Tomorrow: nothing ... after tomorrow: summit!" Er lacht. "Now sleep." Wir haben es für's erste geschafft.

Es ist Nacht, und der 19. August hat schon begonnen. Der Tag, an dem wir zum Gipfel gehen wollen. Der Kocher surrt. Wir haben noch zwei Thermosflaschen gefunden; alle werden wir sie anfüllen — Pudding, Tee, Ovo — damit wir beim ersten Sonnenstrahl wirklich losgehen können. Noch ein zweiter Kocher wird in Betrieb gesetzt, wir wollen jetzt auch was! So vergehen die Stunden, und der große, gelbe Zeltsack voll Schnee wird langsam leer. Ein paar Stunden Schlaf werden uns genügen, das andere ist wichtiger. All unser Tun und Denken konzentriert sich auf den Tag, der da kommt. Wir selbst konzentrieren uns darauf. Als wäre es der einzige Tag, den es gibt.

In diesem Augenblick ist es der einzige.

Gestern haben wir uns lange ausgeruht und dann den Weg erkundet. Erst links hinüber nach Osten, über den Hängegletscher auf der Nordseite. Aber der Weg hinüber in den Sattel zwischen Ost- und Hauptgipfel, mit dem ich aus naheliegenden Gründen von unten geliebäugelt hatte, wäre sehr weit gewesen und hätte viele Stunden der Mühsal in hartem, blauem Eis bedeutet. Dieses furchtbar harte Eis gab es auch direkt ober unserem Zelt — es sperrte den Zugang zum Nordwestgrat. Aber wir hatten eine Möglichkeit gefunden, es in einer Schleife nach Osten zu umgehen, und der Grat war, so weit wir sahen, gut. Nur oben war es völlig unklar, wo die Tschechen gegangen waren. Nun, vielleicht fanden wir selber eine andere Möglichkeit, die uns gefiel. Die Westflanke sah sehr gut aus. Aber eine tiefe Rinne trennte uns von ihr. Vielleicht weiter oben. Über den südlichen Teil der Westflanke und den Südgrat hätte eigentlich die von mir 1965 erkundete Route geführt, als Tona, Herwig und ich aus der Nähe der Pyramide den ersten Entdeckerblick in diesen Winkel warfen. Aber das mögen einmal andere versuchen — wir sind jetzt hier. Auch die Überschreitung aller vier Westgipfel wird einmal gemacht werden - eine ganz große Fahrt. Die Tschechen, Didi und ich haben heuer bewiesen, daß sie möglich ist - indem wir die beiden Eckpunkte erreichten. Heute wird auch diese Schneide unter unseren Standpunkt sinken. Der Sturm? Es gibt ihn immer noch. Etwas weniger stark. Die Verspannung ist jetzt auch besser - doch die eine fehlt immer noch. Wir haben auf unsere Schibrillen — die wir außer den Gletscherbrillen haben —, die dunklen Scheiben und Gesichtsschleier montiert — die Maske unter dem Helm erinnert eher an die Raumfahrt — aber der Sturm ist grimmig . . .

Jetzt halten auch Masaakis Eisen wieder. Gestern, bei der Erkundung, gingen sie mehrmals herunter. Die am Tirich West leicht angefrorenen Zehen möchte ich mir diesmal nicht ganz erfrieren. Ich hab' jetzt eine Lösung: ein Stück Schaummatte um den ganzen Schuh herum, der Fußsack drüber und dann, mit etwas Gewalt, die Eisen draufgeschnallt.

Einen der beiden Kocher müssen wir auf alle Fälle mitnehmen. Nicht vergessen . . .

Wir können aufhören. Wir haben getrunken, so viel wir wollten, gegessen, und die drei Thermosflaschen sind auch voll. Es ist alles bereit. Schlafen wir ein bißchen . . .

Der Tag ist klar und blau. Wir haben den Grat erreicht, so wie wir es gestern erkundet haben; jetzt ist er leicht, ein Schneerücken, mäßig geneigt, mit Riesenblöcken, die der Wind mit tiefen, halbmondförmigen Höfen umgeben hat. Von unten sichteten wir hier die Spur des japanischen Gipfeltrupps. Es scheint lange her zu sein ... Wir gehen langsam, ganz langsam, viel langsamer als wir könnten - aber im gleichbleibenden Atemtempo. Ich denke an den Dhaulagiri: damals vor sieben Jahren gingen wir genauso zum Gipfel, Nawang Dorje und ich. "We go slow, very slow now!" hatte ich ihm gesagt. Und dann gingen wir . . . jetzt ein Schritt — und atmen . . . und da ein Schritt — und atmen . . . und ein kleinerer Schritt, weil steiler — und atmen . . . und dort eine Serpentine legen und atmen . . . und nicht stehenbleiben . . . und atmen; nach einer Stunde waren Nawang Dorje und ich auf 8000 Meter weit und breit allein und gar nicht übermäßig angestrengt; wir setzten uns hin, jausneten und warteten auf die anderen. Denen ging es nicht etwa schlechter - sie gingen bloß anders. Wo liegt die Grenze für den Menschen? Es ist alles eine Frage des Wie -- der Technik also — und des Hinhorchens auf sich selbst und natürlich der Kombination von beiden. Das kann grundsätzlich jeder finden, und erst dann kommt er an seine Grenze oder hat die Möglichkeit, ihr nahezukommen. Wenn das Glück ihm eine Gelegenheit gibt.

Wir gehen langsam — schließlich, als es steil wird, in einem geradezu lächerlichen Zickzack hin und her. Ohne Pause und mit minimaler Anstrengung. Masaaki und ich müssen heute auf dem Gipfel stehen. Wir werden es, wenn wir alles richtig machen. Darauf will ich in jedem Augenblick achten. Denn das Glück hat uns eine Gelegenheit gegeben.

Es geht kaum noch Wind. Nur dann und wann heult es plötzlich um die Zacken des Tschechengrates. Wir haben die aus groben, wenig soliden Blöcken bestehende Schneide von Norden her erreicht, aus der Flanke, in die wir ausgewichen waren. Das rhythmische Gehen hat aufgehört, wir sichern von Standplatz zu Standplatz. Wir sind jetzt etwa so hoch wie der erste Westgipfel — also etwa 7450 bis 7500 Meter. Um acht Uhr sind wir losgegangen, jetzt ist es etwa zehn Uhr. Zweihundert Höhenmeter noch zum Gipfel, aber die sind schwieriger. Eine Haferflockenbüchse und ein roter Seidenwimpel zwischen den Blöcken erinnert an den Versuch der Japaner. Drunten in den Tälern zeigen sich ein paar kleine Wolkenfetzen. Es ist ein großer Tag. Klar stehen die Gipfel um uns, unter uns, jetzt schon fast alle niedriger als wir. In der Tiefe die geschwungenen Bahnen der Gletscher, vielfach wiederholt von den weiß-gelben und schwarzen Bändern der Moränen. Wild streben da direkt unter uns die granitenen Pfeiler der Nordgruppe auf, gekrönt vom weißen Haupt des Tirich Nord. Aber auch er ist weit, weit unten. Draußen im ersten schwachen Dunst die tausend Gipfel Afghanistans, überragt vom Koh-i-Bandakor. Das Arkarital, Ghul Lasht Zom, Noshaq, Istor-o-Nal...

Wir müssen weiter. Aber wo?

Der wacklige Blockgrat gefällt mir nicht. Ich spähe hinüber in "meine" Westflanke. Wenn wir das Couloir vor uns überqueren und die gegenüberliegende Wand hinauf sind, geht es dort wunderbar weiter. Wir könnten gleichzeitig höhersteigen, Schritt für Schritt mählich dem Südgrat entgegen und über seine sanfte Schneide wie auf einem riesigen Dachfirst zum Gipfel gehen. Doch ja, das machen wir!

Die Couloirquerung erweist sich als etwas heikel und brüchig. Es ist eine V-förmige, ziemlich tief eingeschnittene Steilrinne, im Grunde nur ein paar Meter breit und dort schneeerfüllt. Sicherheitshalber schlage ich einen soliden Haken — aber das Ganze war kaum mehr als ein schwacher Dreier. Die Felswand noch, ungefähr dieselbe Schwierigkeit, und dann gönnen wir uns eine kurze Jausenpause am Rande der Westflanke. Der Weg zum Südgrat liegt frei vor uns. Wir erreichen ihn um die Mittagszeit nach längerem Anstieg über Grus, kleine Schneeflecken, Blockwerk — quer durch den ganzen oberen Teil der Westflanke. Ein paar helle Steine zogen hiebei unsere Aufmerksamkeit auf sich: schwarze Turmaline hatten als prächtige Sonnen ein Gitterwerk drübergelegt.

Ich bin jetzt voller Ruhe: wir werden den Gipfel erreichen.

So setzen wir uns für eine halbe Stunde auf einen großen, flachen Block am Rande der breiten, weißen Schneide des Südgrats, essen ausgiebig und leeren die Thermosflasche. Der Blick geht jetzt hinaus auf ein Wolkenmeer ohne Ende. Ganz langsam steigt es höher — aber es ist noch weit unten. Durch die Löcher im Watteteppich schaut dann und wann einmal ein bischen Grün herauf — ein Dorf, fünftausend Meter weiter unten. Wir haben noch zwei Apfel für den Gipfelgang ausgespart — seit Tagen. Kleine, grüne Dinger, die Musheraf Din bei seinem letzten Besuch aus Shagrom ins Hochbasislager mitgebracht hat. Ich werde meinen auf dem Gipfel lassen.

Warum wird mir so viel Glück am Berg zuteil? Ich weiß es nicht. Ich bin nur sehr dankbar.

Wir gehen wieder. Der Gipfel mag vielleicht nur noch dreißig oder fünfzig Meter höher sein, der Grat steigt kaum noch an, und so wird es noch eine Weile dauern. Das reut uns nicht — es ist ein wunderbares Gehen über den Wolken. Rechts im Osten erahne ich eine Wächte, die uns begleitet, aber der weiße Rücken ist ein breiter Weg, und nichts drängt uns dort hinaus.

Die Neigung läßt nach ... um 13 Uhr stehen wir auf der weißen Haube des Gipfels Der Tirich Mir ist unser,

Was soll ich sagen?

Masaaki schaut mich an: "... very lucky..."

Wir liegen uns in den Armen.

Rund um den Weißen Berg (die erste Umkreisung des Tirich Mir)

Welches Bergziel konnte es für uns nach dem Tirich Mir noch geben? Es gab einfach keines, und das war begreiflich. Aber ein Abenteuer lockte uns noch, und das sehr: der Übergang vom Tirichgletscher nach Gazikistan und weiter ins Arkarital. Und warum dann nicht südlich des Tirich Mir vorbei und zurück ins Tirich Gol zu unseren Trägerfreunden nach Shagrom? Unser Gepäck konnte ja inzwischen unter Leitung unseres Musheraf Din von ein paar Mann über den üblichen Weg da hinuntergebracht und in seiner Hütte deponiert werden! Damit kam allerdings jemand um unseren schon seit einiger Zeit erwarteten Besuch: der pakistanische Begleitoffizier der Japaner in deren Basislager weit draußen am sogenannten "Rhabarberplatz" im Tirich Gol. Das tat uns leid — aber es war wirklich ein weiter und steiniger Weg da hinunter. Doch wollten wir seine Bekanntschaft dann später machen — und von der anderen Seite her — nach der Umkreisung des Tirich Mir.

Sprachlich bereitete mir die Rundtour wenig Sorgen — ich konnte zwar kein Pakistanisch (bzw. Urdu), dafür aber nun schon viele Worte des Kovar, der Sprache der Einheimischen. Und nach zwei Expeditionssommern fühlte ich mich hier schon sehr zu Hause. Die Aussicht darauf, von Dorf zu Dorf zu wandern und zwischendurch immer wieder den weißen Gipfel des Tirich Mir auftauchen zu sehen, über den Tälern, immer wieder von einer anderen Seite, war verlockend.

Am 25. August brachen Didi und ich vom "Konkordiaplatz" — wie ich den Vereinigungspunkt der drei Arme des Oberen Tirichgletschers für den "Hausgebrauch" genannt hatte — auf. Wieder überkletterten wir die Schieferflanke zur Linken des das Anogol sperrenden Eisbruchs und stellten am Nachmittag unser Biwakzelt auf der "Seelilienmoräne" auf, gleich neben dem bei der letzten Erkundung in weiser Voraussicht angelegten Nahrungsmitteldepot (unterhalb einer Wand mit riesigen Faltungen hatte ich hier etliche Felsbrocken voll Crinoiden gefunden). Der nächste Tag brachte eine böse Überraschung: die Büßer im oberen Gletscherbecken waren beträchtlich gewachsen — bis in Brusthöhe! Stunde um Stunde fielen und fluchten und stürzten und schoben wir uns da durch, immer den Anogol Zom vor Augen und kamen ihm doch kaum näher. Wir beschlossen schließlich, möglichst gerade auf seine Ostflanke zuzusteuern und da aufzusteigen — aber vorher mußten wir nun noch durch Büßer, die größer waren als wir selber; es wurde zum reinsten Ringen mit diesen Gestalten.

Am Abend stand unser Zelt in ca. 5800 Meter Höhe oben auf dem Grat. Wir blickten hinab nach Gazikistan — über einen weißen Büßersaum . . .

Der nächste Abend brachte uns etwas Wunderbares: Blumen und Gras am Ufer eines kleinen Sees, der sich in ca. 4000 Meter Höhe zwischen einer alten Randmoräne und dem Berghang gebildet hatte. Wir waren fast den ganzen Tag abgestiegen, abgeklettert und marschiert. Und nun dieser Duft von Gras und Blumen. Unter freiem Himmel schliefen wir ein — wie herrlich war die Welt.

Fast für zwei Tage quälte uns dann der Hunger — es gab wider Erwarten keine Menschen hier in Gazikistan. Aber wir stillten ihn mit wildem Rhabarber und Zwiebeln. Weg gab es zunächst keinen, und abrutschende Halden machten das Vorwärtskommen stellenweise unmöglich. Ich war für oben und folgte einem Steinbockpfad, Didi stieg hinab zum Gletscher. So ging es stundenlang mit hundert bis zweihundert Meter Höhenunterschied weiter, und von Zeit zu Zeit schrie einer dem andern zu, daß es "hier" besser sei.

Ein Massengestein, das hier plötzlich auftrat, bewog mich trotz Rhabarberdiät noch zu einem Abstecher auf den Oberen Gazikistangletscher, wo ich mir aus der Seitenwand eine Gesteinsprobe holte. Dabei konnte ich nun auch den "Übergang" aus dem Anogol ins Obere Gazikistan deutlich studieren: eine Eisflanke von beträchtlicher Höhe, für Bergsteiger möglich, aber sonst meines Erachtens bestenfalls für einen Sherpa. Bisher hatte jedenfalls noch keine Expedition oder Kundfahrt ihren Weg über einen dieser "Übergänge" nach Gazikistan genommen. Und Einheimische? Sie selbst sind darüber geteilter Meinung. Nach dem, was wir hier gesehen haben, müßte das jedenfalls schon sehr langer her sein, denn jetzt ginge da keiner hinauf. Aber wie erklärt sich, was Musheraf Din uns erzählt hat...? Vor langer, langer Zeit seien Menschen mit Pferden von Afghanistan aus durch das Anogol nach Shagrom gekommen. Eine Sage? Wohin wir auch blickten, die Möglichkeit eines auch noch so "extremen" Pferdeweges sahen wir nirgends. Trotz aller Möglichkeiten von Gletscheränderungen bleibt das ein Rätsel.

Didi, der meiner Extratour wegen sechs Stunden warten mußte, genoß dafür dann das Schauspiel, mich über den inzwischen hochgehenden Gletscherbach und wegen des schweren Rucksacks zu kurz — folglich in den Bach — springen zu sehen, was meine Marschierlust für die nächsten Stunden etwas beeinträchtigte. In dieser Nacht schliefen wir im Sand unter einem Dornbusch und träumten von Tschapattis. Am nächsten Tag bekamen wir sie.

Es war wie die Rückkehr zur Mutter Erde — und wie ein Märchen; zuerst standen auf dem Pfad nur ein Bub und ein Mädchen da und staunten uns aus großen Augen an; dann eilte ein bärtiger Mann herbei, deutete fragend dahin, woher wir gekommen waren, und schüttelte den Kopf; aber seine Verwunderung über unser "bisi Tirich Mir" wich rascher Herzlichkeit, als wir "Tschapatti" sagten, er schlug uns auf die Schultern und brachte uns eilends zu seiner Hütte. Wir saßen im Gras unter ein paar hohen Bäumen, deren Zweige sich bogen und durch deren Blätter der Wind rauschte. Ein Alter tauchte auf, und eine Frau mit einem kleinen Kind kam und sah uns aus wundervoll klaren Augen an, ehe sie verschwand, wohl um uns die Tschapattis zu bereiten. Wir waren wie verzaubert, es erschien uns alles als ein Wunder. Und der Alte nahm einen uralten Vorderlader mit Lunte vom Baum und erklärte uns mit vielen Worten und Gesten, wie er damit in Gazikistan einen Steinbock zur Strecke brächte.

Am nächsten Tag kam er als Träger mit uns.

Draußen in Arkari erfuhren wir, daß am Tirich Mir zwei Bergsteiger den Tod gefunden hatten. Am nächsten Tag trafen wir ihre Kameraden und erfuhren Genaueres: es waren die beiden Kärntner Hans Thomaser und Fritz Samonigg. Auch sie waren am 19. August zum Gipfel aufgebrochen — freilich ohne daß wir voneinander wußten, und von einem Lager aus, das wesentlich tiefer als das unsere und auf der anderen Seite des Berges lag. Dann waren sie in etwa 6700 Meter Höhe in den Wolken verschwunden — in derselben Wolkendecke, auf die wir hinabschauten und die, sich mehr und mehr ausbreitend, uns am selben Tag noch Schneetreiben und kritische Augenblicke bei der Wegwahl für den Abstieg gebracht hatte.

Sie kamen nicht mehr zurück.

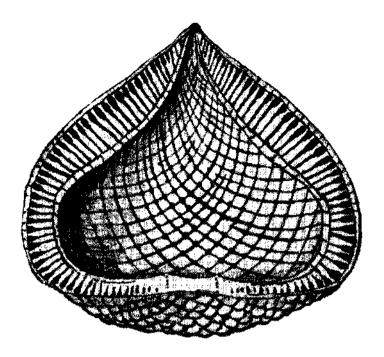
Ob sie den Gipfel wohl noch erreicht haben?

Daran muß ich denken, als ich in den nächsten Tagen Wolken um den riesigen weißen Berg aufsteigen sehe.

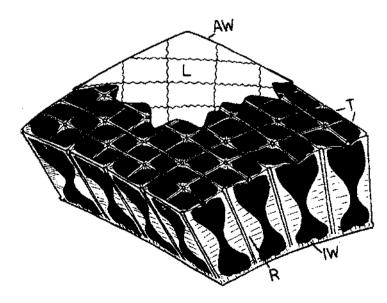
Sie geben ihr Geheimnis nicht preis.

Und was würde es ändern?

Es bleibt in allem eine Frage.



Receptaculites. SCHE MATISCHER UND MUTMASSLICHER LÄNGSSCHNITT (Aus Lehrbuch der Paläozoologie II/1, von A.H. Müller, 1958)



Receptaculites. SCHEMATISCHES BLOCKBILD DURCH DIE WAND AW ... Außenwand, t. ... Einzeleiemente der Außenwand, R. ... Säulchen, T. ... Querkansle, IW ... Innenwand (R. Vogeltanz)

Ein seltenes Fossil aus dem Hindukusch

RUDOLF VOGELTANZ

Unter den zahlreichen Handstücken von Gesteinen und Versteinerungen, die Herr Dipl.-Kfm. Kurt Diemberger, Salzburg, und seine Gattin von zwei Kundfahrten in das Gebiet des Tirich-Mir-Massivs mitbrachten, befinden sich auch verschiedene Fossilien zunächst rätselhafter Zugehörigkeit. Herr Dipl.-Kfm. Diemberger übergab mir diese Stücke zur Bearbeitung, wofür ich ihm auch hier herzlich danke.

Die Fundstelle der Fossilien liegt im Nordwestzipfel Pakistans zwischen Chitral und dem Tirich Mir, nach dem Bericht Diembergers in etwa 4000 Meter Seehöhe am Owirpaß. Dieser Paß liegt im Bereiche einer weitreichenden geologischen Störungslinie, an der die Lagerung der Gesteine sehr unklar und höchst verwickelt ist. Durch einen Anschnitt an einem Gesteinsblock, der direkt am Weg lag, aufmerksam geworden, barg Diemberger mehrere Bruchstücke dieser rätselhaften Fossilien, die er für Korallen hielt. Auch ich war zunächst etwas ratlos, als mir die Stücke vorgelegt wurden, denn ihre Gestalt erinnerte wohl an Korallen, hatte aber verschiedene Bauelemente — wie z. B. eine massive Grundplatte aus grobspätigem Kalzit —, die bei Korallen nicht vorhanden sind. Beim Durchstöbern der Literatur stieß ich dann auf die Gruppe, der sie angehören, was deswegen schwierig war, weil ja über das Alter des Muttergesteines der Fossilien nichts bekannt war.

Der wissenschaftliche Name für diese Versteinerungen lautet Receptaculitiden, zu Deutsch etwa "behälterartige" Lebewesen. Tatsächlich besteht ein vollständiger Receptaculitiden-Körper aus einem doppelwandigen, korbförmigen Behälter, der so groß wie ein Fußball werden kann. Die Fundstücke aus dem Hindukusch sind allerdings nur bruchstückartig erhalten, was ihre Bestimmung zusätzlich erschwert. Im Querschnitt erkennt man den doppelwandigen Aufbau, wobei sich zwischen den beiden Wänden säulchenartige Gebilde erstrecken, die miteinander durch Querkanäle in Verbindung stehen. Die Säulchen und die beiden Wände bestehen aus grobem Kalkspat und lassen leider keine genaueren Einzelheiten erkennen. Da das Muttergestein, wie gesagt, an einer Störungslinie liegt, entlang welcher die Gesteine arg verfaltet und gequetscht wurden, ist der mäßige Erhaltungszustand der Fossilien nicht verwunderlich.

Diese Tatsache ist bedauerlich, da die Wissenschaftler alle Funde dieser überaus seltenen Fossilien genauestens untersucht haben, dennoch aber nicht wissen, wo sie im System der Lebewesen einzuordnen sind. Man weiß nicht einmal, ob diese ausgestorbenen Organismen Pflanzen oder Tiere waren. Der deutsche Paläontologe A. H. MÜLLER schrieb kürzlich, daß die Receptaculitiden als Koniferenzapfen, Kalkalgen, Foraminiferen (einzellige Tiere), Schwämme, Korallen, Cystoideen (Stachelhäuter), Seelilien und Manteltiere gedeutet wurden, woraus auch für den Laien die unklare Stellung dieser Fossilien ersichtlich ist. In neuerer Zeit ist dieses Problem vor allem durch S. RIETSCHEL, Frankfurt, einer Klärung nähergebracht worden. Dieser Forscher hat gewichtige Argumente für die Zugehörigkeit der Receptaculitiden zu den Grünalgen (Dasycladaceen) vorgebracht, ohne allerdings letzte Bestätigung zu erhalten. (Frdl. briefliche Mitteilung von S. RIETSCHEL an den Verf.)

Wenn es sich um Grünalgen handelte, dann müßten sie im seichten Meerwasser gelebt haben, wohin noch das Tageslicht gelangt, da chlorophylltragende Pflanzen das Licht für die Kohlensäureassimilation benötigen. Ich habe daher zwei Dünnschliffe durch das Muttergestein angefertigt und untersucht. Tatsächlich liegt ein Flachwasserkalk mit zahlreichen Stielgliedern von Seelilien vor, die im Erdaltertum (Paläozoikum) Seichtwasserbewohner waren. Receptaculitiden wurden nämlich bisher nur aus dem Erdaltertum beschrieben, die vorliegende Art aus dem Devon (etwa 360 Jahrmillionen vor heute). Im Dünnschliff erkennt man aber auch zahlreiche eiförmige Körperchen aus Eisenerz (Hämatit), was ebenfalls ein Hinweis auf sehr flaches Wasser ist. Dabei ergab sich auch eine interessante Parallele zu jenem Fund aus dem östlichen Iran, der bisher der einzige Nachweis aus ganz Asien war. Der Grazer Paläontologe H. FLÜGEL beschrieb im Jahre 1961 die betreffende Art Receptaculites neptuni DEFRANCE aus dem Oberdevon vom Kuh-i-Shotori, wo sich ebenfalls in einem Muttergestein aus hämatitführendem Kalk lag. Zwischen diesen beiden fast 1000 Kilometer auseinander liegenden Vorkommen haben zwei andere Autoren hämatitführendes Oberdevon aus Afghanistan bei Kabul beschrieben, doch ohne Receptaculitiden. Der nächste östliche Fundpunkt dieser Fossilien liegt bereits in Westaustralien.

Der Zweitnachweis von Receptaculites neptuni im asiatischen Devon ist jedenfalls eine kleine wissenschaftliche Besonderheit. Wenn der Erhaltungszustand der Versteinerungen auch keine neuen Erkenntnisse hinsichtlich der systematischen Zugehörigkeit erlaubt, so sind sie als geologische Zeitmarken in einem Gebiet wertvoll, das auch heute noch weitgehend als weißer Fleck auf der geologischen Karte erscheint.

Schrifttum:

- FLÜGEL, H.: Receptaculites neptuni DEFR. 1827 from the Upper Devonian of Kuh-i-Shotori, East Iran. Iran. Petr. Inst. Bull. 4, 75—81, Teheran 1961.
- MÜLLER, A. H.: Zur Morphologie von Receptaculites neptuni (Miscellanea). N. Jb. Geol. Paläont. Abh. 129/3, 231-239, Stuttgart 1967.
- VOGELTANZ, R., u. DIEMBERGER-SIRONI, M. A.: Receptaculites neptuni DEFRANCE aus dem Devon des Hindukusch. Anz. Osterr. Akad. Wiss., math.-nat. Kl., Wien 1968 (im Druck).



Schwieriger Übergang vom Anogol nach Gazikistan (Büßerschnee) (Foto: K. Diemberger, anläßlich der ersten Umkreisung des Tirich Mir)

Der Chimborasso (6400 m) mit einem Rudel verwilderter, in völliger Freiheit Iebender Pferde (Foto: A. Kästner)

Bergabenteuer in Marokko

HUBERT FEXER

Gute 4000 Kilometer haben wir — mein Vater und ich — auf unserer Reise schon zurückgelegt. Frankreich und Spanien liegen hinter uns; wir sind in Marokko, genauer gesagt in Marrakesch, wo wir uns ein paar Tage aufhalten wollen. Die "Perle des Südens", wie diese zweitälteste Königsstadt des Landes auch genannt wird, ist gekennzeichnet durch buntes, geschäftiges Treiben, vermischt mit Schönheit, Armut, Geschäftemacherei und nie endendem Lärm. Kein Wunder, daß wir uns nach etwas Ruhe und Abwechslung sehnen. Im Kofferraum unseres Wagens schlummern unsere Rucksäcke mit der Bergausrüstung — bislang unbenutzt auf dieser Fahrt. Es geht in den Hohen Atlas, dessen majästetische Höhen sich von Marrakesch aus schon erahnen lassen!

Auf der stetig ansteigenden und gut ausgebauten Gebirgsstraße kommen wir schnell voran. Asni ist unser Ziel. Hier wollen wir übernachten und uns mit Führern und Karten — nach denen wir in Marrakesch vergeblich gesucht haben — eindecken. "Gern besuchter Ort in prachtvoller Lage — als Sommerfrische bekannt", steht über das 6000 Einwohner zählende Städtchen, 1500 Meter hoch gelegen, in unserem Reiscführer verzeichnet. Kein Wunder, daß wir an dieses Asni die tollsten Erwartungen knüpfen und insgeheim an unsere schmucken Gebirgsdörfer in den Alpen denken. Doch wir werden jäh enttäuscht: weit verstreute, schmutzige und primitive Hütten, das ist alles! Nur ein Gebäude entspricht unseren Erwartungen: die königliche Polizeistation, ein Prachtbau von außen.

Wir suchen jetzt das "Grand Hotel de Toubkal", das wir auch nach einiger Zeit, versteckt zwischen Palmen und Farnsträuchern, finden. Doch leider ist es geschlossen. Wir parken unser Auto im schattigen Hinterhof und entdecken Kaninchen- und Hühnerställe und schließlich einen älteren Spanier, der aus einem kleinen Nebenbau plötzlich auftaucht und uns als "amigos" freundlich begrüßt. Der nette "Señor" erweist sich als der frühere Hausmeister des Hotels, das vor etwa einem Jahr ausgeplündert wurde und seither zugesperrt ist. Er sorge dafür, daß man nicht noch mehr stehle. Hier scheinen rauhe Sitten zu herrschen!

Mit der Übernachtung in Asni wird es also nichts! Wir sollen weiter nach Imlil fahren, dort sei ein schöner, bewachter Parkplatz und von dort könne man gleich zur Neltnerhütte aufsteigen, die stets bewirtschaftet sei. So rät uns der freundliche Spanier.

Was bleibt uns anderes übrig? Im Hotelgarten kochen wir noch schnell ab und richten uns berggemäßt zurecht. Ein paar neugierige Dorfbewohner schauen dabei zu. Halbwüchsige kommen gelaufen, etwas Violettes in den Händen. Es sind Drusen roher Amethyste, die sie uns für einen Spottpreis überlassen. Im Toubkalmassiv fände man genug davon.

Ganz wohl ist uns nicht bei dem Gedanken, unser Auto für längere Zeit unbewacht stehenzulassen. Wir fahren deshalb zur bereits erwähnten Polizeistation, um uns hier über den geschilderten Parkplatz näher zu informieren und uns gleichzeitig "anzumelden" — für alle Fälle. Wir betreten das Gebäude und entdecken in einem halbdunklen Raum einen Tisch mit Schreibmaschine sowie eine Pritsche, auf welcher der diensthabende Polizist — der einzige weit und breit — gerade "Siesta" hält. Als er uns bemerkt, springt

er sofort auf, begrüßt uns auf Französisch und erkundigt sich nach unseren Wünschen. Er fühlt sich sichtlich geschmeichelt, daß wir uns an ihn wenden und verbürgt sich für die Sicherheit des Parkplatzes in Imlil und für die Zuverlässigkeit der Parkwächter. Auch er bestätigt, daß die Hütte bewirtschaftet sei und gibt uns ferner zu verstehen, daß bereits viele Ausländer das hiesige Gebiet aufgesucht hätten, ohne daß etwas "vorgekommen" sei.

Vorsorglich wollen wir noch Brot einkaufen. Nach längerer Suche entdecken wir auch das "Kaufhaus" des Ortes, ein bescheidenes orientalisches Kramerlädchen, wo man uns dienstbereit aus einem Sack undefinierbarer Farbe das Gewünschte herausholt.

Unser Weg geht noch einmal zum Hotel zurück. Wir verabschieden uns von unserem Spanier — und auf geht es nach Imlil! Siebzehn Kilometer sind es von Asni nach Imlil. Die Piste ist zwar recht holprig, aber trotzdem sehr malerisch. Berber in bunter Landestracht bevölkern die Fahrspur und beäugen uns ausgiebig.

Als wir Imlil (1700 m hoch) erreichen, scheint man uns dort schon zu erwarten. Das halbe Dorf ist auf dem Kiesplatz, der das Ende der Straße bildet, versammelt. Ein Berber in weißem Anorak — welch ein Kontrast zu den Burnussen, welche die übrigen männlichen Dorfbewohner tragen — löst sich aus der Menge. Er begrüßt uns in tadellosem Französisch, erklärt, er sei Bergführer und wäre gern bereit, uns auf den Djebel Toubkal zu führen, am besten sofort. Alsdann tritt ein Araber hervor, zwei gesattelte Maultiere an den Zügeln führend, und bietet uns ebenfalls seine Dienste an.

Wir haben zwar ursprünglich vorgehabt, allein aufzusteigen, doch ich weiß genau, daß die Freundlichkeit der Bevölkerung schnell in erbitterte Feindseligkeit umschlagen würde, sollten wir diese Angebote ablehnen, die einzige Möglichkeit für sie, eine Kleinigkeit dazuzuverdienen. Und den größten Trumpf haben sie ja in ihrer Hand — unseren vollgeladenen Wagen. Wir mieten also den Führer und die beiden Tiere einschließlich Treiber, aber nicht ohne vorher den Preis beträchtlich heruntergehandelt zu haben. Doch plötzlich kommt Unruhe unter die Menge; ein Geschrei und Gezänk hebt an, und obwohl wir kein Wort verstehen, fühlen wir uns — als einzige Fremde weit und breit — nicht wohl in unser Haut. Unser Bergführer, Tansin mit Namen, erklärt uns, es seien noch andere Führer zugegen, die glaubten, sie hätten Anspruch darauf, uns zu führen. Deshalb streitet man also! Durch Zeichen und Gesten geben wir zu verstehen, wir hätten nicht soviel Geld, um mehr als einen Führer zu engagieren. Dies scheint zu wirken — die Menge beruhigt sich langsam.

Unsere Rucksäcke wandern in die Satteltaschen der Mulis, der Parkwächter erhält ein reichliches Trinkgeld, und wir sitzen auf. Noch schnell ein Blick auf den großen, zweisprachigen Wegweiser, und es geht los. Kaum fünf Minuten sind seit unserer Ankunft vergangen, 17.15 Uhr ist es jetzt.

Doch was ist das? Ein barfüßiger Junge in einem zerschlissenen "Nachthemd", das vielleicht früher einmal weiß gewesen ist, folgt uns nach und redet wild auf Führer und Treiber ein. Wie wir erfahren, ist auch er ein Bergführer, der glaubt, nunmehr an der Reihe zu sein. Aber unser Tansin ist uns schon wesentlich sympathischer. Doch sein Kollege im Nachthemd läßt nicht locker — erst nach einer Stunde Ritt haben wir ihn endlich los.

Unser Weg führt zuerst durch Wälder von Walnußbäumen, an Bächen, grünen Weiden und fruchtbaren Feldern vorbei. Welch ein Unterschied zu den monotonen, ausgedörrten Landstrichen, die uns bis jetzt in Marokko begleitet haben!

Zu unserer Linken erblicken wir ein Dorf, auf einem Berghang angelegt. Unser Führer, er stammt aus diesem Flecken namens Arran, ist plötzlich verschwunden; wir sind mit dem Mulitreiber allein, der uns schließlich klarmachen kann, dieser komme bald zurück. Noch etwas oberhalb, an einem breiten, reißenden Gebirgsbach gelegen, ist eine kleine Moschee zu sehen. Berber und Araber bevölkern den Platz davor und erfreuen sich am

kühlen Naß des Baches. Die Moschee ist ein Heiligtum der Moslems. Menschen aus ganz Marokko kommen hierher, um durch Waschungen und Genuß dieses Wassers Linderung ihrer Leiden zu erlangen.

Bei 2500 Meter passieren wir die Baumgrenze. Langsam wird es kühler und stiller. Nur das eintönige "Arrah" unseres Treibers sowie der Klang der Hufe durchbrechen die Stille. Die Rufe sollen unsere Mulis zu stetiger und schnellerer Gangart antreiben. Das eine will plötzlich nicht mehr weiter. Mein Vater steigt vom widerspenstigen Tier und ist insgeheim froh, eine Zeitlang hinter dem Muli hermarschieren zu können. Ich bin das Reiten zwar auch nicht gewohnt, halte aber tapfer auf dem Mulirücken aus.

Unter dem wolkenlosen Himmel türmen sich die Bergriesen des Hohen Atlas. Weiß, gelb und rötlich leuchten die kahlen Felswände der bizarren Gebirgsketten. Der Djebel Toubkal, mit seinen 4175 Metern der höchste Berg Nordafrikas, ist der einzige Gipfel, auf dem Schnee zu erblicken ist. Er ist unser morgiges Ziel.

Es ist 20 Uhr, als es — wir haben Mitte September — finster wird. Der Pfad, dem unsere Mulis folgen, ist weiterhin ausgezeichnet und steht den besten Wegen in unseren Alpen keineswegs nach.

Inzwischen hat sich auch Tansin wieder zu uns gesellt. Er hat seine Ausrüstung vervollständigt. Außer einem Brotzeitbeutel hat er ein Paar Stiefel mitgebracht. Daß seine Füße lediglich in ein Paar alten Turnschuhen stecken, fällt uns erst jetzt auf. "Demain", erwidert er unseren fragenden Blicken und deutet stolz auf seine Stiefel. Na ja, uns soll es recht sein!

Um 21.15 Uhr, genau vier Stunden nach unserem Aufbruch in Imlil, haben wir unser Tagesziel erreicht. Wir stehen vor der Neltnerhütte (Refuge Luis Neltner) in 3207 Meter Höhe. Doch kein freundlicher Hüttenwirt empfängt uns, wie uns gesagt worden ist. Unser Tansin kramt einen Schlüssel hervor und sperrt die schwere Holztür auf. Licht gibt es hier keines; mit unserer Taschenlampe leuchten wir in das Innere. Die Hütte macht einen ordentlichen, gemütlichen Eindruck. Doch schon versagt uns unsere kümmerliche Leuchtquelle ihren Dienst. Ersatzbatterien haben wir keine dabei! So sitzen wir vier denn am großen Tisch, im Schein von einigen Esbittabletten, die gleichzeitig das Teewasser zum Kochen bringen. Fließendes Wasser gibt es auch hier oben: eine Leitung führt zu einem naheliegenden Bach, dessen Rauschen wir ganz deutlich vernehmen können.

Wir haben Hunger bekommen. Wie gut, daß wir außer dem eben erst gekauften Brot noch ein paar Dosen im Rucksack haben. Wir laden unsere beiden Begleiter ein, mitzuessen. Das Brot nehmen sie an, die Wurst dagegen nicht — es könnte ja Schweinefleisch sein! Um so dankbarer sind sie aber dann, als wir ihnen eine Dose Olsardinen überlassen. Dazu trinken wir Minztee, das Nationalgetränk Marokkos.

Mittlerweile ist es 22.30 Uhr geworden. Unser Mulitreiber verabschiedet sich zu unserem großen Erstaunen, nimmt seine Tiere und macht sich auf den Rückweg nach Imlil. Mein Vater, Tansin und ich legen uns im Dachgeschoß schlafen. Matratzen gibt es wohl, aber keine Decken. Wir sind froh, daß wir zwei als Sattelpolster mitgenommen haben.

Um 5.30 Uhr morgens brechen wir von der Hütte auf, ohne Frühstück, das wir auf dem Gipfel des Djebel Toubkal nachholen wollen. Ursprünglich haben wir vorgehabt, noch viel früher mit dem Aufstieg zu beginnen, doch Tansin gab uns zu bedenken, er würde in der Dunkelheit den Weg nicht finden. Also gaben wir uns zufrieden.

Doch unseren Bergführer scheint noch etwas zu bedrücken! Wir kommen bald dahinter, daß er keine Strümpfe anhat. Wir können ihm glücklicherweise aushelfen. Ermutigt durch unsere Hilfsbereitschaft geht er noch schnell in die Stube der Hütte zurück, holt sich eine unserer Decken und wickelt sich diese um den Körper. Es ist nämlich empfindlich kalt geworden. Statt der gestrigen 35 Grad im Schatten zu Marrakesch haben wir heute einige Grad unter Null. Sogar Eiszapfen hängen von den Felswänden herab. Über Schutt, Geröll und größere Felsblöcke windet sich der Weg, der unmarkiert und oft nur für unse-

ren Bergführer zu finden ist, zum Gipfel. Bunt und verschiedenartig ist das Gestein: Buntsandstein, Schiefer, Kalk, Granit, Basalt — fast alles scheint es hier oben zu geben. Amethyste allerdings finden wir keine! Leider!

Besondere Schwierigkeiten bietet der Pfad nicht. Der Temperaturunterschied und besonders die dünne Luft machen uns dagegen sehr zu schaffen. Wir hätten uns doch länger akklimatisieren sollen; denn der Übertritt in solche Höhen ist zweifellos zu schnell erfolgt.

Der Sonnenaufgang, ein herrliches Erlebnis, läßt die ganzen Felswände um uns leuchtend rot erscheinen. Langsam wird es nun auch wärmer. Gletscher gibt es auch in 4000 Meter Höhe nicht. Wir passieren lediglich einige kleinere Schneefelder und stehen schließlich, kurz nach 9 Uhr, auf dem Gipfel des Djebel Toubkal, des höchsten Berges ganz Nordafrikas. Eine herrliche Aussicht bietet sich uns nun. Unter einem azurblauen, wolkenlosen Himmel erstrecken sich viele Viertausender: Ouanokrimgruppe (4040 m), Akjond, Affoquoi, Tararat, Atual und etliche mehr. In der Hauptsache sind es Gebirgsketten mit nur wenigen schönen Einzelgipfeln. Die Berge selbst erwecken eher den Eindruck von Dreitausendern, da die Vegetationsstufen gegenüber den Alpen alle um ca. 1000 Meter hinaufgesetzt gedacht werden müssen. Selbst auf dem Gipfel finde ich noch vereinzelte Berggräser. Bergdohlen umkreisen uns und freuen sich auf die Überreste unseres Frühstücks, das uns allerdings gar nicht recht schmecken will.

Rötlich und kahl erscheinen die dürren Ebenen, die sich bis zum Atlantik einerseits und bis zu den Gebirgsketten des Mittleren Atlas und des Antiatias andererseits erstrekken. Ein Gebäude können wir mit dem Fernglas ausmachen: das Berghotel Oikumeden, Mittelpunkt des bekannten Wintersportzentrums im Hohen Atlas.

Bergab geht es dann wesentlich schneller, und schon nach zweieinhalb Stunden haben wir unsere Hütte wieder erreicht. Die Hitze ist zwar beachtlich, aber durchaus erträglich.

Ich koche gerade eine Suppe zum Mittagessen, als plötzlich ein älterer Berber in leuchtendgelbem Burnus die Hütte betritt. Es ist der "Guardian", der gekommen ist, um die Hüttengebühren zu kassieren. Er sperrt den Schrank auf und holt das Hüttenbuch, das wir aufmerksam studieren. Durchschnittlich jede Woche in den Sommermonaten finden wir eine Eintragung. Sehr viel Deutsche, Österreicher, Franzosen und auch Briten haben sich darin "verewigt" — aber kein einziger Afrikaner! 1938 sei die Hütte von den Franzosen erbaut worden, erklärt man uns. Ob sie aber immer noch dem CAF gehört, weiß der Wirt nicht. Wege und alle vier Hütten, die es im Hohen Atlas gibt, würden aber alljährlich von französischen Bergsteigergruppen ausgebessert und wieder in Ordnung gebracht.

Die Gebühr von drei Dirham pro Person (1 DH = 0.80 DM) bezahlen wir gerne, wenngleich wir nicht verstehen können, warum unser guter Hüttenwirt eigens deswegen einen achtstündigen Marsch auf sich genommen hat. Wir können ihm doch nicht entkommen. Unser Auto steht schließlich im Talort. Jedenfalls benutze ich die Gelegenheit, ihn um drei Löffel zu bitten, denn auch diese haben wir natürlich nicht mitgenommen. Er versteht zwar kein Französisch, doch meine Zeichensprache läßt ihn sofort dienstfertig zum Schrank eilen. Verschmitzt lächelnd kommt er zurück — mit vier Löffeln in der Hand. Er hat Glück — die Suppe reicht selbstverständlich für uns alle!

Unser Tansin hat noch ein Anliegen. Er zeigt uns sein Referenzbüchlein und bittet auch uns um eine Eintragung. Seinem Wunsch kommen wir gerne nach; waren wir doch mit ihm voll und ganz zufrieden.

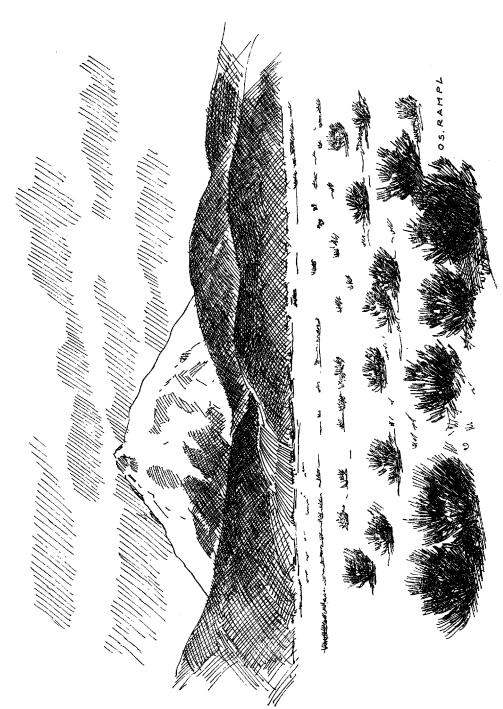
Um 15 Uhr brechen wir von der Neltnerhütte auf und marschieren wieder bergab. Mit jedem Schritt scheinen die Hitze größer und unsere Füße schwerer zu werden. Wir passieren Herden von Bergschafen und Bergziegen, Wallfahrtsort und Bergdorf und haben schon nach guten drei Stunden Marsch Imlil erreicht.

Unser Wagen steht noch da, unversehrt. Unseren Parkwächter entdecken wir allerdings nicht. Unter einem Baum sitzt ein alter Araber, der unseren bezahlten Wächter abgelöst hat. Glücklich geben wir auch ihm ein schönes Trinkgeld. Doch dieser scheint mit dem Betrag nicht ganz zufrieden zu sein. Er langt unter das Auto, holt eine Strohmatte hervor und gibt uns durch ein Zeichen unmißverständlich zu erkennen, er habe die ganze Nacht darunter verbracht. Vor solch einem Diensteifer kapitulieren wir natürlich.

In der Zwischenzeit hat uns wiederum das halbe Dorf umringt. Zu den vertrauten Lauten des "tashelheid" — des Berberdialekts im Hohen Atlas — mischt sich der Duft des Minztees, den uns ein kleiner Junge zur Stärkung bringt. Die Zivilisation Marokkos hat uns wieder!

Wir nehmen Abschied von unserem Führer und der freundlichen Bevölkerung und fahren nach Asni zurück. Unser Spanier im Hotel ist außer sich vor Freude, als wir wieder bei ihm anhalten, uns bei ihm umziehen und unsere Rucksäcke samt Inhalt verstauen. Inzwischen ist es dunkel geworden, und die Rückfahrt nach Marrakesch ist alles andere als angenehm. Todmüde, aber glücklich nach diesem Höhepunkt unserer sechswöchigen Reise, einem Bergabenteuer in Afrika, erreichen wir unser dortiges Hotel. Die Stadt der roten Häuser, der Palmen, der Kutubia und der Gaukler hat uns wieder!

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Der Hohe Atlas ist nicht so erschlossen wie die Alpen, es fehlt an Markierungen, und auch rein bergsteigerisch bietet er lange nicht soviel als unser "Stammgebirge". Dafür ist der Hohe Atlas noch ein Stück unverfälschter Natur, ohne Seilbahnen und Massentourismus, eine Oase der Ruhe schlechthin. Es ist das Fremdartige des Landes und die Freundlichkeit der Bewohner sowie, nicht zuletzt, der abenteuerliche Ungewißheitsfaktor, der einer Bergfahrt in dieses Gebiet einen besonderen, einmaligen Reiz gibt; einen Reiz, der all denen, die ihn genossen, unvergeßlich bleiben wird.



IN STRAHLENDEM WEISS ÜBERRAGT DER COTOPAXI DIE HOCHSTEPPE Zeichnung von Oswald Rampl

Berg- und Reiseerlebnisse in Südamerika

FRIEDRICH-WILHELM BERTELMANN

Die Anreise

Ziel der Kundfahrt war die Besteigung des Cotopaxi, des Chimborasso (höchster Vulkan der Welt, 6200 m), des Antisana, des Tunguhrauer und der Illinitza sowie einiger unbekannter Gipfel in den Ostkordilleren im Gebiet des Guamanipasses. Außerdem wollten wir noch in die Urwälder des Amazonasquellgebietes vordringen, um mit den dortigen Indianern in Berührung zu kommen.

Am 1. Dezember 1966 begann die Fahrt. Der deutsche Bananendampfer "Brunseck" brachte Harald Schmidt und mich mit dem Expeditionsgepäck über den Atlantik, den Panamakanal und den Pazifik nach Guayaquil, der großen Hafenstadt an der südamerikanischen Westküste. Die drei anderen Gefährten sollten mit dem Flugzeug nachkommen und mit uns in Quito zusammentreffen. Die Reise über das Meer und den Panamakanal wurde zu einem besonderen Erlebnis. Doch lassen wir das Fahrtenbuch, das vor mir liegt, berichten:

Dumpf klingt das Röhren der Dampfpfeise unseres Schiffes über die Bucht von Cristobal am Panamakanal. Die "Brunseck" reiht sich in die Menge wartender Schiffe, die aus allen Ecken der Welt gekommen sind und an deren Masten die Flaggen aller seefahrenden Völker wehen, Tanker aus den Staaten, Frachtschiffe aus Europas Häfen, Dampfer mit tropischen Hölzern aus den Wäldern Südamerikas, Frachter mit Gütern aus der Südsee und dem fernen Asien.

Vor vierzehn Tagen brandeten die kurzen, steilen Wellen der Nordsee und des Armelkanals gegen den Bug der "Brunseck". Dann trugen sie die langen Wogen des Atlantik, große Wellenberge, die über das weite Meer heranjagten, deren Kämme im Licht der gegenstehenden Sonne grün aufleuchteten. Dann kämpfte sie im Sturm vor der amerikanischen Küste, wurde von der wild wogenden See emporgeschleudert, um gleich darauf in den Abgrund zwischen den Wellenbergen gezogen zu werden, erreichte den Hafen Jacksonville an der Ostküste Floridas und schob ihren weißen Bug zwei Tage später durch die blauen Fluten der Karibischen See, passierte Kuba und Haiti und warf ihren Anker heute Nacht in der schlammigen Bucht vor dem Kanal.

Ich stehe mit meinem Kameraden an der Reling, wir schauen hinüber zum Land. Schwere, blau-schwarze, von Feuchtigkeit gesättigte Wolken hängen über den nahen Urwaldbergen, ein faul schmeckender Wind weht vom Ufer zu uns herüber, kräuselt das Wasser der Bucht, springt das Schiff an und hinterläßt auf der Haut ein leicht klebriges Gefühl. Es ist die warme Fieberluft der tropischen Wälder. Die Gegend am Panamakanal gehört zu den ungesundesten Landstrecken der Erde.

Im Osten steht ein roter Streisen über der Karibischen See, er wird zusehends größer, und bald steigt die Sonne aus dem Meer. Wir machen uns fertig zum Ausschiffen. Da unser Dampfer im Ballast geht, also leer fährt, um in den Bananenhäfen Südamerikas beladen zu werden, müssen wir von Bord und auf dem Landwege Panama City auf der Pazifikseite erreichen. Dadurch entfallen die viele tausend Mark hohen Kanalgebühren

für ein Passagierschiff. Wieder klingt das dumpfe Horn unseres Schiffes über den Golf. Drüben an einem der Lagerschuppen legt ein Boot ab, dem Ruf des großen Schiffes gehorchend, bald macht es an der Fallreep fest, und wir verlassen die "Brunseck", die nach zehnstündiger Fahrt durch den Kanal den Pazifik erreicht.

Nach langer Seereise setzen wir unseren Fuß in Cristobal an Land. Erst die üblichen Einreiseformalitäten, dann nimmt uns das bunte Leben der Hafenstadt gefangen: zunächst Straßen, wie man sie in jeder Hafenstadt findet, große Schiffahrtsagenturen, Geschäfte, einige Banken, Häuser aus Marmor und Chrom, aber nach einiger Zeit ändert sich das Bild, die Straßen werden schmal und eng, die Häuser oder besser die Hütten sind jetzt aus Holz oder Bambus, alle in den schreiendsten Farben gestrichen, blau, rosa, violett, gelb, grün und immer wieder das helle Blau. Es riecht nach Schlamm und Unrat in den engen Gassen, nach verfaultem Holz, nach siedendem Öl aus den Garküchen, nach großen exotischen Blumen, die zwischen den Häusern wachsen. Es ist ein teils abstoßender, teils betörender Geruch eines tropischen Landes und dazu das bunte Gewimmel der Menschen auf den Straßen, Seeleute, Neger, Mulatten, Mestizen, dazwischen schwerbewaffnete Polizisten, Soldaten der US-Armee — und lockende Mädchen; fürwahr ein fremdländisches Bild. Und jetzt wird es mir bewußt, ich bin wieder sehr weit weg von daheim.

Wir fahren mit einem Taxi, das von der Reederei gechartert ist, auf der von der Panamakanalgesellschaft gut ausgebauten Straße zum Westen. Rechts und links steht der Dschungel wie eine Mauer. Vom bleifarbenen Himmel sengt die Sonne, man ist froh über den Fahrtwind, die Kleider kleben am Leib, kaum noch ein trockener Faden. Wie war es nur möglich, durch diese Hölle aus Wald, Fiebersumpf und Felsbergen den Kanal zu bauen? Der Mensch und seine Technik haben hier schließlich gesiegt, aber nur wenige Meter abseits, unmittelbar am Rand der Straße, beginnt wieder die ungebrochene Herrschaft des feuchten und nassen Urwaldes.

Die Straße wird etwas breiter, ein kleine Platz zum Halten, man schaut von hier auf einen der Seen, die der Kanal durchzieht, das Wasser liegt im Gegenlicht wie gehämmertes Silber, drei, nein, vier Schiffe sind zu erkennen, ihr Kielwasser zieht schwarze Streifen durch die Silberplatte des Sees, Giganten des Ozeans mitten im Dschungel.

Abends erreichen wir die Pazifikküste und Panama City. Morgen ist Heiliger Abend, die Stadt bereitet sich auf das Weihnachtsfest vor. Es ist aber so gar nichts Heimatliches daran, eher wie bei uns der Fasching; buntes Papier, schreiende Plakate, entsetzlich bunte Lichter, kitschige Figuren, und überall wird Feuerwerk abgebrannt. Wir sind froh, als wir wieder an Bord unseres Schiffes sind.

Heiliger Abend im Pazifik. Es wird recht gemütlich im festlich geschmückten Salon der "Brunseck". Der nur mit Lametta geschmückte Tannenbaum lenkt die Gedanken zurück in die Heimat. Am Weihnachtsmorgen passieren wir den Äquator. Ich stehe auf dem Vorschiff und schaue den Delphinen zu, wie sie pfeilschnell durch das Wasser schießen, wie auf Kommando emporschnellen, um nach weitem Sprung wieder in der See zu verschwinden. Ja, es ist interessant hier am Bug: Große Seeschildkröten treiben vorbei, in der Luft stehen Fregattvögel, aus den Wellen erheben sich Schwärme fliegender Fische. Wenn man Glück hat, fällt einer von ihnen an Bord. Auf den Wogen erkennt man oft deutlich spitze Dreiecke, torpedoschnell durchfurchen sie das Wasser, es sind jagende Haie. Gefährlich und unheimlich scheinen unter den Flossen die schwarzen, flüchtigen Schatten ihrer Körper.

Das Wetter schlägt plötzlich um mit Regen und Nebel. Schuld daran ist der kalte Humboldtstrom, der, weit aus dem antarktischen Meer kommend, in diesen Breiten auf die warmen Wasser der Tropen trifft.

Drei Tage später wirft unser Dampfer Anker auf dem Guayaquilfluß. Wir gehen von Bord und erreichen nach einer mehrtägigen interessanten Fahrt durch die Küstengebiete und die Westkordillere mit unserem acht Zentner schweren Expeditionsgepäck die Hauptstadt Quito, wo wir verabredungsgemäß mit den drei anderen Kameraden zusammentreffen.

Der Cotopaxi

Ein Lastkraftwagen bringt uns über die Pan-Americana nach Süden, unserem ersten Ziel, dem Cotopaxi, entgegen. Da sich die Regenzeit in diesem Jahr verschoben hat und die sogenannte kleine Christfesttrockenzeit nicht anbrechen will, herrschen keine günstigen Wetterbedingungen. Mit knapper Not und einigen eiskalten Biwaks in 5000 Meter Höhe können wir den Krater des Cotopaxi erreichen.

Das war eine Silvesternacht! Es ist bitter kalt im Eisbiwak am Cotopaxi. Kälter darf es nicht mehr werden. Die Minuten verrinnen wie Stunden, über uns steht das Kreuz des Südens, die Sterne funkeln kalt und feindselig, mit unseren Gedanken sind wir in der Heimat, zu Hause. Am Neujahrsmorgen beginnen wir den Gipfelsturm. Der Weg ist kalt, mühsam und weit. Wir sind fast am Ende unserer Kräfte, als wir endlich am Kraterrand die Fahnen der Bundesrepublik Deutschland und des Alpenvereins hissen können. Der Cotopaxi ist unser erster Fünftausendergipfel in den Anden.

Im Amazonasurwald

Im Kartenzimmer des Militärgeographischen Instituts legt der Oberst die Karten, die uns zu Verfügung gestellt wurden, zur Seite, tritt an die Wandkarte: "Also, meine Herren, das hier unten wäre das Gebiet, welches uns am meisten interessiert, die Regierung möchte dort später einen Nationalpark anlegen. Es gibt dort große Wasserfälle und tätige Vulkane. Hier die Luftbilder. Wenn Sie dort hinunter wollen, müssen Sie nach Papalapta fahren. Das ist eine kleine Mission, welche von zwei italienischen Patres betrieben wird, es sind prächtige Kerle, können mit dem Gewehr genauso gut umgehen wie mit der Bibel und sind große Jäger. Im übrigen eine sehr unruhige Gegend dort unten, wilde Urwaldindianer. Von der Mission müssen Sie sehen, wie Sie weiterkommen. Sie werden dort zwei Polizeisoldaten vorfinden, die Sie begleiten werden."

Unser Jeep heult im ersten Gang über heruntergeschwemmte Erde auf den viertausend Meter hohen Paßstraßen, auf denen wir die Ostkordilleren überwinden. Bald erreichen wir die Wasserscheide, alles Wasser fließt jetzt nur noch zum Amazonas. Es ist diesig und nebelig geworden; dicke weiße Wolken wälzen sich über die mit Flechten und Gräsern bewachsenen Hänge. Lange Zeit geht es immer bergab. Wir fragen uns immer wieder, wann kommt nur die Mission und mit ihr das Ende dieser elenden Straße und der entsetzlichen Schaukelei. Endlich tauchen vor uns einige verschwommene Gestalten aus dem Nebel auf, es sind Indios, Hirten auf ihren Pferden. Kurze Zeit später schälen sich die ersten Grashütten aus dem Grau des Nebels, es sind ungefähr zwanzig solcher primitiver Behausungen, und eine kleine Kirche, Papalapta, das Ende unserer Autoreise, das Ende der bekannten Gebiete, aber der Beginn des Vordringens in die großen Wälder des Amazonas, der berüchtigten, gefürchteten grünen Hölle.

Pater Tonio empfängt uns sehr freundlich, lädt uns ein, lange sitzen wir bei Kerzenschein und einer Flasche guten Weines, es wird manche atemberaubende Geschichte erzählt von den wilden Indianern der Wälder, von Missionaren, die in harter Pflichterfüllung den Tod fanden, von Männern, die die Justiz vieler Länder zu fürchten haben und die in diesem Gebiet Zuflucht suchten. Es ist spät geworden, als wir in unser "Hotel Quito", einem armseligen Bretterverschlag, dessen Daunenbetten aus dem festgestampften Boden bestehen, zur Nachtruhe gehen.

Es ist bitterkalt am anderen Morgen in Papalapta, denn die kleine Mission liegt immerhin 3000 Meter hoch. Vor unserer Hütte stehen die beiden Soldaten mit den Pferden. Unser Gepäck soll auf die Packpferde verladen werden. Ab und zu stampft eines der Pferde, schnauft und wirft den Kopf zurück, vor seinen Nüstern bilden sich kleine Nebelfahnen. Die Pferde sind unruhig, es ist nicht leicht, die Ausrüstung auf ihren Rücken zu befestigen, immer wieder brechen sie zur Seite aus. Der Indianer, dem sie gehören und der uns als Führer begleiten wird, versucht sie zu beruhigen, klopft ihre Flanken und stößt dabei den Pferden vertraute Kehllaute aus. Die Pferde scheinen den Geruch der Europäer, der Gringos, nicht zu lieben, denn jedesmal, wenn sich einer von uns nähert, werden sie unruhig. Mißtrauisch schaue ich hinüber zu den Reitpferden, sie scheinen etwas ruhiger zu sein als die Packpferde, es sind wahrscheinlich bessere Tiere.

Zuerst geht es noch einige Kilometer die schlechte Straße hinunter, dann hört sie plötzlich auf, an den Hängen der Berge steht jetzt dichtes, undurchdringliches Buschwerk, dazwischen ab und zu ein alles überragender Baum, es ist der Anfang des Dschungels. Unser Pfad führt steil bergab, an beiden Seiten steht der Busch wie eine Mauer, unheimlich, undurchdringlich. Die Pferde sind großartige Kletterer, geschickt überwinden sie die steilen Bergflanken auf den Kehren des Indianerpfades.

Der Wald nimmt immer mehr die Gestalt eines tropischen Dschungels an. Je tiefer wir kommen, desto exotischer werden die Bäume und Pflanzen, es ist heiß geworden, eine stickige, feuchte Hitze. Wir sind schon etliche Stunden im Sattel. Es wird Mittag, die Strahlen der Sonne werden von den Blättern der tropischen Pflanzen aufgehalten. Aber trotzdem ist es unerträglich heiß, der Boden schlammig und sumpfig, bis zu den Fersen versinken unsere Pferde im Dreck, große Stechmücken und bunte Schmetterlinge umschwirren uns. Die Wasserflaschen sind schon längst ausgetrunken. Oft stehen Wasserlachen am Wege, sie schimmern unheimlich und giftgrün. Tief unten in der Schlucht tobt ein Wildfluß. Wenn der Wald nicht ganz so dicht ist, schimmern seine klaren Fluten zu uns herauf, sie sind unerreichbar und fern. Es ist der Rio Papalapta, der zum Rio Baëssa wird und sich schließlich als Rio Napo in den Amazonas ergießt.

Und wieder vergehen die Stunden, es wird Abend, die halbe Stunde zwischen Tag und Nacht ist in den tropischen Wäldern besonders interessant. Bevor die Nachtruhe der Tierwelt beginnt, veranstalten Papageien, Pfefferbeißer und andere Vögel einen wahren Höllenlärm, schnattern, kreischen und schreien.

Wir finden in einer Indianerhütte Obdach und legen uns nach kärglichem Mahl, welches aus gebackenen Maisfladen und gebratenen Meerschweinchen besteht, zur Nachtruhe. Meerschweinchen sind für die Indianer eine besondere Delikatesse, ihr Fleisch ist sehr zart und schmeckt wie Hühnerfleisch.

Vor dem Einschlafen fragt einer der Kameraden: "Sagt mal, was für ein Tier ist so ein Meerschweinchen überhaupt? Es ist doch wohl keine Rattenart?" Auch mich durchfährt es: "Vermuckt noch mal — Meerschweinchen? Ratten? Ratten haben doch lange Schwänze, und Meerschweinchen? — Warte mal, verdammt, ich weiß es auch nicht genau, ich glaube aber, Meerschweinchen sind eine Art Kaninchen, ja, ja, Kaninchen, und Asche auf dessen Haupt, der sagt, sie haben lange Schwänze und seien eine Rattenart!"

Die Morgenfrühe sieht uns schon wieder im Sattel, es geht weiter durch diesen riesigen Wald. Man kann die Größe des Urwaldgebietes kaum fassen, uns scheint es, als hätten wir schon ein gewaltiges Stück hinter uns gelassen. Aber was ist das schon im Vergleich zu dem großen Gebiet dieses Amazonaswaldes, der sich von den Anden bis zur Atlantikküste über den Kontinent erstreckt?

Wieder wird es Mittag, wieder Abend, wir haben nochmals Glück gehabt, haben zur Nacht eine kleine Ansiedlung erreicht; die vorletzte, dann kommt nur noch Wald. Als wir in das Dörfchen einreiten, das aus acht bis zehn Grashütten und einer Holzbude besteht, rennt die ganze Einwohnerschaft zusammen, um die Gringos zu bestaunen. So-

fort sind hilfreiche Hände zur Stelle, die beim Absatteln und Abladen der Pferde helfen. Die Leute sind verlegen, man weiß nicht, wo man die Fremden unterbringen soll. Dann hat der Alteste des Dorfes eine gute Idee: er quartiert uns in das Gefängnis — die Holzbude! — ein.

Wieder steht die Sonne am wolkenlosen Himmel, Pferd und Reiter sind zum Umfallen erschöpft, der Tag scheint nicht enden zu wollen, oh, entsetzlicher Wald, das bedrückende Pflanzengewirr, große, giftgrüne, fleischige Blätter, die langen Wedel unzähliger Palmen, Schlingpflanzen an dickstämmigen Bäumen, deren mächtig ausladende Kronen eine grüne Welt für sich darstellen. Große Blumen, die in allen Farben leuchten, und Blätter, deren Unterseite voller Stacheln, die wie Brennesseln brennen. Über allem der Geruch von Moder und Fäulnis aus den großen Sümpfen und der betäubende Duft buntkelchiger Blumen. Das ist die grüne Hölle des Amazonas.

Am Abend erreichen wir die letzte Ansiedlung, die Mission Baëssa. Beim Einreiten wieder dasselbe Bild wie am Tage zuvor. Die Ansiedlung besteht aus einer kleinen Kirche und einigen Holzhäusern, man verfügt hier sogar über einen Hubschrauberlandeplatz, durch den die Mission mit der Außenwelt in Verbindung steht.

Wir haben Glück und können in das oberste Stockwerk eines frei stehenden Hauses einziehen, als Tapeten sind an die Wände alte Zeitungen geklebt. Wir rollen die Schlafsäcke aus, und bald nimmt uns trotz der stechenden Moskitos der Schlaf gefangen. Wir wollen zwei Tage in der Mission ausruhen und dann weiter die Flüsse hinab, denn mit dem Reiten ist es nun endgültig vorbei.

Wir bahnen mit der Machete unseren Weg durch hohen Farn und dichten Bambus hinab zum Wasser, zum schon breit gewordenen, schnell dahinfließenden Rio Napo. Unser Weg sind jetzt die Kiesbänke und der Randstreifen zwischen Wasser und Wald. Ab und zu finden wir Abdrücke von Tatzen großer Raubkatzen und vermeinen, lauernde Augen im Dickicht zu spüren.

Der Fluß muß überquert werden, deshalb wird ein Seil zum anderen Ufer gespannt. Über diese primitive Brücke gelangen wir zum gegenüberliegenden Ufer. Diese Art der Flußüberquerung ist besonders aufregend, wenn der Fluß nicht mehr so schnell dahinfließt, sondern seine braunen Fluten träge durch den Dschungel wälzt und aus dem drekkigen Wasser die heimtückischen Glotzaugen der Alligatoren zu uns heraufschauen. Aber diese südamerikanischen Alligatoren scheinen scheue Viecher zu sein, die das Weite suchen, wenn man sich ihnen nähert.

Wir haben unser Kundfahrtziel erreicht. Wir haben die Randkordilleren durchquert, deren Gipfel, von dichtem Dschungel bestanden, zwischen 3000 und 3500 Meter erreichen, die aber bergsteigerisch uninteressant sind. Wir wollen versuchen, Kontakt mit einem Indianerstamm zu bekommen, von dem wir hier hin und wieder Kinder an den Flußläufen fischen sahen. Nach langem Suchen gelingt es uns auch, den Stamm aufzuspüren und mit seinem Häuptling mit Hilfe einer großen Flasche Schnaps Freundschaft zu schließen.

Bei diesen primitiven Waldindianern verleben wir großartige, abenteuerliche Stunden, an die wir noch lange denken, als wir den Weg zurücklegen, den wir vor Tagen gekommen sind, um uns unserem nächsten Ziel, dem Antisana und dem Chimborasso, zuzuwenden.

Am Chimborasso

Unser Jeep frißt sich Meile um Meile vorwärts durch unermeßlich weites Steppenland. Zwei ekuadorianische Bergsteiger begleiten uns, es sind Marco Cruz, der berühmteste Andenist Ekuadors, und sein Freund und Seilgefährte Rott Rieges. Neben mir vorne im Wagen sitzt Wolfgang, die drei anderen Gefährten sind am Antisana, da wir gerne beide

Berge besteigen möchten und die Zeit knapp ist. Nebel liegt über dem Land, Regen peitscht gegen die Windschutzscheibe, man kann die schmale Piste, über die wir fahren, kaum erkennen. Wenn der Nebel sich ein wenig lichtet, liegt das Land grau, braun und schwarz vor uns. Hoffentlich wird das Wetter besser!

Mittags erreichen wir eine kleine Ansiedlung, ungefähr sechs Indiohütten, die Autofahrt ist zu Ende, wir brauchen Maultiere, um unsere Ausrüstung zu befördern. Wir verhandeln mit den Indianern. Es ist merkwürdig, sie verlangen einen entsetzlich hohen Preis für die Tiere. Unmöglich, ein Muli kann doch nicht für einen Tag 100 Zk kosten? Es ist das Zehnfache des sonst üblichen Preises. Wir sagen es den Indianern, aber sie bleiben dabei. Komisch, warum lassen die Indianer nicht mit sich handeln?

Plötzlich sagt einer der beiden Andenisten zwei Worte, die alles erklären: "Japaner und Mexikaner." Auch mir fällt da etwas ein, sollte das hier zutreffen? — Ich saß vor einiger Zeit in unserer Hütte am Hohenstein. Bergkameraden aus Hamburg und Bremen waren gerade von einer Expedition aus dem Hindukusch zurückgekommen; sie berichteten von ihren großen Bergfahrten und von den Schwierigkeiten, die sie gehabt hätten, und erzählten von japanischen Expeditionen, die die Preise in diesen Gebieten verdorben hätten, da sie immer das Zehnfache bezahlten. (Die Japaner werden in sehr großzügiger Weise von ihrer Regierung mit Geldmitteln versehen und brauchen daher nicht zu sparen.) Und Mexikaner, wir hatten schon in Quito gehört, daß auch eine mexikanische Expedition zum Chimborasso unterwegs sei.

Als die Indianer nun die beiden Namen hören, geht eine Art Lächeln über ihre breiten Gesichter. Sie nicken, si, si, Señores, Japanos und Mexikanos und alle haben viel Geld für die Mula gegeben.

Mit uns sind also noch zwei Expeditionen am Chimborasso. Die Japaner hatten allerdings großes Pech, da zwei von ihnen tödlich abstürzten, und die Mexikaner erreichten wohl 5000 Meter Höhe, mußten aber wegen schwieriger Bedingungen 1000 Meter unter dem Gipfel aufgeben.

Nach langem, zähem Handeln kommen wir dann für 90 Zk zu unseren Mulis. Als wir die Ausrüstung verstauen, verschlechtert sich das Wetter, Schnee- und Hagelschauer peitschen über das Hochland. Die Tiere stehen mit hängenden Köpfen, haben ihre Rückseite dem Sturm zugedreht. Unsere Ausrüstung wird wieder einmal gründlich durchnäßt, nasse Kletterhosen, Strümpfe und Socken. Uns graut daher vor den Biwaknächten. Auch der Anorak beginnt langsam zu durchnässen, zuerst an den Nahtstellen, unaufhörlich sickert Wassertropfen um Wassertropfen durch, dann auf den Schultern. Dann kommt der Punkt, wo alles gleichgültig ist: Nasser als bis auf die Haut geht es ja nicht mehr. Welche Bekleidung hält schon diesem vom Sturm gepeitschten Schnee, Hagel und Regen stand? Ja, uns graut vor den Nächten...

Der Weg führt zunächst durch eine Sandwüste wie in der Sahara. Düne reiht sich an Düne, es ist feiner, ganz weicher, graugelber Sand. Wenn man stehenbleibt und lauscht, hört man das Singen der Sandkörnchen, die vom Winde weitergetrieben werden, es ist ein ganz feiner, hoher Ton. Die Dünen sind mit feinen Musterungen versehen, eine Laune des Windes, der die Muster in den Sand schneidet. Weiter geht es durch diese urgewaltige Landschaft am Fuß des großen Berges, die Sandstrecke weicht einer mit scharfem Gras bewachsenen Hochsteppe, dann wieder Lava und unendliche Gesteinswüsten, große Schluchten und Cañons. Es sind Landschaften, denen gemeinsam sind die niedrig hängenden Wolken und der ewig wehende Wind, Landschaften voller Weite und Einsamkeit. Nur der Kondor, dessen Flügelspannweite drei Meter erreicht, horstet an den Flanken der Berge. Hierher bringt er seine Beute, hier zieht er seine Jungen auf, der Göttervogel der alten Indianer.

Rechts und links stehen hohe, schwarze Felswände, man fühlt sich eingeengt und bedrückt in dieser Schlucht, sie zieht sich aber weit den Berg hinauf und ist uns ein guter Wegweiser. An ihrem Ende werden die Maultiere abgeladen, wir schlagen unser Lager auf.

Es wird kalt, aus mitgebrachtem Holz wird ein Feuer angezündet, es verbreitet wohlige Wärme. Am anderen Tage soll der Aufstieg über die Eis- und Schneeflanken des 6200 Meter hohen Berges beginnen.

Mitternacht, die Zeit des Aufbruchs; zuerst steigen wir über loses Geröll, später tauchen vereinzelt Schneereste auf, sie werden immer mehr, bald lecken fahle Schneezungen herunter in das Grau des lockeren Lavagesteins. Dann herrschen nur noch Eis und Schnee, dann steiles Eis. Die Zeit vergeht, Stunden sind wir schon im Anstieg, es ist eintönig, ermüdend, immer nur Schritt für Schritt gerade hoch, ein anstrengendes Steigen mit den Zwölfzackern, deren vordere vier Spitzen in das Eis getreten werden müssen. Aber höher und höher geht es, der Berg scheint kein Ende zu nehmen, er wächst immer weiter in den Himmel.

Ab und zu hüllt uns dichter Nebel ein, man sieht den Kameraden nicht mehr, fühlt sich allein, nur das Seil ruckt ab und zu und zeugt so von seiner Gegenwart; man weiß, der Seilgefährte ist da, er ist immer bereit, für den anderen einzustehen, man spürt die verbindende Gemeinschaft des Seiles, zwei Mann sind vollkommen eins geworden, Freunde, Kameraden oder noch mehr, eine Seilschaft, eine Schicksalsgemeinschaft. Stürzt einer, muß der andere halten oder . . ., es ist für beide aus.

Die Nebelbänke liegen unter uns, die Sonne versinkt im Westen, groß und klar stehen die Konturen des Berges im Raum, der erste Stern erscheint, Zeit zum Biwak, der Höhenmesser zeigt ca. 5000 Meter. Es ist eine gefährliche Höhe, schon mancher Bergsteiger starb in einer solchen Nacht: Höhenkrankheit, nasse Sachen, Erfrieren, aber vor allen Dingen dünne Luft und Atemnot, ich glaube, das Herz setzt dann einfach aus.

Wir richten uns jetzt, so gut es geht, ein, kriechen in die Schlafsäcke, ziehen den Biwaksack darüber, das ist alles, was wir machen können. Wolfgang kocht auf einem primitiven Benzinkocher etwas warmen Tee. Ja, Wolfgang, alles Geld der Erde für einen kleinen Schluck warmen Tee!

Wind kommt auf, er treibt Hagel und Schnee vor sich her, jagt Wolkengespenster über den Berg. "O Wolfgang, was mag das nur werden? Ich kann nicht atmen, kriege keine Luft mehr, 5000 Meter, Wolfgang, hoffentlich geht alles gut. Aber ich glaube, ich schaffe es nicht, überhaupt keine Luft mehr, alles ist rot vor den Augen, etwas sitzt auf meiner Brust, preßt mir die Lunge zusammen, preßt und preßt, ich sehe nur noch rote Ringe und Feuer, ganz viel Feuer..."

Ich weiß nicht, wie lange das dauert. Als ich wieder einigermaßen klar denken kann, sitzt Wolfgang neben mir mit einem Becher heißer Brühe. Der Bergkamerad und Seilgefährte hat in 5000 Meter Höhe für mich eine Brühe gekocht, fast selbst am Ende, hat mit klammen Fingern Schnee aufgetaut, das Wasser erhitzt — so etwas dauert in dieser Höhe sehr, sehr lange, aber es gibt solche Burschen, die sich so einsetzen; ich habe das große Glück, sie zum Bergkameraden zu haben.

Ich trinke in kleinen Schlückchen, merke, wie das belebende Getränk den Körper erwärmt. Der Sturm tobt mit unverminderter Heftigkeit, trägt Schnee und Hagel mit sich, ich kann nicht mehr an eine Besteigung dieses Berges glauben, langsam kriecht die Zeit dahin. Der Gedanke umzukehren und aufzugeben gewinnt immer mehr Raum. Dann, am frühen Morgen gegen 3 Uhr, scheint es, als orgle der Sturm nicht mehr ganz so laut und wild, zwischen den jagenden Wolken tauchen Streifen tiefschwarzen Himmels auf, in ihnen wie verloren zwei, drei winzige Lichtpünktchen, die Sterne.

Der Wind hat den Himmel reingefegt. Jetzt verbreiten unzählige Sterne ein kaltblaues Licht; wir kriechen aus unseren Biwak- und Schlafsäcken. Es kostet große Überwindung, aufzustehen und die schützende Hülle zu verlassen. Übermüdet, von rasenden Kopfschmerzen geplagt, räumen wir unsere Sachen zusammen. Die beiden Ekuadorianer reden aufeinander ein, fuchteln mit den Armen, wie es ihre südländische Art ist, schauen immer wieder in den Himmel, suchen nach Wolken oder sonst einem Zeichen, das eine Wetterverschlechterung bedeuten könnte. "Du, die beiden haben keine Lust mehr", meint Wolfgang, "suchen irgendeinen Grund, die Tour abzubrechen."

"Vieileicht haben sie recht, Wolfgang." Ich presse meine Hand auf die Brust und versuche, durch ganz schnelles, tiefes Atmen etwas mehr Luft zu bekommen. Das Funkeln der Sterne ist noch stärker geworden, ein Zeichen, daß das Wetter wenigstens in den nächsten Stunden gutbleiben wird. Wolfgang schaut zum Himmel und nickt: "Nichts zu machen, ihr beiden, das Wetter ist gut, nur noch der Sturm, aber sonst ist es gut." Er greift zum Seil und zum Pickel: "Kommt!"

Ich schaue zurück, hinter mir liegt eine Perlenkette, die Eindrücke von steigeisenbewehrten Schuhen, sie beginnt gleich vor den Füßen, fließt den steilen Schneehang hinunter, verliert sich im ungewissen Halbdunkel der klaren Sternennacht, eine Kette, zusammengefügt aus vielen, vielen Schritten, vielen vielen Atemstößen, dem Ringen um die dünne Luft, dem Ringen mit den steilen Flanken, mit einem Stück des großen Berges. Ich stehe auf meinen Eispickel gestützt und schaue auf unsere Aufstiegsspur zurück.

Hinter mir steht Wolfgang, stoßweise und laut geht sein Atem, auch ihm verlangt der Berg das letzte an Willen und Energie ab. Wir sehen uns an: "Wolfgang, warum das eigentlich alles, diese entsetzliche Schinderei, die kalten Biwaks, nichts essen und nichts trinken können trotz des brennenden Durstes. Warum dieser Kampf mit den menschenfeindlichen Regionen des großen Berges?"

Weit unten im Osten, ganz fern, erscheint ein dunkelroter Streifen, schießt wie der Pfeil eines Giganten über den Himmel, nimmt jetzt die Gestalt eines immer breiter werdenden Bandes an, wechselt seine Farbe, ist jetzt gelblich und an seinen Rändern tief grün, wird heller und heller, färbt sich purpurrot, der Horizont scheint zu brennen. Auf einmal schießen viele Pfeile in den Raum, eine glühende Kugel wächst aus der Unendlichkeit: die Sonne. Ein neuer Tag wird geboren, und wir hier oben dem Geschehen ganz ganz nah. Ja, warum steigt man hinauf in die menschenfeindlichen Regionen?

Weit über uns ragt die Kuppe des Berges, wuchtet unberührter Schnee in das tiefe Blau des Himmels, immer gerade hinauf, bis es dann irgendwann nach langem, langem Kampf nicht mehr weitergeht, der winzige Mensch auf dem Thron der Götter steht, unter sich das weite Land, neben sich den Bergkameraden, nichts ist höher. Nur das Blau des Himmels über ihm. Das Herz wird weit, kein Platz für Niedrigkeit, nur das große Glück und die Weite. Warum steigen wir hinauf?

Ich schrecke auf. "Komm, wir müssen weiter", sagt Wolfgang, "immer weiter." Die Eisflanke wirft sich noch mehr auf, wir erreichen einen Felssporn, welcher in der eintönigen Eiswand steht, große Eiszapfen hängen von den Felsen, es ist brüchiges, gelbes Gestein, an seiner rechten Begrenzung zieht sich eine hundert Meter hohe Eisrinne empor, auf dem Eis dünner, von der Sonne aufgeweichter Schnee, eine eklige, gefährliche Angelegenheit.

Wir schlagen Stufen, immer drei Schläge mit dem Eisbeil, einmal rechts, einmal links und einmal von oben, die kleine Wanne, die so entsteht, muß Halt für den Fuß geben. Meter um Meter arbeiten wir uns höher, dann ist das Ende der Rinne erreicht, die Bergflanke legt sich etwas zurück, ist nicht mehr so ausgesetzt, der Blick gleitet nicht mehr so weit ins Bodenlose, wenn man zurückschaut. Es hilft uns aber nicht viel, daß die Steilheit gewichen ist, neue Tücken stellt der Berg uns entgegen, es ist der sogenannte Büßerschnee, der uns jetzt aufhält, das sind 30 bis 40 Zentimeter hohe Schneehütchen, die dicht beieinander stehen und so ein kaum zu überwindendes Hindernis bilden.

Es ist, als müßte man über eine gewaltige Reibe laufen. Die sonderbaren Schneegebilde entstehen durch die intensive Sonnenbestrahlung der großen Höhen. Sie tragen ihren Namen mit Recht, man büßt wirklich alle Sünden ab, das Seil verfängt sich hinter den Zacken und muß immer wieder losgerissen werden. Eine schwere Arbeit, wenn man sich selbst kaum noch voranbewegen kann, wenn jeder Atemzug Schmerzen bereitet, Schmerzen, die durch den ganzen Körper rasen, vom Kopf bis zu den Füßen.

Wir suchen unseren Weg, so gut es geht, durch dieses Gewirr höllischer Türmchen, die Steigeisen bleiben hängen; oh, diese verfluchten Eisnadeln! Heimtückische Fallen, sie verfangen sich unter dem Anorak, man wird zurückgerissen, stolpert, fällt hin, rafft sich wieder auf und geht weiter.

Vor uns tut sich ein weiter Sattel auf, er muß noch überwunden werden, dann stehen wir vor dem Gipfelaufschwung des Nordgipfels des Chimborasso. Die Sonne hat den Schnee jetzt so weit aufgetaut, daß er eine nasse, grundlose Masse bildet, man versinkt bis über die Knie im Schneeschlamm, oft bis an die Hüften. Alle Kraftreserven werden gesammelt, und dann der letzte Ansturm, der Gipfel: Der höchste Vulkan der Welt liegt unter uns.

Wir heften, getreu dem alten Bergsteigerbrauch, die Wimpel an unsere Eispickel und übergeben sie dem Ekuadorianer, in dessen Land wir als Gäste weilen; er hebt die Pickel hoch empor, die Farben Ekuadors, Deutschlands, Mindens und das Edelweiß des Alpenvereins stehen im tiefblauen Himmel, verweilen einen Moment, dann fährt die Spitze des Pickels in die weiße Firnhaube des Berges. Marco Cruz, der große Andenist, krönt den Chimborasso mit den Farben unserer Heimat und unserer Sektion.

Wieder im Abstieg, langsam tasten wir uns die steile Eisrinne hinab, der Abstieg ist schwieriger und gefährlicher als der Aufstieg; ich trete meine Steigeisen mit aller Wucht in die von der Sonne wieder zugeschmolzenen Reste unserer Stufen, dann ist das Seil zu Ende. 40 Meter über mir steht Marco Cruz, ich suche mir einen leidlichen Standplatz, mir ist nicht recht wohl bei diesem Abstieg über das steile und von der Sonne naß gewordene Eis, verklemme mich in einer engen Kluft zwischen Felsen und Eis, schlage den Pickel bis zur Haue in eine Schneeaufwehung, befestige mich noch zusätzlich mit einer Brustschlinge an dem Eispickel, der mich verankert.

Ich weiß auch nicht, warum ich so langwierige Vorbereitungen zur Sicherung treffe, aber mich überkommt eine plötzliche Angst, eine Ahnung, als ob irgend etwas passieren würde. Man bekommt, wenn man länger in die Berge geht, eine Art sechsten Sinn. Ich weiß nicht, was es ist, aber ich erwarte, daß etwas passiert, die Rinne ist verteufelt gefährlich.

Marco kann jetzt kommen, ich winke zu ihm hinauf; langsam, mit dem Pickel und den Steigeisen Halt suchend, steigt er zu mir herunter — 10 Meter — 15 Meter — 20 Meter — langsam ziehe ich das Seil ein, es darf keinen plötzlichen Ruck geben, der Kamerad würde aus dem Stand gerissen. Meter um Meter gleitet das sichernde Seil über meine Schultern, über die Brust, unter dem rechten Arm durch und wieder zum Kameraden. Marco ist jetzt an der steilsten und ausgesetztesten Stelle der Rinne, das Seil gleitet nur noch zentimeterweise — 10 Zentimeter — 20 Zentimeter — 30 Zentimeter — wieder versucht Marco mit dem Pickel Halt zu finden, will das rechte Steigeisen einsetzen, jetzt scheint er sicher zu stehen, gespannt starre ich zu ihm hinauf — da, mein Gott, was ist das? Der Fuß des Kameraden rutscht ab und der Körper löst sich vom Berg, die Arme schlagen in die Luft, mit stockt der Atem — der Ekuadorianer stürzt mit dem Kopf voran an mir vorbei, auf mich rast züngelnd eine feuerrote Schlange zu, das schlagende, vorbeirauschende Seil, ein stechender Schmerz in den Händen, die Haut springt auf, eine unsichtbare Hand reißt mich aus dem Stand, ich werde herumgeschleudert, schlage gegen einen Felsen, sehe Sterne, eine Stimme dröhnt in mir: festhalten, festhalten!

Es sind nur Bruchteile von Sekunden, sie scheinen aber sehr lange zu dauern; ich handle nur noch instinktiv, presse die Hände um das Seil, nochmals ein Ruck, ich sehe, wie sich die obere Hälfte des Eispickels wie ein Bogen biegt, dann versuche ich, mit den Füßen Halt zu finden und bemerke jetzt 20 Meter unter mit den Kameraden im Seil hängend. Ich rufe zu ihm hinunter, es scheint ihm nichts Ernstliches passiert zu sein; er

winkt zu mir herauf, versucht, sich ins Gleichgewicht zu bringen, findet Halt, schlägt Haken und Stufen ins Eis und sichert mich zu sich herab.

Ich stehe neben Marco, er schaut mich an, gibt mir seine Hand - danke!

Weiter geht der endlose Rückzug, nochmals zeigt sich der Berg als Gegner, wirft dichten Nebel ein, wir sehen nichts mehr, nichts mehr von Wolfgang und dem anderen Andenisten, die einige Seillängen vor uns sind; alles ist nur noch eine schreckliche, milchige Waschküche, aber Kompaß und Höhenmesser sind zuverlässige Instrumente, wir finden unseren Weg entlang der Eisbrüche, finden den Weg zurück ins Tal.

Nach diesen Erlebnissen wandten wir uns wieder den hohen Bergen zu. Die Bergkameraden Zillich, Maschke und Schmidt bestiegen den Illinitza, Dr. Schlüter und ich erkundeten inzwischen den Anmarschweg und die Besteigungsmöglichkeit des Tunguhrauers (5020 Meter), eines Vulkans, der sehr weit im Osten, damit also im Gebiet der Urwälder liegt und dessen Krater noch Rauch und Lava speit. Von den Kameraden erfuhren wir, daß die Besteigung des Illinitza durch schlechtes Wetter sehr erschwert war. Im übrigen steht dort eine kleine Hütte des Andenklubs, die einzige im gewaltigen Berggebiet von Ekuador.

Inzwischen waren die Erkundungen am Tunguhrauer so weit fortgeschritten, daß die Besteigung unternommen werden konnte. Die Entscheidung aber, ob dieser Berg noch bestiegen werden sollte, war nicht leicht, da die gesamte Expeditionsausrüstung fast unbrauchbar geworden war. Andererseits forderte der große Berg durch sein wunderschönes Aussehen zur Besteigung heraus. Wir sahen ihn zum erstenmal in den Abendstunden.

Den ganzen Tag über war das Wetter trüb, dann kam Wind auf, fegte den Himmel rein, und als wir zum Osten schauten, wuchtete ein sehr hoher Berg in den Abendhimmel: der Tunguhrauer. An seinen Flanken zogen sich die grünen Zungen des Urwalds empor, verloren sich in den unendlichen Strömen der Lava, welche wieder in endlos scheinenden Flanken zu dem eisgekrönten Gipfel emporzogen. Weiß und grün leuchteten die großen Eisbrüche, darüber die makellose Firnhaube der Schneegrate am Kraterrand. Wir standen und schauten, konnten kaum den Blick wenden. Jetzt lagen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf den Eisflächen, ließen Schnee und Eis rot erglühen, die Formen des Berges standen klar und rein, hoben sich gegen den tiefblauen Abendhimmel ab.

Wieder werden unsere Sachen auf Mulis verladen, wieder das anfeuernde Schreien der Treiber und wieder der endlose Anmarschweg, zu einem neuen Berg, zum Tunguhrauer, der Weg in ein neues Abenteuer. Es geht durch den Dschungel. Der Pfad wird immer steiler. Es ist wie schon so oft, wir sind vollkommen durchgeschwitzt und abgespannt.

Der unbekannte Berg

Singender Wind in den Steppengräsern, ein Nachtvogel klagt, Sterne über uns, ein Streichholz flammt auf, das Flämmchen leuchtet, frißt sich in gehäuftes trockenes Gras, erfaßt das darauf gelegte Holz und erhellt das Dach unseres Zeltes, beleuchtet die Gesichter der Kameraden. Harald, Peter und Fritz sind wieder zu uns gestoßen, ihr Unternehmen am Antisana war leider erfolglos; sie kämpfen einen schweren Kampf, verloren ihre Ausrüstung; Sturm und Regen machten sie unbrauchbar; schafften den Rückzug, verirrten sich in den großen Sümpfen, der eine riß den andern weiter, halfen sich gegenseitig und schlugen sich durch, erreichten die Ansiedlung, wurden von Harald abgeholt, trafen sich mit uns in Quito, um uns in die Ostkordillere zu begleiten, wo sie uns beim Aufbau des Lagers halfen. Morgen werden sie wieder nach Quito fahren, ihre Ausrüstung muß ausgebessert und instand gesetzt werden. Das Feuer wird größer, erleuchtet die abgespannten Gesichter der Kameraden — der Wind singt in den trockenen Gräsern . . .

Er singt vom weiten Land der Pampa, von Gauchos auf eilenden Pferden, von streifenden Indianern, singt vom einsamen Land, von großen Seen, von mächtigen Felsbergen, singt von langen Märschen, von klingenden, in Fels getriebenen Haken, von Spuren auf unbestiegenen Gipfeln, er singt Wolfgangs und Haralds Namen, ich bin allein, liege krank im Zelt, Fieber im Körper, mein Bein ist geschwollen, und ich kann nicht mehr gehen; ich lausche dem Singen des Windes in den trockenen Gräsern. Die Zeit vergeht, ich werde unruhig, denke an die Kameraden, der Wind singt, will mir scheinen, jetzt sorgenvoller, der Mond steht am Himmel. Das Klagen des Windes im trockenen Grase, ich bin allein; was mag passiert sein? Die Gefährten sind noch nicht zurück. Und was klagt der Wind? Vielleicht gestürzt, hilflos die Kameraden, was soll ich machen — kann nur warten; die Zeit vergeht, und die Gräser rauschen. Doch plötzlich ertönen Stimmen im Dunkel der Nacht, zwei Gestalten erscheinen im Zwielicht, Wolfgang und Harald mit leuchtenden Augen. Seile, Hämmer und Haken fallen zur Erde. Wir haben ihn, den hohen Berg, den vor uns niemand betreten!

Wieder hüllen uns Wolken ein, wieder Sturm und Regen, wir entschließen uns zum Abbruch des Lagers, noch eine Nacht, noch einmal als Geschenk der Natur reißen die Wolken auf, steht klar und vom Neuschnee bedeckt die Gestalt des eben bezwungenen Berges, vereinzelte Nebelfetzen an seinen Flanken, sein spitzes Haupt ragt hoch in das Blau des Himmels, und wir nennen den Berg "Cima Minden Westfalica".

Ausklang

Nachdem das Lager in den Ostkordilleren abgebrochen war, verlegten wir das Hauptlager mit dem gesamten Gepäck nach Rio-Bamba, einer kleinen Ortschaft weit im Süden des Landes. Rio-Bamba wird mit Bussen erreicht, die über die Pan-Americana zum Süden zur Grenze Ekuador—Peru fahren. Es passierte immer wieder, daß die Busse von bewaffneten Zivilisten und Soldaten angehalten und durchsucht wurden. Diese Maßnahmen hingen mit den Grenzstreitigkeiten und -übergriffen zusammen. In den Grenzgebieten waren große Mengen Militär zusammengezogen worden.

Das Stoppen der Busse war aber nicht das einzig Aufregende während der Reise auf der "Traumstraße der Welt" (Pan-Americana). Es passierte immer wieder, daß der Fahrer des Busses ein Wettrennen mit einem zu überholenden Lkw veranstaltete. Da die Straße sehr eng und kurvenreich war, blieb uns während dieser Raserei oft das Herz fast stehen, der Bus raste mit großer Geschwindigkeit nur wenige Zentimeter am Abgrund vorbei. Zwei Tage später hörten wir, daß der gleiche Bus, mit dem wir gekommen waren, abgestürzt sei.

Nachdem in Rio-Bamba das Expeditionsgepäck wieder einigermaßen instand gesetzt worden war, suchten wir westlich Rio-Bambas ein Hügelland auf, in dem es Überreste alter Inkakulturen geben sollte. Wir hatten Glück und fanden in diesem Gebiet einige wunderschön erhaltene Statuen: einen riesigen Fisch, ein Standbild des Sonnengottes, und einige Säulen.

Man möchte am liebsten nicht mehr weitergehen, einfach nur hinwerfen, an nichts mehr denken. Aber im Herzen ist etwas, man kann es nicht beschreiben, das Gefühl: jetzt bist du wieder drin, mitten im Abenteuer Berg. Und irgendwo in den Wälder steht der großartige Gipfel. Seine Eisflanken schimmerten weiß und und grün, als er vor Tagen zu uns herüberschaute. Jetzt weiß ich ganz genau, was uns die Anstrengungen ertragen läßt. Wir sahen den Tunguhrauer, sahen weißen Schnee im blauen Himmel, sahen die Rauchfahne des Kraters sich im Blau verlieren.

Es wird Nacht, Zeit zum Biwak. Eine kleine Lichtung nimmt uns auf. Die Tiere werden entladen. Ein Feuer flackert auf, das Essen wird bereitet. Dann wickelt sich jeder in seinen Schlafsack.

Am anderen Morgen. Es ist kalt; jetzt Feuer machen und Kaffee kochen. Die Tiere werden wieder beladen, es geht weiter. Am Nachmittag lichtet sich der Wald, bleibt schließlich ganz hinter uns zurück. Die Mulis gehen nicht weiter. Wir schleppen jetzt unsere Ausrüstung selber. Es werden Stunden der Qual. Als es wieder Nacht wird, biwakieren wir 100 Meter unter der Schneegrenze.

Das Wetter ist schön, es ist nur kalt. Ich kann nicht schlafen, ist es die dünne Luft — oder sind es die Gedanken an die nächsten Stunden? Ich weiß nicht, was mich wachhält. Über uns steht der südliche Sternenhimmel. Die Stunden schleichen dahin. Es ist Mitternacht. Das Kreuz des Südens steht jetzt genau über dem Gipfel. Das ist unsere Zeit. Wir brechen auf, stolpern los. Die gefrorene Lava knirscht unter den Bergschuhen. Aber bald kommt das Eis. Die Steigeisen werden angelegt. Die Eisflächen sind 50 Grad geneigt, das ist sehr steiles Eis. Aber, kurz und gut, nach wirklich hartem Kampf in Lava und Eis wehen am 5. Februar 1967 unsere Wimpel hoch über den Urwäldern am Krater des feuerspeienden Berges.

Anschließend begaben wir uns zurück nach Quito, um die Abreise vorzubereiten.

Harald Schmidt fuhr mit dem Gepäck auf dem Seeweg nach Hamburg. Wir andern folgten mit dem Flugzeug über Mittel- und Nordamerika.



Wandern und Wege im Gebirge

HANS KINZL

Bergsteigen und Wandern

Wie in allen Bereichen unseres Daseins hat sich auch im Alpinismus während der letzten Jahrzehnte ein großer Umbruch vollzogen. Einerseits zieht jetzt das Gebirge breiteste Volksschichten an, wie die steigenden Mitgliederzahlen der alpinen Vereine zeigen, andererseits hat sich das Bergsteigen zu einer ungeahnten technischen Vollendung entwickelt. Es gibt für die jungen Vertreter des VI. Grades keinen Gipfel mehr, der für sie unersteigbar wäre, und keine Wand, die sie nicht durchklettern könnten. Dank ihrem großen Können und ihrer vollkommenen Ausrüstung haben sie auch den "Dritten Pol" bezwungen, wie man die 14 Achttausender der Erde genannt hat.

Damit ist im Bergsteigen in unserem Jahrhundert auch im übertragenen Sinne ein Höhepunkt erreicht worden, der einmalig und nicht wiederholbar ist. Man kann ja kaum hoffen, daß der Mond einmal neue bergsteigerische Hochziele bieten wird, zumal da es auf ihm offenbar die Gipfel von 10.000 Meter Höhe doch nicht gibt, die man erwartet hatte. Viele aus der Gilde der "Sechsgradigen" sind enttäuscht darüber, daß es für ihren Tatendrang keine grundlegenden neuen Aufgaben mehr gibt, und von einer hohen vereinsamtlichen Stelle wurde sogar vom "Ende einer Epoche im Bergsteigen" gesprochen. Das alles hat eine gewisse Berechtigung, wenn man nur an unerstiegene Gipfel in in- und ausländischen Gebirgen denkt. In dieser Hinsicht ist auch der Wettstreit der Nationen um die Weltberge im wesentlichen abgeschlossen. Deshalb ist freilich das Bergsteigen selbst nicht entwertet, im Gegenteil, es wird vielleicht, frei von jeder ihm wesensfremden Geltungssucht, noch mehr um seiner selbst willen betrieben werden können. Nach wie vor wird für einen erlebnisfähigen Bergsteiger ein Gipfel mehr sein als der höchste Punkt des Geländes, und dessen erste Ersteigung für den Bergsteiger subjektiv auch weiterhin eine wirkliche "Erstbesteigung". Dies gilt sogar auch im objektiven Sinn, ist doch ein Berg je nach Jahreszeit, Wind und Wetter immer anders. So gesehen, ist das Bergsteigen überhaupt zeitlos.

Geblendet von den kühnen, ja oft heldenhaften Taten der "extremen" Bergsteiger und von ihren früher für unmöglich gehaltenen Erfolgen, hat man vielfach übersehen, daß es ungleich mehr Menschen gibt, die im Gebirge Freude und Erholung suchen, ohne Kletterer oder Eisgeher schärferer Richtung zu sein. Es sind die nicht weniger begeisterten Wanderer, die sich angesichts der sportlichen Leistungen der Extremen in einer nicht angebrachten Bescheidenheit selbst käum Bergsteiger zu nennen wagen und die von vielen Vertretern des VI. Grades auch nicht als solche gewertet werden. Derartige Auffassungen sind unrichtig. Jeder, der auf die Berge um ihrer selbst willen steigt, ist ein Bergsteiger, gleichgültig, ob er dies aus sportlichen, landschaftlichen oder wissenschaftlichen Gründen tut. Alle miteinander verbindet das seelische Erleben des Hochgebirges, das man auch dem reinen Sportkletterer nicht absprechen darf, ebenso wie sich ja umgekehrt auch der Bergwanderer sehr wohl körperlich und geistig unter den harten Bedingungen des Hochgebirges bewähren muß; ja es fehlt ihm auch durchaus nicht an sportlichem Ehrgeiz, nur daß er nicht auf die Schwierigkeiten von Gipfeln und Wänden, sondern auf die landschaftlichen Eindrücke und allenfalls auf die Länge seiner Wege gerichtet ist.

Jeder aufmerksame Leser unserer alpinen Zeitschriften wird beobachtet haben, daß sich bei dem hier angedeuteten Gegensatz zwischen Sportkletterern und Bergwanderern die Standpunkte stark angenähert haben. Es gibt ja schließlich auch alle Übergänge zwischen den beiden Gruppen. Das Bergwandern wird im übrigen jetzt wesentlich höher eingeschätzt als früher. Überraschend ist dabei, daß diese Aufwertung gerade aus dem Lager der Extremen kommt.

So schreibt T. Hiebeler in einem Leitartikel für das dem Bergwandern gewidmete Heft der von ihm geleiteten Zeitschrift "Alpinismus", Mai 1964: "Menschen, die zu Berge steigen, ohne sich an senkrechten Felswänden oder an jähen Eisflanken zu versuchen, sondern schon Freude empfinden am Durchschreiten des Waldes, am Gipfel, der auf einem Weg zu erreichen ist, sind, wenn sie dies aus dem Bedürfnis ihres Herzens tun, Bergsteiger im wahrsten Sinne des Wortes... Wandern ist der Ursprung des Bergsteigens, also ist Bergsteigen Wandern." Im gleichen Heft nennt F. Moravec das Bergwandern die Grundform des Bergsteigens. Von der anderen Seite her ordnet im gleichen Heft der Altvorsitzende des DAV und Bergphilosoph A. Jennewein das Bergsteigen dem Wandern ein: "Das Bergsteigen gliedert sich ein in die große Wanderbewegung unserer Zeit... Die Zuordnung des Bergsteigens zu dieser weltweiten Bewegung ist nicht etwa eine Abwertung unseres Tuns in den Bergen, sie entspricht vielmehr einer Anerkennung auf höherer Ebene im Rahmen einer großen Gemeinschaft."

Zu dieser Würdigung der Bergwanderer kommt nun auch deren eigenes Bekenntnis. Bei einer aufschlußreichen und nachahmenswerten statistischen Untersuchung, die der DAV bei 3000 zufällig ausgewählten Mitgliedern vornehmen ließ, bezeichneten sich 70 Prozent als Bergwanderer und nur 30 Prozent als Bergsteiger im engeren Sinn (bis zum Schwierigkeitsgrad IV), davon bekannten sich nur 2 Prozent als extreme Kletterer. Die Aufgabe des Alpenvereins sahen 31 Prozent im Bau und in der Betreuung der Schutzhütten, 24 Prozent im Bau und in der Instandhaltung von Wegen und Markierungen. Natürlich darf man das Ergebnis dieser Statistik trotz aller wissenschaftlichen Sorgfalt, mit der sie durchgeführt wurde, nicht ohne weiteres auf den OeAV oder auf andere alpine Vereine übertragen. In jedem Fall ist es aber sehr aufschlußreich und entspricht auch der allgemeinen Vorstellung.

Angesichts der rasch fortschreitenden Motorisierung des ganzen Verkehrswesens liest man gelegentlich vom "letzten Wanderer" oder vom "letzten Zu-Fuß-Ausflügler", womit wohl auch die Meinung verbunden ist, die Öffentlichkeit brauche sich auch um die besonderen Wünsche solch rückständiger Leute nicht zu kümmern. Die Wirklichkeit ist aber anders. Das Bergwandern wird in den kommenden Jahren eher noch wichtiger und beliebter werden. Dafür sprechen verschiedene Umstände, so die allgemeine Bevölkerungsvermehrung, die steigende Verstädterung, das höhere Einkommen der breiten Volksschichten und die vermehrte Freizeit. Ja auch die Motorisierung selbst ist hier zu nennen, weil das Gebirge durch einen eigenen Wagen viel rascher und leichter erreichbar geworden ist (63 Prozent der Mitglieder des DAV haben nach der vorhin erwähnten Statistik einen eigenen Wagen). Noch mehr als bisher werden die Alpen das größte Erholungsgebiet für ganz Europa werden und das Bergwandern die wertvollste Form dieser Erholung. Dies zu begründen, wäre nicht schwierig, liegt aber nicht in der Absicht dieser Abhandlung. Vielmehr wollen wir uns jetzt den Wegen zuwenden, die dem Bergwanderer dienen.

Die Alpenvereinswege

Das Bergwandern setzt Wege im Gebirge voraus, die gut gekennzeichnet und gefahrlos begehbar sind. Freilich sollen ihre Benützer gute Geher sein, gute Schuhe tragen und mit Kälte- und Regenschutz versehen sein, muß man doch im Gebirge immer mit plötzlichen Wetterstürzen rechnen. Neben einem kleinen Mundvorrat viele Lebensmittel mitzuschleppen, ist aber heute wegen der vielen Gasthäuser und Schutzhütten nicht mehr nötig.

In den Ostalpen alpine Wanderwege geschaffen zu haben, ist ein besonderes Verdienst des alten Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und seiner Nachfolgevereine. Diese Wege werden hier ohne weitere Unterscheidung "Alpenvereinswege" genannt. Auch andere Bergsteiger- und Wandervereine haben Wege im Gebirge angelegt, insbesondere der Osterreichische Touristenklub und der Touristenverein "Die Naturfreunde".

Wege sind das erste Mittel zur Erschließung des Gebirges, sie sind auch, abgesehen vom neuen Zeitalter der Hubschrauber, die notwendige Voraussetzung für den Bau von Schutzhütten. Tatsächlich wurde der Bau von Wegen durch den Oesterreichischen Alpenverein schon in den ersten Jahren nach seiner 1862 erfolgten Gründung gefördert. Er unterstützte auch den Kuraten von Vent, Franz Senn, bei seinen Wegbauten im inneren Otztal. Daß dies nicht im erhofften Maß geschah, war mit ein Grund dafür, daß über Betreiben von Franz Senn 1869 der Deutsche Alpenverein in München gegründet wurde. Erst auf einem Umweg entstand so im Jahre 1874 der gesamtdeutsche und zwischenstaatliche Deutsche und Oesterreichische Alpenverein.

Bei der nun folgenden stürmischen Erschließung der Ostalpen ging auch der Bau von Gebirgswegen rasch voran. Zunächst konnte sich der Alpenverein die alten Almwege und Paßübergänge für den Bergsteigerverkehr nutzbar machen, wobei es genügte, sie zu verbessern und zu markieren. Über die Talstufen und Trogwände der inneren Täler mußten freilich die Zugänge zu den Schutzhütten in die Felsen gesprengt werden.

Durch die Notwendigkeit, auch die inzwischen erbauten Schutzhütten miteinander zu verbinden, wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts in vielen Gebirgsgruppen eigene Höhenwege angelegt. Den Anfang machte man damit in den Allgäuer und Lechtaler Alpen. Später entstanden derartige Höhenwege auch in den Zentralalpen, so der St. Pöltener Weg auf der Nordseite und der Wiener Weg auf der Südseite der Hohen Tauern. In einzelnen Tälern haben Alpenvereinssektionen sogar Fahrstraßen gebaut, wie die Sektionen Austria und Meran die Straße nach Sulden und die Sektion Klagenfurt die Straße von Heiligenblut zum Glocknerhaus.

Am anderen Ende der Reihe stehen bei den Alpenvereinswegen die vor dem ersten Weltkrieg angelegten Klettersteige, wie der Klettersteig am Montasch, der aber im ersten Weltkrieg wieder zerstört wurde, oder der Pößneckerweg in der Sellagruppe, der noch jetzt besteht. Neue Klettersteige wurden in der letzten Zeit vor allem durch den Club Alpino Italiano in der Provinz Trient geschaffen, die überhaupt das Kerngebiet dieser eisenbewaffneten "Vie ferrate" ist. Der Alpenverein hat nach dem ersten Weltkrieg entsprechend den Tölzer Richtlinien solche Klettersteige abgelehnt, was wohl auch dem grundsätzlichen Wandel im Bergsteigen entsprach.

Bei der Durchsicht der Vereinsnachrichten könnte man den Eindruck gewinnen, daß die Alpenvereinswege in der Betreuung allzu stark hinter den Schutzhütten zurückstehen. Notwendigerweise verlangen diese ja erheblich größere Geldmittel für Bau und Erhaltung. Dazu kommt, daß die Wege vielfach in freiwilligem und kostenlosem Arbeitseinsatz ausgebessert und markiert werden. Auf jeden Fall sind aber die Aufwendungen für die Wege bedeutend. Allein vom Oesterreichischen Alpenverein wurden in den Jahren 1950 bis 1967 insgesamt 19.400 Kilometer baulich instand gesetzt und 45.000 Kilometer nach- oder neu markiert. Dafür wurden außer den geleisteten Arbeitsschichten rund 7 Millionen Schilling ausgegeben. Die angegebene Weglänge von insgesamt 64.400 Kilometern ist in Wirklichkeit natürlich nicht vorhanden. Es handelt sich ja dabei teilweise um die gleichen Strecken, die wegen der zerstörenden Einflüsse von Wind und Wetter innerhalb weniger Jahre immer wieder hergerichtet werden mußten. Trotzdem bekommt man so eine gewisse Vorstellung von der gewaltigen Länge der Wege des Oesterreichischen Alpenvereins. Dazu kommen nun aber noch die vom DAV in unserem gemeinsamen ostalpinen Arbeitsgebiet angelegten Wege.

Daß der OeAV die Wege neben der Jugend zum Gegenstand seines Schwerpunktprogramms für 1969 gemacht hat, ist nach dem Gesagten wohl zu verstehen. Schon die kartographische Erfassung der Wege wird dabei viel Arbeit erfordern, die aber für die weitere Planung notwendig ist. Angesichts des Aufschwunges im Wanderwesen haben ja die Alpenvereinswege eine neue Bedeutung erlangt; denn sie dienen nicht nur dazu, den Bergsteigern schärferer Richtung den Zugang zu den Gletschern und Gipfeln zu erleichtern, sondern sie haben als alpines Wanderwegenetz auch Eigenwert. Gerade dadurch sind die Ostalpen zu einem Paradies für die Bergwanderer geworden wie kein anderes Gebirge der Erde. Der Alpenverein hat mit seinen Wegen eine Aufgabe erfüllt, für die anderwärts eigene Vereine ins Leben gerufen wurden. Es ist deshalb auch kein Zufall, wenn im Ostalpenlande Usterreich keine Wanderorganisation von der Größe unserer alpinen Vereine besteht. Wenn nun mit einem Schlag von allen möglichen amtlichen und nichtamtlichen Stellen Weitwanderwege im Gebirge gefordert werden und wenn diese geradezu in Mode gekommen sind: das Netz der Alpenvereinswege nimmt diese Wünsche schon vorweg. Es braucht dafür kaum mehr als eine einheitliche Markierung. Es braucht auch nicht eine zusätzliche "zweite" Erschließung des hochalpinen Geländes, nach der gerufen wurde.

Es ist eigenartig, daß man bei uns diese Möglichkeit der Schaffung von Weitwanderwegen nicht beachtet hat, obwohl schon längst diesbezügliche Vorschläge vorliegen. Dies gilt insbesondere für den Plan von E. Benesch (in der Zeitschrift "Der Bergsteiger", 1932), der damit unserer Zeit weit voraus war. Er stellte eine Wanderung von Wien über die Zentralalpen bis nach Liechtenstein zusammen, für die er 60 Tage rechnete, bei einer täglichen mittleren Gehzeit von 6½ Stunden. Die Übernachtung wäre dabei ausnahmslos in Alpenvereinshütten und in einigen Hütten des OTK möglich. Ein ähnlicher Weg durch die Nördlichen Kalkalpen von Wien bis zum Bodensee würde 50 Tage dauern.

Mehrfach wurde auf die Möglichkeit der Errichtung großer Weitwanderwege auch in den Hauptversammlungen des OeAV hingewiesen, abgesehen von einer diesbezüglichen Darlegung im Jahrbuch des OeAV 1961. Zur Ausführung solcher Pläne ist es aber im OeAV auf Gesamtvereinsebene bisher noch nicht gekommen.



Wohl aber sind inzwischen einige Sektionen des OeAV mit dem Sitz nördlich der Donau zur Tat geschritten und haben, allerdings im Mittelgebirge außerhalb der Alpen, schöne Weitwanderwege geschaffen, die von Wanderern aus dem In- und Ausland schon viel begangen werden. An erster Stelle ist hier der Nordwaldkammweg im nördlichen

Mühlviertel zu nennen, errichtet durch die Sektionen Freistadt, Rohrbach, Waldviertel (Gmünd) und die Ortsgruppe Leonfelden der Sektion Linz. Er beginnt an der Dreiländerecke am Dreisesselberg und führt in einer Länge von 140 Kilometern zum Nebelstein und Mandlstein bei Gmünd. Dort schließt der Kamptal-Seenweg der Sektion Horn des OeAV an, der vom Nebelstein bis Rosenburg am Kamp führt. Er ist 100 Kilometer lang.

Einen Weitwanderweg vom Nebelstein bis zur Wachau, der später in die Steiermark fortgesetzt werden soll, plant der Niederösterreichische Sektionenverband des OeAV, der überhaupt in der Schaffung solcher Wege eine große Aufgabe sieht (siehe Stefan Schwartz, "In Fels und Firn", 1968, Folge 2). In den österreichischen Alpen sind schon jetzt folgende Weitwanderwege angelegt und einheitlich bezeichnet worden: Der Vorarlberger Weitwanderweg vom Rheintal bis zum Arlberg, ein ausgesprochener Höhenweg, durchschnittlich 2000 Meter über dem Meere (siehe "Bergfreund", Juli/August 1968), ferner der Karawankenweg der Sektion Klagenfurt von Feistritz im Rosental bis Bleiburg. Kürzere Höhenwege, aber immerhin bis 20 Kilometer lang, gibt es in größerer Zahl.

Für eine Durchquerung der Schobergruppe haben die beteiligten Sektionen Holland, Elberfeld, Lienz und Wiener Lehrer die "Schobernadel" gestiftet. Der Zweig Bad Gastein des OeAV ist sehr erfolgreich mit seiner vierstufigen Wandernadel. Durch den Verkauf des dazugehörigen Wanderbüchleins (1968 schon gegen 7000 Stück) flossen dem Zweig erhebliche Mittel zur Erhaltung seiner 100 Kilometer Wege zu.

Vorschläge und Anleitungen für weite Wanderungen in den Ostalpen werden in steigender Zahl in den alpinen Zeitschriften veröffentlicht. So beschreibt der "Bergkamerad" im Jahrgang 1968 einen Höhenweg durch die Nördlichen Kalkalpen vom Bodensee bis Wien. Eine Wanderung von der Enns bis zum Attersee, die zehn Tage erfordert, schildert Sepp Wallner (Mitteilungen des OeAV 1968, Heft 5/6).

Die neuesten Pläne für Weitwanderwege stammen von E. Herrmann (siehe Jahrbuch des OeAV 1968). Er schlägt folgende vor:

- I. Vom Ennstal bis zur Schweizer Grenze, Ausgangspunkt Haus bei Schladming, Endpunkt Feldkirch in Vorarlberg.
- II. Nördliche Kalkalpen vom Bregenzerwald bis zum Kaisergebirge.
- III. Südliche Kalkalpen: Lienzer Dolomiten-Karnische Alpen-Karawanken.

Auf Grund aller dieser Tatsachen und bewußt zurückgreifend auf die Vorschläge von E. Benesch aus dem Jahre 1932, möchte der Verfasser die Errichtung von drei Weitwanderwegen durch die ganzen österreichischen Alpen anregen:

- 1. Von Wien längs der Zentralalpen bis zur Grenze von Liechtenstein;
- Von Wien längs der Nördlichen Kalkalpen bis zum Bodensee;
- 3. Nordsüdweg vom Nebelstein im Waldviertel bis zur Südgrenze der Steiermark.

Selbstverständlich müßten solche Wanderungen nicht in einem Zug oder in einem einzigen Jahre gemacht werden. Als Beispiel sei auf die nachfolgende Schilderung des Slowenischen Alpenweges hingewiesen.

Unter den günstigen Voraussetzungen für ostalpine Weitwanderwege dürfen auch die Alpenvereinskarten genannt werden, auf denen die wichtigsten Gebirgsgruppen mit größter Genauigkeit dargestellt sind. Dazu kommen für viele Gebiete auch die dem neuesten Stand entsprechenden "Alpenvereinsführer". Leider ist der gerade für Bergwanderer gedachte sechsbändige Führer von J. Moriggl "Von Hütte zu Hütte" längst vergriffen und nach dem zweiten Weltkrieg nicht mehr neu aufgelegt worden.

Vielleicht ist es gut, hier von vornherein einigen Einwänden zu entgegnen, die sich gegen die Weitwanderwege vom Standpunkt des Schutzes des alpinen Odlandes erheben könnten. Dazu sei festgestellt, daß ja überhaupt keine eigenen Wege durch bisher unberührtes Odland gebaut werden müßten. An zweiter Stelle sei darauf hingewiesen, daß in der Landschaft kaum etwas so wenig stört wie ein schmaler Fußpfad und der auf ihm dahinziehende Mensch. Die Weitwanderer werden wohl nirgendwo gehäuft auftreten. Auch auf den Schutzhütten werden sie eher stille Gäste sein. Wie man schon beobachtet

hat, verteilt sich durch die Wanderer die Anforderung an die Schutzhütten für Unterkunft und Verpflegung mehr über die ganze Woche, was sehr willkommen ist. Unsere Schutzhütten sind ja nur vor Sonn- und Feiertagen überbelegt, haben aber sonst meist reichlich Platz.

Die zweite Anregung des Verfassers zielt auf ein Alpenvereins-Wanderehrenzeichen. Wir vergeben Ehrenzeichen für langjährige Bergtreue und Vereinszugehörigkeit. Setzen wir neben diese Ehrenzeichen der Zeit solche des Raumes, mit denen wir die Bergkenntnis des Wanderers belohnen, die er sich ohne Zweifel auf den Weitwanderwegen erworben hat.

Um den ganzen Fragenkreis der Weitwanderwege besser beurteilen zu können, soll nun im Anschluß kurz geschildert werden, wie es um Wandern und Wege sonst in den Alpen und in außeralpinen Gebirgen bestellt ist.

Durchgehende Höhenwege in den Dolomiten

Südtirol gehörte bis zum ersten Weltkrieg zu den schönsten Arbeitsgebieten des DuOeAV, der dort viele Schutzhütten und Bergwege schuf. Dadurch ist das ganze Land bis zur Sprachgrenze bestens erschlossen worden, eine Aufgabe, die nun der Alpenverein Südtirol in vorbildlicher Weise weiterführt. In den Jahren 1946 bis 1968 hat dieser 12.000 Mitglieder zählende Verein 7000 Kilometer Wege neu und 2000 Kilometer nachmarkiert. Auch der Club Alpino Italiano hat besonders in der Provinz Trient im Gebirgswegebau viel geleistet.

Als durchgehender Höhenweg ist erst kürzlich die Alta Via delle Dolomiti 1 errichtet worden, die die schönsten Teile dieses unvergleichlichen Gebirges vom Pustertal bis nach Belluno quert. Dieser 150 Kilometer lange Weg für Wanderer und Kletterer ist mit einem blauen Dreiecksfeld und der Ziffer 1 einheitlich markiert. Daneben hat jeder Abschnitt allerdings noch eine besondere Nummer. Im Verlag Heering, München, ist ein eigener Wanderführer darüber erschienen. (Siehe T. Hiebeler im "Alpinismus", Februar 1966.) Das Fremdenverkehrsamt und die Sektion Belluno des Club Alpino Italiano haben 1966 für die Begeher des ganzen Weges ein Erinnerungsabzeichen gestiftet, das im Sommer 1967 schon 186 Bergsteiger aus acht Nationen erworben haben.

Ein zweiter Höhenweg durch die Dolomiten ist zwischen Brixen und Feltre geplant.

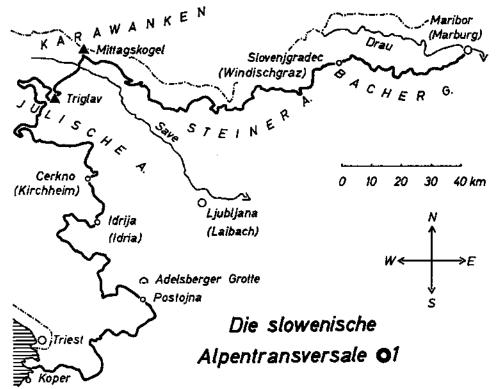
Weniger hochalpin, aber landschaftlich nicht minder reizvoll ist der Rundweg um den Gardasee, der im Westen die Monte-Caplone-Gruppe, im Osten die Monte-Baldo-Gruppe durchzieht. Er ist fast durchwegs gefahrlos und gut markiert. Auch die eingeschalteten Gipfel sind leicht zu besteigen. Die ganze Wanderung verlangt sieben bis neun Tage. Ein kleiner Führer dazu findet sich in der Zeitschrift "Alpinismus", September 1968.

Die Slowenische Alpentransversale

An ihrem Südostende erheben sich die Alpen mit den Julischen Alpen und den Karawanken noch einmal zu großartigen Gipfeln, die von eindrucksvollen Tälern umschlossen
sind. Hier hat der Slowenische Bergverein mit der Alpentransversale einen Weitwanderweg geschaffen, der mit Recht berühmt und in mancher Hinsicht beispielgebend wurde.
Er geht auf eine Anregung von Ivan Sumljak aus dem Jahre 1951 zurück, die binnen
zwei Jahren verwirklicht wurde (siehe H. Sattek im "Alpinismus", Oktober 1963; und
I. Sumljak, De Berggids, Mai 1960). Die Transversale beginnt in Marburg an der Drau
und führt in einer Länge von fast 1000 Kilometern über Bacher Gebirge, Steiner Alpen,
Karawanken, Julische Alpen und Karst nach Koper an der Adria. Sie folgt dabei in ihren
alpinen Teilen den alten Alpenvereinswegen aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Der
ganze Pfad ist durch einen roten Kreis mit weißem Mittelpunkt und der danebenstehen-

den Ziffer 1 markiert. Er ist unschwierig und an ausgesetzten Stellen gesichert. In Abständen von zwei bis fünf Gehstunden trifft man auf Schutzhütten.

Wer die ganze Strecke abwandert, erhält vom Slowenischen Bergverein ein Erinnerungsabzeichen. Als Nachweis dienen die Prüfstempel, die in ein kleines Tagebuch eingedrückt werden müssen, von dem derzeit über 12.000 Stück im Umlauf sind. Dazu sind 70 Kontrollpunkte eingerichtet worden. Als solche dienen in der Hauptsache die Schutzhütten, teilweise auch die Gipfel. Es ist nicht notwendig, die ganze Wanderung, die ungefähr 40 Tage erfordert, in einem Zuge zu machen, man kann sie auch auf mehrere Jahre verteilen oder in verschiedenen Jahreszeiten unternehmen. Am besten eignet sich allerdings der Sommer. Es gibt einen eigenen "Führer für die Transversale" in slowenischer Sprache, der wegen der starken Nachfrage immer wieder neu aufgelegt werden muß. Nach freundlicher Mitteilung vom Slowenischen Bergverein hatten bis zum April



1968 schon 960 Wanderer die Alpentransversale in ihrer ganzen Länge begangen, darunter auch mehrere Alpenvereinsmitglieder.

Die Alpentransversale wurde in neuerer Zeit durch den "Ausgedehnten Weg" ergänzt, der Berggipfel im Mittelgebirge, aber auch das Hügelland berührt. Er ist im Gelände nicht besonders gekennzeichnet. Es sind hier nur 17 Pflichtpunkte und 20 Punkte nach freier Wahl aus einem Verzeichnis von 44 vorgeschrieben. Der Wanderer ist hier völlig frei in der Zeit und in der Reihenfolge der Wegstrecken. Einige Punkte in Grenznähe können allerdings ohne besondere Bewilligung nur am Wochenende aufgesucht werden. Als Nachweis dienen auch hier die mit dem Datum versehenen Prüfstempel im Tagebuch des Wanderers oder in einem eigenen Heft, wobei nur zu beachten ist, daß alle Stempel an einer Stelle beisammen sind.

Zusammen mit der Alpentransversale, die als Voraussetzung gilt, bildet der "Ausgedehnte Weg" den "Slowenischen Alpenweg". Für dessen vollständige Begehung verleiht

der Slowenische Bergverein ein Ehrenzeichen, das bisher schon mehrmals vergeben werden konnte.

Es ist kein Zweifel, daß mit der Einrichtung des "Slowenischen Alpenweges" ein großer Anreiz für das Bergwandern geschaffen wurde. Lobenswert ist die freie Form, in der die Wanderungen, fern von jedem Rummel, durchgeführt werden können, die einerseits durch großartige Hochgebirgslandschaften führen, andererseits auch viele durch Geschichte und Kunstdenkmäler bemerkenswerte Punkte der Kulturlandschaft berühren.

Weitwanderwege in den Westalpen

Zum weitverzweigten Netz der Alpenvereinswege in den Ostalpen gibt es in den Westalpen kein Gegenstück. Das hängt in erster Linie mit der großen Höhe des Gebirges, zum Teil aber auch mit der Organisation des Bergsteigens zusammen. Der Schweizer Alpenclub (SAC) und der Französische Alpenclub sind strenger bergsteigerisch eingestellt als der Deutsche Alpenverein und der Oesterreichische Alpenverein. Die Schutzhütten in den Westalpen sind vorwiegend Stützpunkte für die Besteigung bestimmter großer Gipfel, besonders der Viertausender. Sie liegen daher selbst schon ziemlich hoch, und die zu ihnen führenden Zugänge sind nicht so leicht begehbar wie die Alpenvereinswege in den Ostalpen. Sie sind auch untereinander nicht so eng zu einem Wegenetz verbunden. Der Haushalt des Gesamtklubs weist beim SAC keine eigenen Mittel für den Bau und die Erhaltung der Wege aus. Diese Aufgabe liegt bei den Sektionen, die natürlich in erster Linie die Wege zu ihren Hütten betreuen. Immerhin stand aber auch beim SAC in den ersten Jahren seiner Geschichte der Bau von Wegen vor dem der Hütten. Schon im Jahre 1863 wurde im Tödigebiet ein Bergweg gebaut, dem andere folgten. Bald traten aber die Aufwendungen für die Wege hinter dem Hüttenbau zurück. Wie H. Dübi in seiner Geschichte des SAC bemerkt, wurden die Wege erst gegen die Jahrhundertwende wieder mehr beachtet, besonders im nordöstlichen Graubünden, "wo die Rivalität des DuOeAV anreizend wirkte".

Man muß in diesem Zusammenhang auch berücksichtigen, daß rein zahlenmäßig der SAC vergleichsweise klein ist. Seine rund 50.000 Mitglieder machen knapp ein Prozent der Bevölkerung der Schweiz aus. Im Vergleich dazu dürfte der OeAV nur rund 70.000 Mitglieder haben, anstatt fast dreimal soviel.

Immerhin gibt es auch in der Schweiz viele Wege im Gebirge, die auch von einem Wanderer begangen werden können, wenn auch bei Gletscherquerungen selbstverständlich Seil und Pickel nötig sind. An erster Stelle sei hier der 80 Kilometer lange Rundweg um das Matterhorn genannt, mit den Hauptpunkten Zermatt im Norden und Breuil im Süden; er führt über vier Hochpässe und erreicht mit dem Breithorn (4165 m) sogar einen Viertausender (vgl. "Alpinismus", Juni 1965). Nicht minder großartig ist eine Querwanderung durch die südlichen Walliser Täler von Saas-Fee nach Arolla mit der Bella Tola (3001 m), einem der lohnendsten Aussichtsberge der Alpen (vgl. "Alpinismus", August 1965). Die siebentägige Wanderung rund um das Schilthorn (2870 m) im Lauterbrunner Tal (s. "Alpinismus", Februar 1968) wurde sogar in das Programm der österreichischen Bergsteigerschulen aufgenommen. Sie verlangt aber vollkommene Schwindelfreiheit und Trittsicherheit sowie eine entsprechende alpine Ausrüstung und ist daher einem Bergwanderer nicht ohne weiteres zu empfehlen.

Was der SAC für die Bergwanderwege nicht leisten konnte, das schuf in enger Zusammenarbeit mit ihm und mit dem Touristenverein "Die Naturfreunde" die 1934 gegründete "Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege" (SAW), die in viele kantonale Schtionen gegliedert ist. Die Arbeitsgemeinschaft hat nicht nur gegen 25.000 Kilometer Wege markiert, sondern auch viele neue gebaut. Dabei leisten die Gemeinden, die Kantone und der Bund große Zuschüsse. Man unterscheidet gelb markierte Wanderwege für jedermann, die mit gewöhnlichem Schuhwerk und ohne Gefahr begehbar sind, und weiß-rot-weiß markierte Bergwege, die größere Anforderungen an die Ausrüstung und die Bergtüchtigkeit der Wanderer stellen. Für die Markierung und den Unterhalt der Wanderwege wurden eigene Richtlinien ausgegeben (3. Auflage 1967).

Eine besondere Aufgabe stellte sich die SAW in der Festlegung von "Durchgehenden Wanderwegen". Es sind ihrer sechs, die im Jahre 1943 geplant, bis 1948 vollendet und in der Folge stellenweise abgeändert wurden. Gerade in den letzten Jahren war die SAW bestrebt, die durchgehenden Wanderwege wieder zu einem Schmuckstück ihres Wegenetzes zu machen. Im einzelnen handelt es sich um folgende Strecken, die von Grenze zu Grenze durch die ganze Schweiz führen:

- I. Mittellandroute vom Bodensee zum Genfer See.
- Alpenrandroute als Verbindung vom Bodensee zum Genfer See dem Alpenrand entlang.
- III. Alpenpaßroute zwischen Sargans und Genfer See.
- IV. Rhein-Rhône-Route von Chur nach Lausanne.
- V. Jurahöhenweg.
- VI. Nordsüdroute von Basel nach Lugano.

Die Gesamtlänge dieser Wege ist 1800 Kilometer. Besonders beliebt und auch von Ausländern begangen sind der Nordsüdweg von Basel nach Lugano und der Jurahöhenweg. Man hält diese Weitwanderwege in der Schweiz für so wichtig, daß, entgegen der früheren Einstellung, der Bund ein Drittel für die Schaffung und Erhaltung beigetragen hat, womit er ein nachahmenswertes Beispiel auch für andere Länder gab.

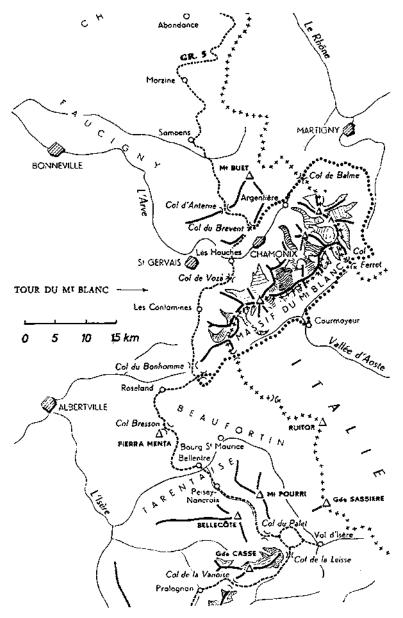
Einen besonderen Hinweis verdienen auch die Höhenwege der SAW: Gotthardweg Hospental—Paßhöhe (wird wegen Straßenbauarbeiten verlegt), Strada Alta (Levantina-Höhenweg) Schönbül—Brienzer Rothorn, Montana—Leukerbad. Natürlich eignen sich in der Schweiz auch viele alte Paßwege, die in der Zeit des Straßenbaus verödet sind, für eindrucksvolle Wanderungen. Als Beispiel hiefür sei die Gemmi genannt. Besonders soll auch der Höhenweg am Lötschberg genannt werden.

"Wege sind kein Luxus", stellt der Jahresbericht 1967 der SAW fest, "mehr und mehr wächst die Erkenntnis: das Wandern leistet für die Gesundung und Kräftigung der Jugend sowie für die Erhaltung der Frische und Spannkraft bis in das hohe Alter einen wesentlichen Beitrag." Vorbildlich sind in diesem Zusammenhang die vom Verlag Kümmerly und Frey herausgegebenen Schweizer Wanderführer und die Berner Wanderbücher, von denen schon je über 20 Stück erschienen sind. Sie sind wegen der darin geschilderten landschaftlichen und kulturellen Werte eine nicht zu unterschätzende Werbung für die Schweiz.

Was über den Wegbau des SAC gesagt wurde, gilt erst recht für den Französischen Alpenclub (Club Alpin Français, CAF). Auch er hat nur 50.000 Mitglieder, die beim 50-Millionen-Volk der Franzosen gerade ein Promille ausmachen. Der CAF ist ja in besonderem Maße rein bergsteigerisch eingestellt. Auch in den französischen Alpen liegen die Schutzhütten sehr hoch, die Zugänge zu ihnen sind oft besonders schwierig und jedenfalls nicht als Wanderwege geeignet.

In der Generalversammlung des CAF in Paris am 21. April 1968 hat man festgestellt, daß das Wandern im Gebirge in Frankreich zwar verhältnismäßig wenig geübt werde, gegenwärtig aber einen gewissen Aufschwung nähme. Man hat deshalb einen eigenen Ausschuß für das Wandern geschaffen, um einerseits die Wanderwege stärker zu fördern und andererseits "Höhenwege (Hautes Routes) und "Hangwege" (Sentiers en balcon) zu erstellen, wobei man im Hochdauphiné und in den Pyrenäen beginnen will.

Mit diesen neuen Bestrebungen schließt sich der CAF dem französischen Nationalkomitee der großen Wanderwege (Comité National des Sentiers de Grande Randonnée, abgekürzt CNSGR) an, das im Jahr 1947 geschaffen wurde, um die schon von früher vorhandenen Wanderwege zu verbinden und zu erweitern (siehe R. Beaumont, La Montagne, Oktober 1960). Auf diese Weise wurden einheitlich rot-weiß markierte Weitwanderwege geschaffen, die schon im Jahre 1960 eine Länge von 4000 Kilometern hatten. Der bedeutendste Weitwanderweg im Gebirge mit der Bezeichnung GR 5 führt in einer Länge von 1200 Kilometern von Luxemburg bis an das Mittelmeer. Er durchzieht die ganzen französischen Alpen. Mit ihm verbindet sich der Rundweg um den Montblanc (Le Tour du Mont Blanc) mit einer Länge von 150 Kilometern, der alljährlich von mehreren tausend Bergwanderern begangen wird.



WEITWANDERWEG GR 5 DURCH DIE FRANZÖSISCHEN ALPEN
(Nach La Montagne, Oktober 1960)

Weiter südlich wurde 1966 vom Nationalkomitee der großen Weitwanderwege "Le Tour de l'Oisans" unter der Bezeichnung GR 54 geschaffen. In zehn Strecken von zehn bis elf Gehstunden umrundet dieser Weg die großen Gebirgsgruppen La Meije, Barre des Ecrins und Pelvoux. Der 200 Kilometer lange Weg ist für einen guten Geher ungefährlich, jedoch muß er dabei 12.000 Meter Höhenunterschied im Auf- und Abstieg überwinden.

In einem kleineren Kreise verläuft innerhalb davon der Rundweg um die Barre des Ecrins, der höhere Anforderungen an Bergerfahrung und Ausrüstung stellt, aber vielleicht gerade dadurch viele Bergsteiger anlockt (R. Canac in: La Montagne, April 1968; vgl. auch "Alpinismus", Mai 1964).

Ein gletscherfreier, landschaftlich aber nicht minder prachtvoller Wanderweg ist GR 9, der vom Jura über Grande Chartreuse, Vercors und Provence zur Côte d'Azur leitet.

So sind also die französischen Alpen nicht nur für die Spitzenbergsteiger, sondern auch für die Bergwanderer verlockend geworden. Alpenvereinsmitglieder werden sich freilich darauf gefaßt machen müssen, daß sie nicht überall so leicht eine Unterkunft im Gebirge finden werden wie in den Ostalpen.

Weitwanderwege in den deutschen Mittelgebirgen

Kurz sei in diesem Zusammenhang auch auf Wandern und Wege in den deutschen Mittelgebirgen hingewiesen, wo viele Vereine in dieser Hinsicht vorbildlich arbeiten. Als Beispiel sei der Schwäbische-Alb-Verein genannt, der 1968 in seinen 550 Ortsgruppen 90.200 Mitglieder hatte, davon 34 Prozent Jugendliche. Sein Wegenetz ist 13.000 Kilometer lang. Der jährliche Haushalt weist über eine Million DM für die Vereinszwecke aus. Seit 1939 ist Georg Fahrbach Vorsitzender des Vereins. Gleichzeitig steht er seit 1949 auch an der Spitze des Verbandes Deutscher Gebirgs- und Wandervereine (48 an der Zahl mit 330.000 Mitgliedern). Darüber hinaus gründete er 1951 die Arbeitsgemeinschaft deutscher Heimat-, Wander- und Naturschutzbünde, die 2,5 Millionen Mitglieder zählt. Diese Arbeitsgemeinschaft arbeitet wieder mit der Alliance Internationale de Tourisme (A. I. T.) zusammen, die eine eigene Kommission für das Wanderwesen hat; sie beschäftigt sich in besonderer Weise auch mit den durchgehenden Wanderwegen.

Die von den deutschen Mittelgebirgsvereinen angelegten und unterhaltenen Wanderwege haben eine Länge von 121.000 Kilometern ohne die vielen Rundwanderwege, die — von Wanderparkplätzen ausgehend — in den letzten Jahren neu angelegt und bezeichnet wurden. Die längsten Weitwanderwege sind der Nordsüdweg von der Nordsee bis zum Bodensee und der frühere Saar-Schlesien-Weg, der jetzt leider am "Eisernen Vorhang" endigt. Das Zeichen für den ersten Weg ist das weiße, für den zweiten das blaue Andreaskreuz.

Der schönste Erfolg der Zusammenarbeit der deutschen Wanderfreunde mit den französischen und den schweizerischen ist der rund um Basel führende "Dreiländerweg" (Sentiers des Trois Pays), auch als "Große Schleife" bezeichnet. Er wurde vom Schwarzwaldverein, vom Vogesenclub und von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Wanderwege geschaffen. Ausgehend von Waldshut am Hochrhein, führt der Weg über den Schwarzwald nach Freiburg im Breisgau, von dort über den Kaiserstuhl nach Colmar und in die Vogesen, weiter durch den Sundgau in den Schweizer Jura und diesen entlang nach Waldshut zurück. Der ganze Weg ist 407 Kilometer lang und erfordert rund 125 Gehstunden oder 21 Tage. Die landschaftliche Schönheit der vom Dreiländerweg durchzogenen Mittelgebirge und die reichen an ihm gelegenen Kulturdenkmäler werden sicher dazu beitragen, daß dieser Weitwanderweg eine völkerverbindende Brücke im Sinne seiner Begründer werden wird.

Gar viel ließe sich auch über Wandern und Wege in den nordeuropäischen Ländern und auf den Britischen Inseln sagen. Wir müssen aber unseren Bericht, der sich ja hauptsächlich auf die Alpen bezieht, abbrechen. Nur einen raschen Blick wollen wir noch über den Atlantischen Ozean werfen, um den längsten Gebirgswanderweg der Welt kurz zu beschreiben.

Weitwanderwege in den Vereinigten Staaten von Amerika

Die Vereinigten Staaten, das am stärksten motorisierte Land der Welt, besitzen mit dem Appalachenpfad (Appalachian Trail) auch den weitaus längsten einheitlichen Wanderund Höhenweg. Er beginnt im Nordwesten mit dem Mount Katahdin im Staate Maine
und zieht den ganzen Gebirgszug der Appalachen entlang bis zum Mount Oglethorpe im
Staate Georgia im Südosten. Meist verläuft er auf bewaldeten Rücken, stellenweise, wie
am Mount Washington im Staate New Hampshire, auch über hochgebirgsartige Kämme.
Mit seinen 3300 Kilometern entspricht er der dreifachen Alpenlänge.



Dieser Appalachenpfad, einheitlich markiert und mit AT bezeichnet, wurde von 26 Wandervereinen und zahlreichen öffentlichen Stellen geschaffen. In Abständen von je einem Tagesmarsch findet der Wanderer einen Unterstand oder einen eingerichteten Lagerplatz zum Übernachten. Die Verpflegung muß er aber selbst mitbringen. Von den Bewohnern der großen Städte im Osten wird der Appalachenpfad gerne aufgesucht und abschnittsweise begangen. Der Erstbegeher der gesamten Strecke brauchte dafür 123 Tage.

Das Gegenstück ist der Pacific Crest Trail, der, 2000 Kilometer lang, von der kanadischen bis zur mexikanischen Grenze zieht.

Abwegig wäre der Gedanke, über das ganze andine Gebirgssystem von Alaska bis zum Feuerland einen Weitwanderweg zu legen. Immerhin ist es aber bereits möglich, diese Strecke über die beiden amerikanischen Kontinente hinweg mit dem Kraftwagen zu befahren, ein kleines Zwischenstück in Panama ausgenommen.

Ausblick

Wir dürfen uns freuen, daß unsere Alpen, wie bei den Gipfelhöhen, auch in ihrer waagrechten Erstreckung noch menschlich überschaubare Maße haben. Sicher wäre es ja einem ausdauernden Geher möglich, sie auf den hier beschriebenen Weitwanderwegen in ihrer ganzen Länge zu durchwandern. Angesichts der im Auf- und Abstieg zu überwindenden Höhenunterschiede müßte man wohl gegen vier Monate dafür rechnen, bei Aufteilung der Strecken auf mehrere Sommerurlaube eine noch zu bewältigende Aufgabe. Wer wird sich wohl als erster daran wagen?

Dazu aufzufordern, war allerdings nicht die Absicht der vorstehenden Ausführungen. Sie wollten vielmehr zeigen, daß wir uns bei der Errichtung von Weitwanderwegen im Gebirge in bester bergsteigerischer Gesellschaft befinden. Wenn wir dabei zuerst auch an unser eigenes ostalpines Arbeitsgebiet denken, so würden wir damit im Rahmen der gesamten Alpen doch auch eine europäische Aufgabe erfüllen.

